Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens,

nebst andern Zugaben

für Freunde des Innern.

Herausgegeben von

Dr. Justinus Kerner.

Vierter Band. Erstes Heft.

Stuttgart.
Verlag von Ebner und Seubert.
1847.

Inhalt.

Seite.

Thierischer Magnetismus 1
Meßmer und die französische Akademie der Wissenschaften 6
Lavaters Aeußerungen über den Magnetismus 13
Ueber animalischen Magnetismus 21
Ueber Operationen während des magnetischen Schlafes . 22
Geschichte einer Idiosomnambulen bis zu ihrem Tode . . 27

Zur Pneumatologie.
Glück's Urtheil über die Gespenster 60
Mein Großvater 62
Eine merkwürdige Spuckgeschichte 68
Eine Erscheinung in dem Schlosse W. 83
Eine Erscheinung 88
Die weiße Frau zu Berlin 88
Ein Gelehrter stirbt von der Erscheinung eines Andern . 90
Erscheinungen auf dem Landgut zu L. 92
Der Todtenprediger 93
Das Gerippe 94

Vorausschauen und zweites Gesicht.
Die Familie Lysius 96
Voranzeigen des Todes 118
Ein merkwürdiges Vorausschauen 118
Seliger Vorbote 119
Der englische Beistand 120

Zum Traumleben gehörend.
Warnender Traum 123
Vorausfagender Traum 124

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Wellcome Library

https://archive.org/details/s8id13406790

Thierischer Magnetismus.

I.

Es ist schmerzlich, zu erkennen, wie schon so lange die Natur eine ihrer hülfreichsten Kräfte gegen Krankheiten in das Wissen der Menschen gelegt hat, ohne daß von dieser Kraft von der Wissenschaft die Anwendung in der Ausdehnung, die ihre Größe so sehr verdient, gemacht wird: ich spreche von den Einwirkungen des thierischen Magnetismus, besonders in krankhaften Nervenzuständen des Menschen. Diese Heilkraft, die Meßmer in dem Jahre 1780 in die gelehrte Welt einführte und mit ihr von der Akademie der Wissenschaften in Paris als ein Marktschreier schnöde abgewiesen wurde, war schon lange vor dieser seiner Einführung von Einzelnen unter unserem Volke erkannt und angewendet, ja schon in früheren Zeitaltern von Aerzten und Priestern (z. B. im Tempelschlafe und in den egyptischen Mysterien) ausgeübt; von Aerzten und Priestern, die tiefer in die Natur eingiengen und ihr näher verwandt waren, als die Herren der Akademie der Wissenschaften in Paris und andere sich auf unsern Cathedern und in unsern Krankenhäusern als sehr weise brüstende Herren.

Es ist freilich wahr, daß diese Naturkraft auch nur bei solchen Menschen wohnt und nur von solchen erkannt und angewendet werden kann, die sich noch nicht durch ein gesteigertes Gehirnleben von der Natur zu sehr entfernten und deren Salz dadurch dumm wurde. Bücherwürmern wohnt sie

nicht inne. Alle sympathetische Kuren, die uns schon so häufig die auffallendsten Resultate lieferten, basiren sich auf diese von der Wissenschaft noch nicht genug erkannte und noch nicht genug von ihr aufgenommene Naturkraft. Sie scheint das Eigenthum solcher Menschen bleiben zu sollen, die durch Lebens- und Denkungsweise noch nicht so sehr wie die Kaste der Gelehrten von der Nabelschnur der Natur abgelöst sind.

So scheint dieses göttliche Heilmittel in seinem ganzen Wesen die Schuld selbst zu tragen, daß es so schwer in das gelehrte Ausüben aufgenommen wird.

Erst heute sahen wir, wie ein schlichter Landmann einen Nervenschmerzen, den die gelehrte **Materia medica** nicht zu stillen vermochte, durch Bestreichung des Nervens mit seiner Hand hob.

Folgender Fall aber, den wir im vergangenen Sommer erlebten, sollte billigerweise die Anwendung dieser göttlichen Naturkräfte in Nervenleiden, besonders in solchen des Rückenmarkes, wo die gewöhnliche **Materia medica** und ihre auf dem Catheder gerühmten Wirkungen oft so sehr täuschen, den Aerzten an's Herz legen.

Eine russische Dame von ungefähr 40 Jahren, Gattin eines berühmten Arztes in Petersburg, that vor einigen Jahren einen schweren Fall, wodurch sie, wahrscheinlich in Folge der Erschütterung des Rückenmarkes, jedoch ohne mechanische Verletzung desselben, eine Lähmung der Füße bekam. Es wurden dagegen die Mittel der gewöhnlichen **Materia medica** bis zum Brennen angewendet, aber vergeblich. Nun wurde der Rath gegeben, den thierischen Magnetismus zu versuchen, durch welchen die Leidende auch auffallende Besserung, aber keine gänzliche Heilung, erhielt. Man wandte nun im nächsten Jahre die Bäder des Auslandes, die deutschen, ohne großen Erfolg an, zuletzt die des Wildbads, wodurch aber große Verschlimmerung eintrat, so daß diese Leidende wie vor Anwendung des Magnetismus wieder ganz gelähmt und nicht zu gehen fähig war.

Dieß machte in ihr den Wunsch rege, sich noch einmal dieser Naturkraft zu unterwerfen. Sie begab sich zu dem Ende nach Weinsberg, in der Hoffnung, daß ich noch magnetische Kuren vornehme. Da dieß aber wegen meines Alters und Leidens der Augen nicht mehr geschieht, die Dame aber ungerne getäuscht wieder umkehren wollte, so unternahm mein Sohn, an dem diese Naturkraft in ausgezeichnetem Maße haftet, die magnetische Manipulation an ihr. Die Dame war, als sie hier ankam, wegen Lähmung der Füße nicht zu stehen und zu gehen im Stande, aber schon nach der ersten magnetischen Manipulation fühlte sie Erleichterung, nach der zweiten konnte sie stehen, nach der dritten geführt gehen und nach acht Tagen ging sie nicht nur allein, sondern fühlte sie sich auch ganz gestärkt und genesen.

In Lähmungen, in Schwindung der Glieder, in Nervenschmerzen u. s. w., die so oft stattfinden, wenn die Leitung des Nervenfluidums unterbrochen, die Nerven gleichsam unterbunden sind, ist Magnetismus bestimmt von der heilsamsten Wirkung. Das sind Fälle, in welchen die jetzigen Steckenpferde der mechanischen Aerzte, Leberthran, Jod und Glüheisen so oft vergebens Monate und Jahre lang geritten werden; geritten bis zur völligen Erschöpfung des Leidenden. Schreitet man dann erst (wie es gewöhnlich am Ende doch auch in solchen Fällen geschieht) zu magnetischen oder sympathetischen Mitteln, so ist es zu spät, gewiß aber wäre in solchen Fällen gleich anfänglich durch magnetisches Einwirken die Leitung des Nervenfluidums wiederhergestellt und Schmerz, Entzündung und Geschwülste, die oft in Eiterung und Knochenverderbniß übergehen, noch verhindert worden.

Magnetische und sympathetische Mittel werden immer angewendet in Leiden, wo alles andere nichts fruchtet, der mechanische Arzt die Kranken verläßt, und Tod und Verzweiflung nahen, dann sollen sie helfen. Hie und da helfen sie auch da zum Wunder noch, aber, wären sie gleich

anfänglich angewendet worden, hätten sie gewiß oftmals den Jammer nicht auf diese Höhe kommen lassen.

Der Unfug, der gegenwärtig in der mechanischen Medicin mit Leberthran und Jod getrieben wird, mit deren Wundern ein Arzt den andern anlügt, übertrifft an Schaden gewiß den Unfug, der unter dem Volke mit Amuletten und sympathetischen Mitteln geschieht; während gegen erstere kein Verbot existirt, letztere aber sehr verpönt sind.

Ich spreche natürlich hier nur von den übermäßigen Gaben des Jods, wie sie jetzt im Gebrauche sind und von dem Gebrauche des Leberthrans blindlings in allen chronischen Uebeln.

Es kommt mir übrigens, an jene Verpönung sympathetischer Mittel, besonders der der Amulette, denkend, in Erinnerung, was über sie ein Mann aussprach, der auch die Würde eines Oberamtsarztes begleitete, der die besondere Obliegenheit haben soll, das Volk vor allem Aberglauben zu warnen, ein Mann, der auch in der rationellen Medicin, besonders durch seine klassische Schrift über den Kroup der Kinder, sich einen Namen erwarb und lange Jahre Lehrer der Psychologie und Psychiatrie auf unserer Landesuniversität war. Dieser schreibt also: „Amulet — „ein entsetzliches Wort in unserm Jahrhundert, wo die Ver„nunft so nahe daran ist, einen allgemeinen Sieg über alle „Finsternisse, besonders des Mittelalters, davon zu tragen. „Wie können zum Hervorrufen solcher Mittel wie Amulets, „sympathetische und magische Heilungsweisen sich wissenschaft„liche und gebildete Menschen (Oberamtsärzte!!) verirren! „Das ist die Sprache der Recensenten und anderer. Es gibt „aber dreierlei Potenzen für die Heilbestrebungen: Natur„potenzen, organisch-geistige Potenzen und rein geistige Po„tenzen.

„Ist der Leib krank und in Mißverhältniß gezogen, so „kommt der Arzt mit dem großen Apparate von Metallen, „Erden, Salzen, Wurzeln, Kräutern, Rinden und allerlei

„thierischen Substanzen und heilt. Wie viele Materialien sind „zusammengehäuft in Büchern und Apotheken! Tausend Er„fahrungen sprechen für erprobte Mittel. Sie sind alle er„kannt! — wer möchte dies bestreiten?

„Aber es gibt auch organisch-geistige Potenzen; und dies „ist eben der leidige Magnetismus, der, weil er in tausend „Geschichten umherspukt, nicht mehr sich abweisen läßt. Der „ganzen Apotheke wird hier die Kraft der menschlichen Hand „zur Seite gestellt und gar viele Geschichten beweisen, daß „wo jene nichts half, diese half. Hiezu gehört aber nicht „blos ein rationeller Arzt, sondern auch ein guter und ge„müthlicher Mensch. Es ist nicht blos die organische Ein„wirkung der menschlichen Hand, sondern die zugleich psychi„sche des ganzen Menschen, was heilend wirkt." (Ich möchte aber hier noch hinzusetzen, daß zu einer wirksamen magnetischen Manipulation, dem, der sie ausübt, auch die besondere magnetische Kraft von der Natur aus inwohnen muß.) „Aber dennoch gibt es noch eine höhere Heilart, es „ist die rein geistige, oder magische und dahin gehören die „Amulette u. s. w."

In nachfolgender Nummer findet der Leser wie schwer es schon Meßmer, dem Entdecker des thierischen Magnetismus, wurde, dieser seiner geistigen Entdeckung bei im Gehirnleben einseitig gewordenen Gelehrten Geltung und Eingang zu verschaffen, und wie sie ganz wie noch heute von dieser Kaste verworfen und verspottet wurde. In der dritten Nummer aber folgen Lavaters gesunde Urtheile über die damals noch neue Entdeckung durch Meßmer.

2.

Meßmer und die französische Akademie der Wissenschaften.

Wenn wir in jüngster Zeit sehen, wie schwer es Entdeckern neuer Naturwahrheiten wird, hauptsächlich bei gelehrten Kasten ihre Entdeckungen geltend zu machen, wenn wir sehen, wie die Entdeckung der Schießbaumwolle und wie die Entdeckung des Vitriolæthers als eines Mittels, Operationen schmerzlos zu machen, namentlich von der Akademie der Wissenschaften in Paris anfänglich nur mit Verachtung und Spott behandelt wurden, so fällt uns bei, wie dem thierischen Magnetismus und seinem Vertreter Meßmer das gleiche Schicksal dereinst vor den Schranken dieser durch Gelehrtheit dumm gewordenen Versammlung wurde.

Es wird für den Leser dieser Blätter nicht ohne Interesse seyn, wenn wir seine Erzählung und Klage hierüber, wieder in seinen eigenen Worten hervorrufen, wie er sie in einer im Jahre 1781 in französischer Sprache geschriebenen Schrift gab. Es lautet in der Uebersetzung also:

„Schon vor 14 Jahren (1766), kündigte ich der gelehrten Welt das erstemal das Daseyn des thierischen Magnetismus an.

Die wienerisch-österreichische Fakultät der Aerzte (von der ich ein Mitglied bin), hätte ihrer wesentlichen Bestimmung gemäß die von mir angekündigte Wahrheit und ihre Vortheile auf's genaueste prüfen, ihr Ansehen verschaffen, sie in das gehörige Licht setzen können. Mußt ich mir nicht schmeicheln: daß sie sich bemühen würde, die Richtigkeit meiner Behauptungen zu bezeugen, ihren Nutzen bekannt zu machen? Ich wandte mich in dieser Hoffnung an die Fakultät, allein der Erfolg betrog meine Wünsche und anhaltende Geduld. Endlich fühlte ich, vom Neid, heimlichen Anschlägen und Verleumdungen ermüdet, vielleicht auch von der Stärke der Seele getrieben, die einem Manne, welcher die Wahrheit auf bisher unbetretenem Wege verfolgt, unent-

behrlich ist, die Nothwendigkeit, mich zu erholen und einige Reisen schienen mir das schicklichste Mittel, um von meinen, eben so langen als beschwerlichen Geschäften auszuruhen.

Ohne eine bestimmte Absicht erreichte ich im Februar 1778 Paris. Hier machte man mir Hoffnung, glücklicher als in meinem Vaterlande zu seyn und ich ließ mich bewegen, der dortigen Akademie der Wissenschaften die mein Lehrgebäude betreffenden Sätze zu überreichen, allein sie wurden nicht vortheilhaft aufgenommen und bei der königl. Gesellschaft der Aerzte in Paris hatte ich kein besseres Schicksal.

Endlich veranlaßte mich Herr d'Eston, erster Leibarzt des königl. Herrn Bruders: Grafen von Artois, und Mitglied der medicinischen Fakultät in Paris, mich an seine Fakultät zu wenden. Nun setzte uns der Vorgang mit der Akademie der Wissenschaften und der Gesellschaft der Aerzte in die Nothwendigkeit, uns gegen die Wirkungen des Vorurtheils sicher zu stellen und zwei ganze Jahre wurden dazu verwendet. In den ersten Monaten suchten wir die Gesinnungen verschiedener Aerzte, wie auch anderer Gelehrten zu vereinigen und ich verabsäumte keine schickliche Gelegenheit, um mit ihnen bekannt zu werden.

Im Jahre 1779 ließ ich eine Abhandlung über meine Methode drucken. Bald darauf vereinigten sich drei bekannte Aerzte mit Herrn d'Eston, um die Erfahrungen über den thierischen Magnetismus zu beobachten. Eine Folge von diesem war, daß Herr d'Eston seine Beobachtungen im Drucke herausgab. Endlich glaubten wir alles hinlänglich vorbereitet zu haben und ich ersuchte Herrn d'Eston, der pariser medicinischen Fakultät die Mittel vorzulegen, die ich für die schicklichsten halte, alle Zweifel zu zerstreuen, die in der wichtigen Frage, die ich ihren Einsichten vorzutragen gesonnen war, etwa gemacht werden könnten. In dieser Absicht übergab ich ihm einen von mir geschriebenen Aufsatz, in dem ich schließlich die Fakultät ersuchte, mit mir gemeinschaftlich eine bestimmte Anzahl Kranke in die Kur zu neh-

men, und zwar so, daß sich die Wirkungen der neuen Heilart mit denen der alten vergleichen ließen.

Jedermann sieht in diesem meinem Betragen das redliche frei. Ja, ich schmeichle mir, daß auch, weder in der Schreibart, noch im Ganzen, irgend etwas befindlich ist, welches die Gesellschaft, an die ich mich wandte, hätte übel nehmen können.

Endlich hielt auf Herrn d'Estons Vorstellung die Fakultät eine völlige Versammlung.

Herr d'Eston las meine Sätze vor, unterstützte sie durch eine Rede und legte beide in der Urschrift zu den Akten.

Am nämlichen Tag, in der nämlichen Versammlung, wurde Herr d'Eston aus dem Verzeichniß der Mitglieder der Fakultät ausgestrichen, aus der Ursache, weil er seine Beobachtungen über den thierischen Magnetismus herausgegeben habe. Meine Vorschläge aber wurden mit Geringschätzung und Heftigkeit verworfen.

Gleich anfänglich machte das gegen Herrn d'Eston und mich beobachtete Verfahren der Fakultät in Paris einen allgemeinen Lärm und Unwillen. Als aber die erste Hitze vorüber war, kam man geschwind so weit, den thierischen Magnetismus blos als einen Unterhaltungsstoff anzusehen. Jeder glaubte, bei diesem Anlasse könne er seinen Verstand zeigen und man spricht auch jetzt in der That in Paris von ihm nicht nach Gründen, sondern je nachdem man sich an einem Orte befindet, nachdem die Leute sind, mit welchen man spricht und nach der Stellung der Gesellschaften, in die man verwickelt ist.

Beschützende Gönner, Anhänger, Gegner, Gelehrte aller Art, Herr d'Eston, der thierische Magnetismus, meine Kranke und ich, sind bald abwechselnd, bald auf einmal, der Gegenstand des Scherzes, womit sich das müßige Paris wenigstens eben so oft, als die französische lustige Laune unterhält. Franzosen, welche ihre Nation aus dem Grunde

zu kennen glauben, behaupten: daß es Frankreich unmöglich sey, einem vernünftigen Grunde Gehör zu geben, ohne ihn vorher durch tausend elende Schlüsse bekriegt zu haben. Ist es wahr, so sehe ich dem Augenblicke wirklich entgegen, wo man mich mit der äußersten Aufmerksamkeit anhören wird: denn die Menge von abgeschmackten Urtheilen, zu denen ich unverschuldet Stoff gab, ist ganz unglaublich.

Inzwischen befand sich Herr Le Roi, Direktor der Akademie der Wissenschaften zu Paris, unter meinen Bekannten. Er hatte vielen von meinen Versuchen beigewohnt, die Wirklichkeit meiner Entdeckungen anerkannt, schien die Folgen gründlich zu schätzen und Theil an ihrem glücklichen Erfolge zu nehmen.

Ich machte ihm kein Geheimniß daraus: daß mich der wenige Antheil, den die Akademie an meinen Eröffnungen nehme, ungemein befremde und daß ich ihre Gleichgültigkeit bei einer das Wohl der Menschheit betreffenden Frage, gar nicht fassen könne.

Herr Le Roi bot mir bei der Akademie seine Vermittlung an, wenn ich mich entschließen wolle, einen zweiten Versuch zu wagen. Ich gab ihm die mein System betreffenden Sätze und wir bestimmten den Tag, an dem ich in der Akademie erscheinen sollte, um selbst Zeuge von seinem Vortrage zu seyn. Ich hielt Wort und kam zeitig genug, um zu sehen, wie sich die Akademie der Wissenschaften in Paris versammle.

So wie die Mitglieder ankamen, trat eine Partie da, die andere dort, zusammen, von welchen sich vermuthlich eine jede über wissenschaftliche Fragen unterhielt. Ich vermuthete, daß wenn die Gesellschaft zahlreich seyn würde, um für vollständig gehalten zu werden, so werde sich die bisher getheilte Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand heften, aber ich betrog mich. Jeder setzte seine Unterredung fort und vergebens bat sich Herr Le Roi, als er sprechen wollte, Stille und Aufmerksamkeit aus. Er wiederholte seine Bitte,

wurde aber von einem Mitgliede darüber getadelt: er dürfe hier keine Stille und Aufmerksamkeit erwarten, er könne ja die Schrift, die er wirklich vorlese, zu den Akten legen, oder den Mitgliedern auf irgend eine andere Art bekannt machen. Herr Le Roi kündigte einen zweiten, neuen Gegenstand an, war aber nicht glücklicher. Ein anderes Mitglied bat ihn sehr artig, er möchte doch lieber etwas anderes vornehmen, es mache Langeweile. Le Roi wollte eine dritte Abhandlung vorlesen, und nun rief ein drittes Mitglied: ach! dieß ist ja blose Marktschreierei! Zum Glücke für mich, war noch kein Wort von mir gesprochen worden. Ich verlor ganz den Faden der angestellten Sitzung der Akademie, dachte über die Hochachtung nach, die ich immer für die Akademie der Wissenschaften in Paris hegte, und dachte: wie Vieles verehrt man in der Ferne, das in der Nähe erstaunlich verliert. —

Endlich weckte mich Herr Le Roi aus meinen Träumen auf, sagte mir: daß er von mir sprechen wolle. Ich aber bat ihn sehr lebhaft, die Sache lieber auf einen andern Tag zu verschieben. „Mich dünkt," sagte ich, „diese Herren sind heute sehr übel aufgeräumt. Man erwies Ihnen nicht die gehörige Achtung. Ist es wohl zu erwarten, daß man hier für einen Fremden, wie ich bin, mehr thun werde? Auf jeden Fall wünsche ich bei dieser Vorlesung nicht gegenwärtig zu sein." Und ich wäre auch in der That weggegangen, hätte Herr Le Roi meine Bitte abgeschlagen.

Wie die Versammlung angefangen hatte, so endigte sie sich. Ein Mitglied schlich sich nach dem andern weg, und bald waren nur noch zwölf Personen da, die Herrn Le Roi neugierig genug machte, daß sie mich baten, Versuche zu machen.

. . . . . .

Man vereinigte sich dahin, ich sollte keine Kranke annehmen, deren Zustand nicht vorher von Aerzten der Pariser mediciniſchen Fakultät untersucht worden, um dann den Er-

folg der Kur nach Beendigung derselben durch abermalige Untersuchung von derselben beurtheilen zu können.

Ich band mich genau an diese genommene Abrede, begab mich im Mai 1774 mit einigen Kranken in das zwei Stunden von Paris entlegene Dorf Crebell und schrieb den folgenden 22. August folgenden Brief an Herrn Le Roi:

„Mein Herr!

Ich hatte in Paris oft die Ehre, mich mit Ihnen, als dem Direktor der Akademie der Wissenschaften, über den thierischen Magnetismus zu unterhalten. Auch einige Ihrer Mitglieder sprachen mit mir über den nämlichen Gegenstand. Sie scheinen durch meine vor Ihren Augen angestellten Versuche von der Existenz desselben fühlbar überzeugt zu seyn. Ich übergab Ihnen meine kurzen Sätze davon, um sie der Akademie vorzulegen. Auch dem Herrn Grafen von Maillabois händigte ich einen denselben betreffenden Aufsatz ein. Sie beide scheinen zu wünschen, daß ich auch den Nutzen meiner Entdeckungen durch Erfahrungen beweisen möchte. In dieser Absicht übernahm ich die Kur verschiedener Kranken, welche, dieß Vorhaben zu befördern, die Güte hatten, sich in das Dorf Crebell, wo ich mich seit vier Monaten aufhalte, zu begeben. Ohngeachtet ich nun noch nicht weiß, wie die Akademie über meine Sätze denkt, so bin ich doch so frei, dieselbe durch Ihre Vermittlung, und Sie, mein Herr! besonders einzuladen, um den Nutzen des thierischen Magnetismus bei den eingewurzelsten Krankheiten durch ihren Augenschein zu bestätigen. Die Kuren gehen mit diesem Monat zu Ende und ich schmeichle mir, daß Sie die Güte haben werden, mir die Gesinnungen der Akademie, wie auch den Tag und die Stunde zu melden, wenn ich die Ehre haben soll, einen Besuch von ihren Abgeordneten zu erhalten, damit ich doch Anstalt zu ihrem Empfange machen kann. Ich habe die Ehre u. s. w.“

Diesen Brief fand die Akademie nicht für gut zu beant-

worten. Nun lag mir daran, zu erfahren, was vorgegangen war. Man versicherte mich: Herr Le Roi sei wirklich so gütig gewesen, der Akademie mein Schreiben vorzulegen, aber durch die Herren d'Aubenton und Vicq d'Azir verhindert worden, es vorzulesen: denn diese Herren hätten sich förmlich dafür erklärt: man solle sich mit meiner Entdeckung gar nicht beschäftigen.

Herrn Vicq d'Azirs Betragen befremdete mich nicht, wohl aber des Herrn d'Aubentons. Der in Schriften und Ruhm nacheifernde Mitgenosse eines unsterblichen Mannes, der vertraute Freund des berühmten Sängers, den Frankreich und die Natur wetteifernd verehren, hätte nie vergessen sollen, daß wenn er mit sicherem Schritt an Herrn Buffons Seite der Nachwelt entgegeneilt, es gewiß in der Absicht geschieht, um auf einem Thron von unbegreiflichen Wundern zu ruhen.

Da erwarte ich ihn, um ihn zu fragen: Mit welchem Rechte er zur Natur sagte: „die Schranken deiner Macht liegen noch diesseits der Laufbahn, von der Meßmer selbst gesteht, daß ich sie durcheile."

Und nun habe ich eine genaue treue Erzählung von meinen Verbindungen mit der Pariser Akademie der Wissenschaften gemacht.

Es ist sonnenklar:

1) Daß ich die Pariser Akademie der Wissenschaften um ihre Unterstützung ersucht habe.

2) Daß ich Versuche angestellt, Kranke in die Kur genommen habe, die Akademie zu überzeugen.

3) Daß sie sich aber auch sehr wenige Mühe gegeben hat, überzeugt zu werden.

Und mehr verlange ich nicht."

3.

Lavaters Aeußerungen über den Magnetismus.

(Aus dessen Lebensbeschreibung, herausgegeben von seinem Tochtermann, Georg Geßner, ausgezogen.)

Ich glaube jetzt noch nicht an Meßmers ganzes System, obgleich ich mich nicht vermesse, unerhörter und frecher Weise über einen Mann abzusprechen, dem das Schicksal ein Geheimniß der Natur vertraut zu haben scheint, wie ich denn überhaupt allen, besonders nachtheiligen Entscheidungen über Menschen, von berühmten oder unberühmten Namen immer mehr von Herzen abzusterben trachten will — an Meßmers System glaube ich jetzt noch nicht ganz; aber ich glaubte, was ich von respektabeln Augenzeugen hörte, und glaube nun, was ich wohl zwanzigmal mit meinen eigenen Augen gesehen, mein Bruder, ein gewiß verständiger Arzt, der seltene Gabe hat, zwei Gaben, deren jede an sich sehr selten ist — die, scharf zweifeln, und die, fest glauben zu können, glücklich mit einander zu vereinigen, mehr als hundertmal mit eigenen Augen gesehen hat, und was jeder alle Tage sehen kann, „daß eine Kraft in dem Menschen ist, die durch eine gewisse Berührungsart in den andern hinübergehen kann, und die frappantesten und bestimmtesten Wirkungen hervorbringt: „ich glaube, daß einige vielleidende sensible, besonders mit Nervenbeschwerden äußerst geplagte Personen durch die Operation, die man, ich weiß nicht, ob mit Recht Magnetisation nennt, in einen divinatorischen Schlaf versetzt zu werden pflegen, in welchem sie nach der Beschaffenheit ihrer Organisation, ihres Charakters, ihrer Leidensumstände, viel feinere Wahrnehmungen machen, als sie beim Wachen zu thun vermögend sind, und Dinge, die sie und ihre Gesundheitsumstände betreffen, oft mit der pünktlichsten Genauigkeit vorher bestimmen.

Ich kann von meinem Leben nicht überzeugter seyn, wie davon, daß ich dadurch die Beschwerden meiner Frau auf die augenscheinlichste Weise erleichtert, und bei jeder neuen Regung so zu sagen, auf der Stelle wieder zu erleichtern vermögend bin. Mag nun alle Welt darüber lachen oder seufzen, das soll mich im Allermindesten nicht irre machen, ich weiß, was ich weiß, und sehe, was ich sehe. Glaubt's nun, oder glaubt es nicht; sey's nun Einbildung oder Wirklichkeit. Wenn ich durch Einbildung gesund bin, oder gesund mache — willkommen wohlthätige Einbildung! dich will ich lieber, als Wirklichkeit, die mich und Andere krank macht.

An Spalding Sohn schrieb er im October 1785:

Ich, Schwärmer, rufe immer: untersuchet! und kann es bei Andern nicht dazu bringen, die Philosophen heißen, und sich über meine Schwärmerei moquiren. — Bemerke ruhig, mein Lieber! der Magnetismus ist eine neuentdeckte Kraft der menschlichen Natur, eine Naturkraft. Nun ist jede Entdeckung einer Naturkraft wichtig, am wichtigsten, wenn sie im Menschen haftet, und für Menschen wohlthätig ist. Wer sich gegen eine wohlthätige Wirkung der Natur empört, ist nicht unser Freund. Jede Wirkung, die wohl thut, die einen positiven Anfang hat, ist von uns anders nicht als eine positive Action dessen, der Alles in Allem wirkt — von uns, die wir einen Alles in Allem Wirkenden, oder einen Gott annehmen, anzusehen. Ihm ist dafür zu danken; Er ist dadurch als mächtig und wohlthuend erkennbar. Durch dieß Gefühl wird unsere Erkenntniß einer Kraft — religiös.

Nun hat sich die längst durch Millionen verlachte Aeußerungen bewiesene Exaltationskraft oder Divinationskraft im Menschen einmal durch ganz entscheidende Fakta unwidersprechlich gemacht — dieß vorausgesetzt, was thue ich? — ich verehre diese nun sich zeigende Kraft, als

einen Strahl der Gottheit, als einen königlichen Stern der menschlichen Natur, als ein Analogon der unendlich vollkommneren prophetischen Gabe der Bibelmänner, als eine von der Natur selbst mir dargebotene Bestätigung der biblischen Divinationsgeschichten und das Mittel, diese Exaltation zu bewirken. — Handle ich unrecht?

Ich glaube mit Recht einen jeden Menschen und ein jedes Jahrhundert oder Jahrzehnt erzschwach, krankhaft, armselig, nervenlos und unphilosophisch nennen zu können, das sich sogleich gegen Alles, was Glauben heißt, empört, und doch alle Momente genöthigt ist, nach Glauben und Glaubenstakt zu handeln, unaufhörlich von Untersuchung spricht und unaufhörlich jammert, wenn man untersucht und untersuchen heißt, das denselben kränkenden Ekel, dieselbe altweibische Furcht, denselben unversöhnlichen Haß zum Voraus hat gegen jede neue Entdeckung, die nur vielleicht eine neue große Seite der Menschheit zeigen könnte, wie alle von diesen furchtsamen Schwachköpfen als Schwachköpfe verlachte, orthodoxe schwachmüthige Köhlergläubige vor Allem haben, was nur den Schein von Reformation haben könnte, — die mit einem kleinmüthigen Eigensinn die einmal gezogene Grenze ihres Wissens so scharf bewachen, daß sie jede Einfuhr einer neuen Wahrheit wie schrecklich strafbare Contrebande verwahren. Kannst du sagen, daß dieses nicht der Geist unseres Jahrzehnts sey, und ist der nicht unwissend, der es nicht sieht, und lumpig schwach, der es nicht sagen darf, wie ihn immer das Gelächter dieser schalen Köpfe angrinzen möge."

Wenn nur, schreibt er darüber an Garve, Charlatans nicht Alles ekelhaft machen, und Schurken nicht Alles entheiligen, und Schwärmer aus etwas sehr Natürlichem keine Wunder machen. Das bezeuge ich, es mag geglaubt werden oder nicht, daß ich, lange ehe ein Wort von Magnetismus geredet ward, ohne an so was zu denken, Wirkungen, die mich in Erstaunen setzten, wahrgenommen habe, von denen

ich nun beinahe gewiß bin, daß sie von demselben Principium herrühren, Wirkungen, die Wunder ähnlich scheinen, Alles aber in der Natur des Menschen ist natürlich. Wille und Liebe scheinen die Haupttriebkräfte der Menschheit zu sein. Ich weiß nicht, was für den Philosophen merkwürdig ist, wenn es solche Phänomene unserer Natur nicht sind, ich sage unserer Natur, denn mir kommt kein Sinn, aus etwas Natürlichem etwas Uebernatürliches zu machen. Was in dem Menschen ist und in ihm vorgeht, nach gewissen Regeln in ihm wie jede andere Empfindung erregt werden kann, ist gewiß natürlich, wenn etwas in der Welt natürlich heißen kann. — Nicht um mich ist es mir zu thun, auch nicht einmal um den Magnetismus, denn da geht es mir, die Wahrheit zu gestehen, wie Cheddan Jerrubel: Ist er Gott, so helfe er sich selber! sondern um den Geist des Zeitalters ist es mir zu thun, daß einmal dem Redlichen und Weisen die Augen aufgehen.

In einem Brief an Kampe über eben diese Materie leitet ihn der Gang seiner Ideen auf folgende Aeußerung:

Der Menschheit ist möglich, was Menschen thaten; was Menschennatur vermag, ist der Menschheit natürlich. Bedurften die Menschen, welche sogenannte Wunder verrichteten, Einflüsse, Berührungen höherer Wesen, nähere Gemeinschaft mit Einem oder mehrerer Wesen, die sie Götter oder Gott nannten, so war es also der Menschheit möglich, sich mit höhern Wesen zu associren. Es war diesen Menschen wenigstens natürlich, d. h. es lag in ihrer Natur, sich mit analogen, mehr wissenden, mehr vermögenden Wesen, nach denen sie ein Bedürfniß gehabt haben mögen, zu verbrüdern.

Alle Colombe sind Menschen, aber nicht alle Menschen sind Colombe. Alle Wunderthäter sind Menschen, aber nicht alle Menschen Wunderthäter. Dennoch liegt in Allen etwas von dem, was Colomb zum Entdecker von Amerika, die Wunderthäter zu Wunderthätern machte. Es sind viele Berufene, wenig Erwählte.

Nicht der einzelnen Wunderthaten wegen halte ich Christum für das non plus ultra (das Höchstmögliche) aller erkennbaren Göttlichkeit — sondern Alles zusammengenommen, besonders die Aussprüche und Zeugnisse seiner selbst und der Apostel von Ihm überzeugen mich, daß er das ganz in sich habe, wodurch Alles worden ist, was geworden ist.

Ich glaube, alle Menschen haben etwas von dem in sich. Alle Menschen sind Ebenbilder und Kinder Gottes. Christus ist der Prototypus Aller; Er vereinigt Alles, was in Allen zerstreut ist, auf die vollkommenste Weise, so daß Gott nie göttlicher erscheinen kann, als in Ihm und durch Ihn. Christus Verdienst scheint nur darin zu bestehen, des Menschen Gotteswürde theils in sich aufgeschlossen, theils durch sich rehabilitirt zu haben. Die Bibel ist eine Geschichte des göttlichen Ebenbildes. Je mehr der Mensch sich an das Haupt der Menschheit anschließt, auf dieß seine Aufmerksamkeit hinheftet, Sinn für dieß hat, desto mehr entwickeln sich in ihm, reifen in ihm, äußern sich durch ihn — göttliche Trefflichkeiten. Er wird, was er ist, durch das Mitseyn analoger Wesen außer ihm, die ihn auf mannichfaltige Weise berühren; aber immer ist und bleibt er Mensch. Das Wort Wunder hat Alles verdorben. Nothwendig war es, und bleibt es, wie das Wort Talent und Genie, aber man hat die blos relative Bedeutung desselben nicht genug beherzigt. Meiner Vorstellungsart ist keine Wunder- und Zaubergeschichte, kein Magnetismus, kein Effekt hysterischer Symptome, kurz nichts entgegen, ich darf mich nie martern, irgend eine erweisliche und erwiesene Geschichte erst gegen alle Regeln der Logik, Billigkeit und Menschlichkeit wegzusophistisiren, oder wegzudespotisiren — Alles liegt in dem Menschen, Magnetismus oder Fieber, Einflüsse der Geister oder Handauflegung bringen nichts hinein, erwecken nur, was da ist, halb oder ganz, dishar-

monisch oder harmonisch, fragmentweise im Unchristen, ganz und harmonisch im Christen.

Inwiefern — schreibt L. — der Magnetismus mit Religion und Christenthum zu verbinden und nicht zu verbinden sey — diese Frage scheint einer scharfen Prüfung und einer gewissenhaften Beantwortung für alle Verehrer der Wahrheit und des Christenthums äußerst würdig und wichtig.

Die Summe des christlichen Glaubens ist meines Erachtens: Alles von Gott: Alles durch Christum. — Alles zum Heile, zur möglichen Vervollkommnung, Gottesverähnlichung der Menschheit. Christus, der Gottähnlichste will eine Societät, ein Reich von sich Aehnlichen bilden, stiften, vermehren und ewig erhalten. Der Schrift zufolge ist nicht das Mindeste, weder in der sichtbaren noch in der unsichtbaren Welt, welches nicht von Gott herrühre, abhange, nicht unter seiner Disposition stehe, nicht das Allermindeste, nicht das Allergrößte. Nicht, was zwischen dem Geringsten und Größten in der Mitte steht, welches nicht Christo zum Eigenthum geschenkt, oder seiner Disposition nicht unterworfen sey. Dein ist jeder Stern und jeder Funke, die Sonne und der Sonnenstaub, und in einem ganz besonderen Sinne, die Erde, das Menschengeschlecht und am Seinigsten die Gläubigsten an Ihn, als den Erbherrn aller Dinge, den Repräsentanten der Allmacht, das erste Werkzeug der ewigen Weisheit, das lebendige Ebenbild der Alles belebenden Liebe.

Ohne den Logos (Christus) ist auch nicht Eins von Allem, was ist, also auch keine, weder längst bekannte, noch neubekannte, noch allenfalls noch zu entdeckende Kraft der Menschheit. — Alle knüpft der erleuchtete Christ an Christus an — Alle leitet er aus einer Quelle her — das, was man natürlich oder übernatürlich, alltäglich oder wunderbar nennen mag.

Das Leben des Menschen ist ein vielfaches Eins von Kräften, die alle zusammengenommen das ausmachen, was man Ihn nennt. Jede wirkliche unläugbare Kraft des Menschen gehört auf irgend eine Weise zu Ihm selbst. Die Verstandeskraft des menschlichen Geistes ist so Gottes, so der Regierung Christus unterworfen, wie seine Willenskraft — das Talent der Dichtkunst eben so sehr, wie das der Beredtsamkeit, das mediciniſche Genie, wie das chirurgiſche, das mathematiſche, wie das sogenannte magnetiſche. Alles, oder keines von Gott durch Christus, — Alles oder keines mittelbar oder unmittelbar zum Besten der Menschen.

Alles, was belebt, erfreut, lebender und freier macht vom Druck entlastet, des Daseyns gewiß und froh macht, ist als solches gut, und insofern es gewollt wird, sittliche Tugend, insofern es zum Heile der Menschheit abzweckt, menschlich, insoferne es von Gott hergeleitet, um Gottes willen gethan wird, religiös, insoferne Christus als miteinfließend, mitwirkend oder auf irgend eine Weise mit determinirend betrachtet wird, christlich, der kennt weder Christus noch das Christenthum, der es nicht begreifen kann, daß man Religion mit der gemeinsten menschlichen Handlung verbinden, daß man im Namen Christi essen und trinken kann. Es ist sublimes Christenthum, mit jeder andern physiſchen Handlung, von welcher Art sie immer sey, die Hinsicht auf Christum, die Vergegenwärtigung Seiner, die Herleitung der Kraft oder der Gabe von Ihm, die Absicht, Ihm Freude zu machen, innigst zu verbinden. Mit diesem Sinne wird der christliche Hausvater sein ausgetheiltes Brod, wenn ich so sagen darf, tingiren und segnen, der Arzt seine dargereichte Arznei, und der Magnetiseur die ihm innewohnende oder gegebene Heilkraft.

Es ist nichts, das Aberglauben und Dummheit, Schwärmerei und Leidenschaft nicht mißbraucht, nicht in einen übeln Ruf gebracht haben. Je weißer ein Kleid ist — desto eher wird es befleckt, je heiliger eine Sache, desto eher profa-

nirt. Das macht den erleuchteten Christen zwar äußerst vorsichtig, aber nicht irre. Das Gute ist ihm gut, das Wahre wahr, das Heilige heilig, und wenn es von Zehntausenden entheiligt, und wie schändlich es immer entweiht würde. Nichts respektables verliert durch seine Violabilität.

Ich bin völlig überzeugt, daß das, was man Magnetismus zu nennen pflegt, sehr leicht dem schändlichsten Mißbrauch unterworfen ist; aber das soll mich nicht irre machen, auch diese der Menschheit anvertraute Kraft, als einen heiligen Strahl der Gottheit, wie jede andere wohlthätige Kraft des Menschen, als einen heiligen Strahl der Alles in allen wirkenden Gottheit zu verehren, und alle, denen es darum zu thun ist, Gott in der Menschheit zu kennen und zu ehren, auch durch dieses neuentdeckte Mittel menschliches Elend zu erleichtern, aufmerksam zu machen.

Ich weiß nichts, wodurch das Christenthum mehr in den Verdacht der Unzuverläßigkeit kommen kann, als durch die leiseste Aeußerung von Furcht, daß irgend etwas Wahres, Wirkliches entdeckt werden könnte, welches demselben in dem Geist eines wahren Weisen nachtheilig seyn dürfte. Für den Schein der Nachtheiligkeit aber darf der Christ oder der Bibelverehrer völlig unbekümmert seyn. Wenn es wahr, wenn es Gottes Sache ist, so muß Alles, was demselben nachtheilig zu seyn scheint, demselben in der That vortheilhaft seyn von Adams Sünde an bis auf die Kreuzigung Christi, von den egyptischen Zauberern an bis auf Simon den Zauberer.

Den Reinen ist Alles rein, und den Unreinen Alles unrein. Der Weise handelt immer so, daß er es vor Gott, vor seinem Gewissen und vor allen weisen und guten Menschen verantworten darf, und läßt sich nichts angelegner seyn, als daß er jede Kraft des Leibes und der Seele, der Erkenntniß, der Liebe, des Glaubens demuthsvoll und vertrauensvoll, als herfließend von Gott, erweckt und in Harmonie gebracht, durch Christum, unterhalten und angehaucht

von dem göttlichen Geiste, zum möglichsten Heil und Segen seiner Nebenmenschen anwendet.

4.

Ueber animalischen Magnetismus.

Urtheil eines Mathematikers. *)

„Die Theorie der Wahrscheinlichkeitsrechnung lehrt auch über die Existenz und den Einfluß gewisser Ursachen urtheilen, denen man eine bedeutungsvolle Wirkung auf organische Geschöpfe zuschreiben zu müssen geglaubt hat. Die feinsten und empfindlichsten Werkzeuge, die wir anwenden können, um eine Art unsichtbar wirkender Naturkräfte (les agens imperceptibles de la nature) genauer zu beobachten, sind die Nerven, zumal wenn ihre Reizbarkeit noch durch besondere Umstände erhöht wird. Durch ihre Vermittlung hat man jene schwache Electricität, die sich bei dem Contact zweier ungleichartiger Metalle äußert, zuerst entdeckt, ein weites Feld zu fernern Untersuchungen für Physik und Chemie. Auffallende Erscheinungen, die aus einer ungewöhnlichen Reizbarkeit der Nerven entspringen, veranlaßten auch die noch immer getheilten Meinungen über ein eigenes neues Agens, das man mit dem Namen des animalischen Magnetismus bezeichnet, über die Wirkung des gewöhnlichen Magnetismus, über den Einfluß von Sonne und Mond auf gewisse Nervenzustände, und über die Möglichkeit eines Eindrucks auf dieselben, den nahe Metalle oder fließende Wasser hervorbringen könnten. Begreiflich würde

---

*) Théorie analytique des probabilités, par Mr. le Comte Laplace. (Paris 1812.) — Ohne vorerst über einen so schwierigen Gegenstand zu entscheiden, gibt Laplace in dieser Stelle die Bedingungen an, unter welchen allein Entscheidung möglich ist: strenge Umsicht, Vervielfältigung der Beobachtungen und Abwägung einer Reihe derselben nach allgemeinen mathematischen Gesetzen der Wahrscheinlichkeit.

die Wirkung aller dieser Ursachen nur schwach seyn, und durch eine Menge zufälliger Umstände leicht gestört werden können; der Schluß von dem Mangel einer sichtbaren Wirkung in gewissen Fällen auf die Nichtexistenz der Ursache würde daher nicht gültig seyn. Ueberhaupt sind wir noch so weit davon entfernt, alle in der Natur wirkende Kräfte zu kennen, daß es nicht sehr philosophisch wäre, das Daseyn von Phänomenen zu leugnen, einzig aus dem Grunde, weil sie aus dem bisherigen Umfange unsrer Kenntnisse nicht erklärbar sind. Aber gerade, je schwieriger es scheint, solche Phänomene als wirkliche Thatsachen in den Kreis unsrer Erfahrungen aufzunehmen, eine desto größere scrupulösere Aufmerksamkeit müssen wir der Prüfung derselben widmen. Und hier ist es, wo die Probabilitäts-Theorie sich uns als unentbehrliches Hülfsmittel anbietet; sie lehrt uns bestimmen, bis auf welchen Grad man die Beobachtungen und Erfahrungen vervielfältigen müßte, um das Daseyn des Agens, welches sie vorauszusetzen scheinen, wenigstens so wahrscheinlich zu machen, daß alle Gründe, die sich dagegen anführen lassen, weit überwogen werden."

5.

Ueber Operationen während des magnetischen Schlafes.

Der **London and Paris Observer** vom 5. April v. J. theilt folgenden merkwürdigen Fall mit, welcher wegen der Wichtigkeit seines Inhaltes und seiner dem Anscheine nach der Wahrheit getreuen Schilderung manche Leser interessiren wird. Dieser Fall betrifft die Amputation eines Beines bei einer jungen Person während des magnetischen Schlafes, zu Cherbourg.

Miß Mary D'Abband, 17 Jahr alt, hatte seit mehreren Jahren in Folge einer Verrenkung am rechten Fuße gelitten, weßhalb bereits schon vor drei Jahren eine Amputation desselben unvermeidlich erschien. Indeß da die Patientin

durchaus nicht zu einer Operation, welche selbst den entschlossensten Mann stets mit Furcht erfüllt, ihre Einstimmung geben wollte, so beschloß man zuletzt, zum Meßmerismus seine Zuflucht zu nehmen, und während des Schlafes ohne der Patientin Wissen die Operation zu vollziehen. Sie wurde deßhalb von M. Durand magnetisirt, welcher an einem glücklichen Ausgange durchaus nicht zweifelte. Der erste Erfolg des Magnetisirens bestand darin, daß Miß D'Alband's längst entschwundener Appetit und Schlaf sich wieder einstellte, und nachdem ihre Gefühlslosigkeit den hinlänglichen Grad erreicht hatte, welcher zur Operation nothwendig schien, gab sie während ihres schlafwachenden Zustandes nicht nur ihre Einwilligung zu der Operation, sondern verlangte dieselbe ernstlich. Es wurde daher der Tag der Operation auf den 2. Oktober um halb 12 Uhr festgesetzt, und Miß D'Alband zur bestimmten Zeit, nachdem selbige in weniger denn fünf Minuten in Schlaf gebracht worden war, auf den Operationstisch gesetzt. Die nothwendigen Vorbereitungen wurden nun in ihrer Gegenwart unternommen, und M. Durand forderte, sobald er sich von dem hinlänglichen Grade ihrer Gefühlslosigkeit überzeugt hatte, die Chirurgen auf, die Operation zu beginnen. Während jetzt rund umher die größte Stille herrschte, und die Assistenten mit scharf forschendem Auge die ruhige Haltung der Patientin beobachteten, machte Dr. Loysel einen Circularschnitt mit seinem Messer, und drang durch die Muskelparthien tief bis zum Knochen durch, so daß der größte Theil der Tibia und Fibula entblößt lagen. Das Blut strömte heftig hervor. Die beiden Lappen wurden abgeschnitten, das Periosteum durchgeschnitten und die Knochen durchgesägt; eine Ligatur um die blutenden Arterien gelegt, die Wunde gereinigt und mit den gehörigen Binden und Bandagen versehen; und dieses Alles geschah, ohne daß die Patientin das geringste Zeichen von Schmerz von sich gab. Ihre Haltung blieb ruhig und ungestört, ihre Hände waren

beständig frei, und selbst während der qualvollsten Augenblicke der Operation lächelte sie zu verschiedenen Malen, und unterhielt sich mit ihrem Magnetiseur. Der ganze Akt der Operation dauerte ungefähr eine halbe Stunde. Die Gefühlslosigkeit war vollkommen und die Kranke wußte von nichts, was mit ihr geschah. Der Puls zeigte weder an Stärke noch an Frequenz eine Veränderung. Miß D'Alband wurde darauf sofort zu Bette gebracht und, nachdem man ihr noch eine Viertelstunde Ruhe gegönnt hatte, wurde sie, wie früher, allein durch den Willen ihres Magnetiseurs in einer Entfernung von zwei Metern geweckt. Sie öffnete hierauf die Augen, lächelte die um sie Herumstehenden an, und verharrte in diesem Zustande während zehn Minuten, ohne zu wissen, was mit ihr vorgegangen war. Frei von allen Schmerzen äußerte sie dann: „Ach, ich verstehe, welche Freude, o, herzlichen Dank, meine Herren!" Auf die Frage, ob sie sich nicht erinnere, während des Schlafes etwas empfunden zu haben, erwiederte sie: „ich weiß von nichts und habe durchaus keine Schmerzen gespürt." Der Frage, wie sie doch gleich beim Erwachen gewußt hätte, daß die Operation vollzogen sey, begegnete sie dadurch, daß sie dies aus der Erhöhung oberhalb ihres Knies (es war nämlich eine Vorkehrung getroffen, wodurch die Bettdecke vom Beine abgehalten wurde) geschlossen hätte, sonst es aber wahrscheinlich nicht sogleich wahrgenommen haben würde, da sie augenblicklich keine Schmerzen mehr empfinde. Sie war den Tag über sehr ruhig, und schlief während der Nacht gut. Eben so wohl erging es ihr am folgenden Tage. Am Montage den 6. Oktober wurde um 2 Uhr der erste Verband entfernt und die Wunde während des magnetischen Schlafes verbunden. Auch während des Verbindens, welches gewöhnlich sehr schmerzhaft ist, äußerte sie keine Empfindung, und nach dem Erwachen wußte sie nichts von dem, was mit ihr geschehen war. Von dem Augenblicke der Operation an (bereits waren 10 Tage verflossen) zeigte

sie fortwährend eine auffallende Heiterkeit. Kein schlimmes Symptom stellte sich ein, selbst nicht jene nervöse Aufregung, welche so gewöhnlich nach schmerzhaften Operationen eintritt. Die Wunde ist nun fast geheilt, und die Aussicht einer baldigen Beendigung der Kur vorhanden, welche auch wirklich nach wenigen Tagen erfolgte.

Nachdem dann noch am Schlusse auf die Wichtigkeit und den großen Nutzen dieses Verfahrens bei chirurgischen Operationen hingewiesen worden ist, folgen die Unterschriften derjenigen, welche bei der Operation zugegen waren: Delente, Director des Militärhospitals zu Cherbourg; Mary D'Alband; Loysel, **Dr. med.**; P. C. Gibon; D. M. P., **Dr. med.**; Durand, Prof. der Philosophie; L. Daragon, Professor. (Wes. Zeitg.)

Die allg. Zeitung berichtet aus Calcutta, daß ein dasiger junger Arzt, Namens Esdail, den magnetischen Schlaf als Schmerzstiller bei seinen Hindupatienten anwendet. Er habe bereits 120 Eingeborne operirt, alle im magnetischen Schlaf, in den er sie gebracht habe; nie habe einer auch bei der tiefeingreifendsten Operation einen Schmerzen empfunden. Es war schon Meßmer bekannt, daß durch die magnetische Manipulation Menschen in einen Zustand versetzt werden können, in welchem sie von ihrem Körper bei einem Erwachen des innern Lebens, kein Gefühl mehr haben. Ich sah in solchen Zuständen des magnetischen Schlafes Personen die Hände mit brennendem Siegellack beträufeln, sie mit Nadeln stechen, sie hatten kein Gefühl davon. Eine durch magnetische Manipulation in Schlaf gebrachte Person sagte zu mir: „durch die magnetischen Striche und die Kraft, die durch solche in mich kommt, wird mein rohes physisches Leben eingeschläfert, daß es gleichsam in den Tod kommt." Wir sehen, daß der nun häufig bei Operationen zur Narkose angewendete Schwefeläther die gleiche Eigenschaften hat, gleiche

Entrückung des körperlichen und Erweckung eines innern Lebens, Hervorrufung seliger Träume, während an dem Körper die schmerzhaftesten Operationen gemacht werden. Was aber der magnetische Schlaf vor der Narkose des Schwefeläthers voraus hätte, wäre hauptsächlich, daß in ihm eine freiere Correspondenz des Geistes (ohne Gefühl vom Körper) nach außen bleibt; die Magnetischen bleiben mit dem, der sie in Schlaf versetzt, in Rapport, und sie können auch selbst nur durch ein Wort, ja selbst durch den bloßen Willen von ihm erweckt werden, was bei der Narkose des Schwefeläthers, die mehr einem Rausche gleicht, nicht der Fall ist. Es ist durch diesen ersten Umstand (der Correspondenz mit dem Operateur) dem Operateur die Operation erleichtert, der Grad ihrer Dauer wäre von ihm ganz abhängig, was beim Schwefeläther nicht stattfindet. Gewiß auch wären die Folgen einer Narkose durch Magnetismus gar nicht schädlich, während die durch Schwefeläther es doch nicht immer sind. —

Leider aber kann die Anwendung des Magnetismus bei Operationen nicht so allgemein stattfinden, wie die des Schwefeläthers. — Ich zweifle nicht, daß jener Arzt die Hindu, die der Natur noch näher stehen, als wir Europäer, zu solchem Zwecke durch seine Manipulation in magnetischen Schlaf gebracht, ich zweifle auch nicht an jenem obigen einzelnen Fall aus Frankreich, allein dieß wird bei andern Naturen seltener, bei sehr vielen gar nicht gelingen, indem es nicht sowohl eine große magnetische Kraft des Magnetisirenden, als eine große Empfänglichkeit des Magnetisirtwerdenden für diese Kraft voraussetzt, welche beide Bedingungen nicht so häufig stattfinden. Immer aber wäre bei Operationen, die sehr schmerzhaft sind, der Magnetismus als Schmerzenstiller zuerst zu versuchen, und nur in Fällen, wo kein magnetischer Schlaf durch ihn hervorgebracht werden kann, die Narkose durch Schwefeläther anzuwenden. Auch gibt es Fälle, z. E. bei Individuen, die zu Lungen-

blutflüssen geneigt sind, bei Kindern u. s. w., wo der Schwefeläther nicht angewendet werden kann, bei welchen dann ein Versuch, durch Magnetismus Schlaf hervorzubringen, gewiß geeigneter wäre.

K.

6.

Geschichte einer Idiosomnambulen bis zu ihrem Tode.

Von ihrer Mutter aufgeschrieben.

Susette B— zu Z. war am 5. April 1810 geboren. Ihre um ein Jahr ältere Schwester war in ihren zwei ersten Jahren gichterisch, so daß die Mutter, während sie Susetten unter dem Herzen trug, alle Augenblicke in Angst und Schrecken gerieth und aus diesen Gründen Susette schon im achten Monat zur Welt kam. Sie blieb bis in ihr zweites Jahr ein sehr schläfriges Kind und aß sehr wenig, und vom zweiten bis ins vierte war sie sehr blaß und mager, konnte aber schon vom zweiten Jahr an gut gehen. Von ihrem fünften Jahre an besuchte sie die öffentlichen Schulen, wo sie nicht nur nicht hinter ihren Geschwistern zurück blieb, sondern sie zeigte noch mehr Fähigkeit, Fleiß und Gewissenhaftigkeit als diese, mußte aber bei ihrer großen Reizbarkeit, mit mehr Nachsicht erzogen werden, auch schien immer Zwang mit ihrer Lebhaftigkeit verbunden zu seyn; so wuchs sie zu einer mehr als gewöhnlich großen, geschickten und fleißigen Tochter heran, zeigte aber dabei ein immer mehr überhand nehmendes, besonders eigenes Wesen in ihrem Gesichte; sie hatte einen sehr scharfen Blick und betrachtete damit jedermann scharf über die Nase; es war unmöglich, ihr dies abzugewöhnen. Vom vierzehnten Jahre an fing sie an zu kränkeln, bekam immer Seitenstechen, mußte sich manchmal 3—6 bis 8 Wochen im Bette aufhalten und fast immer medicinieren; ihre Perioden kamen unordentlich, stets hatte sie mit Verstopfungen, Herzklopfen und Beängstigungen zu kämpfen;

sie weinte viel, ohne zu wissen warum, äußerte aber, sie befinde sich hernach jedesmal besser. So wechselte es ab, bis in ihr neunzehntes Jahr. Da stellten sich Blutflüsse, Blutspeien und Husten mit Stechen ein, mußte doch nur selten das Bette hüten, schien in Gesellschaft sehr fröhlich und wollte nicht zugeben, daß sie krank sey. So ging es bis in ihr 21. Jahr Anno 1831, wo sich ihr Zustand verschlimmerte, sie wurde seltsam und wunderlich, so daß man sie beinahe nicht mehr zu behandeln wußte; ihre Geschwister ließen sich sehr viel von ihr gefallen, damit sie nicht gereizt würde, mehremale sagte sie aber: „habt doch Geduld mit mir, ich lebe doch nicht mehr lange, denn ich habe zu meinen körperlichen Beschwerden noch etwas in meinem Kopfe, das ich nicht beschreiben kann."

Schon ein Jahr vor ihrem eigentlichen somnambülen Zustande, fing sie mitten in der Nacht zu beten oder zu singen an, oder wollte fortgehen, so daß die Mutter, von Susettens drei Schwestern, welche mit ihr in einem Zimmer schliefen, gebeten wurde, Susette zu sich zu nehmen, was denn auch geschah. Bald machte auch ihre Mutter die Bemerkung, daß oft mitten in der Nacht Susette betete, sang, oder schlafend fortgehen wollte, am Morgen aber wußte sie nichts mehr davon, wenn sie darüber befragt wurde.

So wechselte es den ganzen Sommer durch ab, sie verfertigte immer noch die feinsten Arbeiten, obschon das Seitenstechen und Blutspeien sie nicht mehr verließ; die halben Nächte mußte sie sitzend im Bette zubringen, demungeachtet war sie am Morgen wieder die erste an der Arbeit. Unter solchen Umständen kam der 9. November 1831 herbei, an welchem Abends, obgleich es ein Regentag war, sie sich anzog, um einige Besuche zu machen, man suchte ihr das auszureden, allein sie sagte, „wer weiß wann ich dann wieder ausgehe?" sie ging also, kam aber bald wieder frö-

stelnd nach Hause; dies war der Anfang ihrer Krankheit, also am 9. Wintermonat 1831.

Von diesem Tag an schlief sie ununterbrochen fort, man konnte ihr lange nichts zu essen beibringen; erwachte sie auf einen Augenblick, so verlangte sie Thee, auch die Arzneien konnte man sie nur unordentlich zu sich nehmen machen, denn sie war nicht zu erwecken; und erwachte sie auf einen Augenblick, so klagte sie nur über einen gräßlichen Schlaf. So ging es acht Tage lang bis zum 16. November, da traten fürchterliche Krämpfe ein, diese zogen sie bald in einen Knäuel zusammen, oder streckten sie auseinander, daß die Bettstatt krachte; bald glaubte man, sie müsse ersticken, denn sie holte oft fünf Minuten lang keinen Athemzug; bald weinte sie und bald war sie auch fürchterlich böse und theilte Schläge aus, so daß man sich sehr um sie herum in Acht nehmen mußte, dabei waren ihre Augen verschlossen, welche aber doch immer in Bewegung waren. Der Arzt behauptete, sie leide an einem hitzigen Fieber; dieser Zustand dauerte wieder acht Tage, bis zum 23. November; erwachte sie in dieser Zeit, so schien sie von allem nichts zu wissen und klagte nur über Mattigkeit.

Mit der dritten Woche stellten sich neue Anfälle ein; sie begann im Schlaf zu reden und versicherte, daß, obschon ihre Augen geschlossen seyen, so sehe sie doch alles im Zimmer und was darin geschehe, was z. B. ein Jedes arbeite ꝛc., und wenn sie ihre Augen auch mit den Fingern öffne, so sehe sie doch nichts damit, aber dennoch sehe sie alles. Sie begehrte, daß man doch den Arzt befrage, was sie eigentlich für eine Krankheit hätte. Es währte nicht lange und sie erwachte; setzte sich im Bette auf und schien von dem, was sie geredet, nichts mehr zu wissen.

Von der dritten Woche an gab es beständig neue Auftritte und Besorgnisse, und immer mußten zwei Personen um sie seyn. Sie redete zwar öfters des Tags in Unordnung, aber dann mitunter Sachen, über die man erstaunen mußte.

Sie betete oftmals zwei Stunden lang und meistens in singenden Tönen, und mehrmals betete sie Lieder, die uns unbekannt waren. Als sie einmal mit einem solchen zu Ende war, besprachen wir uns darüber, woher wohl Susette dieses Lied haben möchte! Während diesem unserm Gespräch horchte sie immer, und sagte dann, als wir dieses beendigt hatten: „Dieses Lied werdet Ihr nirgends finden! aber denkt Euch nur nicht, daß ich's auswendig sage. Ich lese es aus einer Schrift! und wenn ich erwache, so werde ich nichts mehr davon wissen." Mit der Bemerkung, daß wir's im Kopfe behalten möchten bis sie erwache, sagte sie uns zwei Strophen von diesem Liede. „In einer Viertelstunde werde ich erwachen, dann befraget mich, ob ich dieses Lied kenne? Ihr dürft mir aber gar nicht merken lassen, daß ich im Schlafe rede, denn dies würde mich beunruhigen." Als sie erwachte fragte man sie (indem man ihr die zwei obigen Strophen vorsagte) ob sie nicht sagen könnte, wo dieses Lied zu finden wäre? Sie lachte darauf und sagte: „Seid doch nicht so einfältig, etwas mehr von mir wissen zu wollen, als Ihr wisset; wir sind alle in die gleichen Schulen gegangen, und erinnere mich auch nicht, dieses zu Hause irgendwo gefunden zu haben." Es verging kein Tag, daß nicht interessante Reden oder Schreckensmomente zum Vorschein kamen, denn die Krämpfe verließen sie keinen halben Tag, und manchmal kamen wir in die fürchterlichste Angst, Susette ersticke. Oft lag sie beinahe eine Stunde mit starr aufgeschlossenen Augen da, und während der ganzen Zeit dieses Daliegens bemerkte man keinen Athemzug an ihr.

Am 2. Dezember brach sie in ein plötzliches Entzücken aus; sie sagte: „Ich befinde mich in den himmlischen Gärten! — unsre Gärten oh! die sind nichts gegen diese, sie sind nicht werth, daß man nur von ihnen spreche! Oh! wenn ihr doch diese Blumen sehen könntet, diese Gerüche riechen würdet? Dies möchtet ihr aber nicht ertragen, es wäre

Euch zu heiter! denn wenn diese Gärten schon von hundert Sonnen beleuchtet würden, so könnte es nicht heller seyn! Wenn ich erst in die himmlischen Wohnungen komme! — Ich werde es beinahe nicht aushalten können ꝛc." Sie erwachte bald aus diesem Schlaf und schien sehr vergnügt.

Der 4. Dezember war für Susette und uns ein sehr trauriger Tag, denn in ihrem hellsehenden Schlafe wurde sie das Sterben und den Tod ihrer besten Freundin und Base inne. Diese ihre Freundin war die Tochter einer Schwester von Susettens Mutter, eine schöne, starke und gesunde Person. Diese wurde den 3. Dezember Abends um 9 Uhr von Grimmen und Erbrechen befallen und Morgens um 9 Uhr war sie schon eine Leiche. In unserm Hause wußte man nichts, bis sie todt war! Susette war die ganze Nacht vom 3. auf den 4. Dezember sehr unruhig, sie jammerte immer nur, „es sey so traurig!" — drückte sich aber weiter nicht aus. Sie erwachte Morgens 7 Uhr, trank ein wenig Thee und klagte — sie habe die ganze Nacht so schwer geträumt — sie hätte immer mit Todten zu thun gehabt ꝛc. Sie schlief bald wieder ein, und betete beständig Sterblieder und weinte.

Eine Viertelstunde vor 9 Uhr Morgens, des 4. Dezembers, kam die Magd aus dem Hause der kranken Freundin von S. und meldete deren Krankheit, und zugleich die Besorgniß, sie möchte ihrem Ende nahe sein, und deshalb wurde die Mutter von S. gebeten, sogleich zu der Kranken zu kommen. Susette ließ man von diesem Vorfalle nichts merken und da sie oben im Hause lag, so konnte sie also von allem nichts hören, was in den untern Zimmern gesprochen wurde.

Die Mutter von S. ging demzufolge zu ihrer trauernden Schwester, deren Tochter einen Augenblick vor ihrer Ankunft verschieden war, half ihr Leichengewand anziehn, und in ein anderes Zimmer legen; und da die traurende Mutter

nicht zu trösten war, auch sonst genug Leute da waren, kehrte Ss. Mutter wieder heim. Während Frau B. (Susettens Mutter, wie wir sie künftig nennen werden) abwesend war, soll S. sehr ungehalten gewesen seyn, über deren Abwesenheit, da sich etwas sehr wichtiges in der Verwandtschaft ereignet hätte. Sogleich nach ihrer Heimkehr begab sich Frau B. zu ihrer kranken Tochter S. und fand dieselbe ganz aufrecht in ihrem Bette sitzen, sie schien ganz natürlich wach, und sprach mit folgenden Worten zu ihrer Mutter. — „Mutter! Du bist bei einer Leiche gewesen, — jetzt bitte ich Dich, sage mir, wer in unserer Verwandtschaft gestorben ist, damit ich nicht selbst schauen muß! — Du erleichterst mir viel, wenn Du die Wahrheit sagst." Die Mutter wagte nicht den Vorfall ihrer Tochter zu erzählen, ohne vorher den Arzt darüber befragt zu haben, sie tröstete daher S. und wollte ihr begreiflich machen, daß man ihr in ihrer Krankheit aus Schonung nicht alles sagen könne und dürfe. S. antwortete: „Wenn Du mir jetzt die Sache nicht erzählst, so werde ich in einer Viertelstunde Alles wissen, aber es verursacht mir große Mühe, wenn ich meinen Geist von mir entfernen muß! — Hernach will ich dann nichts mehr wissen." — Sie legte sich darauf auf die Seite und schlief ein; es währte nicht lange — keine fünf Minuten — so konnte sie den ganzen Sterbensvorgang erzählen, Wer und Wie, und um welche Minute. Bei Allem betrübte sie am meisten, daß ihre Mutter nicht aufrichtig gegen sie gewesen seye. Sie sagte dann noch voraus, wann das Leichenbegängniß stattfinde! daß die Leiche von den Aerzten secirt werde, daß aber nichts dabei gefunden werde (wie auch wirklich der Fall war), denn die Tochter sey ganz gesund gewesen; der liebe Gott habe es so haben wollen! (dann brauchte sie folgenden Ausdruck): „Sie ist halt vom Tod überlaufen worden!"

Von diesem Tage an befand sich S. in ihren Schläfen

meistens in trauriger Stimmung mehrere Tage. War sie wach, so wußte man nicht, woran man mit ihr war, sie war sehr still und zeigte immer Mißtrauen; so ging es bis zum 8. Oktober, dann wurde sie wieder heiterer; im wachen Zustand war sie oft sehr aufgeräumt und fröhlich, und im schlafenden hatte sie oft eine wahre Engelsmiene. Am Abend schien sie in einem verklärten Zustande zu sein, und in diesem sprach sie Folgendes: „O! ich befinde mich im Glanz der Herrlichkeit des Vaters, bei meinen lieben Verstorbenen!" Sie nannte dann mit einem durchdringenden Schrei Alle mit Namen; ihre vor etlichen Tagen gestorbene Base nannte S. immer zuerst. (Sie schien uns wirklich ihre Führerin zu sein!) Es ereigneten sich in diesen Tagen noch mehrere sehr interessante Dinge mit S.

Am 10. Oktober Abends um 5 Uhr befahl S., man solle ihr ihren Oheim M. auf Punkt 6 Uhr zu ihr bestellen, sie hätte ihm eine sehr wichtige Nachricht mitzutheilen. — Diesem, ihrem Oheim M., war ein halbes Jahr vorher ein Sohn in der Fremde gestorben, über dessen Verlust die Eltern immer noch untröstlich waren. —

Oheim M. war schon vor 6 Uhr bei S., diese hörte ihn aber nicht ins Zimmer treten. Schlag 6 Uhr richtete sich Susette mit verschlossenen Augen im Bette auf und sagte zu ihm: „Aha, sind Sie da? — ich habe Ihnen einen himmlischen Gruß von Ihrem Jb. aus dem Himmel! — Er läßt Ihnen sagen, daß Sie doch auf der Stelle aufhören sollen, um ihn zu trauern, denn um alle Reiche der Welt käme er nicht mehr zu Ihnen herab, Sie sollen doch seinetwegen fröhlich sein und ihm die himmlischen Freuden gönnen! — Ich versichere Sie, ich habe ihn gesehen und er hat mich mit diesem an Sie beauftragt. Jetzt gehen Sie wieder, ich habe keine Zeit mehr, ich habe noch andere wichtige Geschäfte!" ꝛc.

Aehnliche Dinge dieser Art, geschahen mehrere in den Tagen vom 4. Oktober bis Anfang Januar, aber immer

nur in Gegenwart der Familie und einiger der nächsten Verwandten und einer guten Freundin; im Beiseyn des Arztes offenbarte sie uns nichts, denn sie unterhielt sich mit ihm nur über Arzneien.*)

Auch über Politik eröffnete sie uns höchst interessante Dinge. — An einem gewissen Abende zu Ende Oktober war sie im Schlaf sehr heftig und böse, redete aber nur abgebrochene Worte von großen Ungerechtigkeiten ꝛc., die geschehen würden, an welche Niemand denke, „und damit Ihr Lieben mir die Mühe erspart, Euch die ganze Sache zu erzählen, so will ich Euch nur etwas Weniges sagen und in 2 Tagen könnt Ihr alles Uebrige in dem und dem Blatte (öffentlichen) lesen."

Zu unser aller größtem Erstaunen traf Alles pünktlich ein!

In der ersten Woche des Januar 1832 sagte sie im schlafwachen Zustand, sie sehe 3 Särge in ungleicher Entfernung von einander. Die zwei nähern Personen werden dieses Jahr noch und die dritte aber werde erst ein Jahr später, also erst im Jahr 1833, sterben, und diese letzte Person betreffe Jemanden, an die man gar nicht denke. Auch seyen diese drei Leichen aus der Mutter Verwandtschaft. S. wurde gefragt, ob sie etwa unter einer dieser zwei erstern Leichen gemeint seye? Sie antwortete: dieses käme ihr noch nicht zu, zu wissen, wir sollten nur auf dieß merken: — Sie werde vor ihrem Ende noch zwei Blutgüsse bekommen, und nach dem zweiten werde sie nur noch wenige Tage leben. — (Man wird später lesen, daß Alles so eintraf.) Am 23. Juni 1832 starb Susette, und acht Tage später eine nahe Base der Mutter, die schon Jahre lang

*) Die Ursache davon war seine ganz entgegengesetzte Behandlung, indem er ihr ihre Visionen nur als Phantastereien und Einbildung auszureden suchte, — dadurch benahm er sich ihr Vertrauen!

J. L.

krank lag. Dieß wären also die zwei nähern Särge, die S. gesehen hatte.

Von dieser Zeit an ereigneten sich in unsrer Verwandtschaft keine Todesfälle mehr. Es ging schon in den 11. Monat, als die Verwandten, die seiner Zeit den Prophezeihungen S's. zugehört hatten, einander aufmerksam machten, S. müsse sich doch mit der dritten Leiche geirrt haben, denn jetzt seyen einmal alle in unsrer Verwandtschaft so munter und gesund, daß etwas sehr außerordentliches geschehen müßte, wenn wir Jemand für dieses Leben verlieren sollten. Was geschah aber? — Den 12. Mai 1833 erkrankte ein Neffe der Mutter (Frd. K.), ein gesunder, starker und thätiger Mensch von 22 Jahren (an den wirklich niemand gedacht hätte). Am 13. Mai, morgens 6 Uhr, war er schon eine Leiche!! *)

Von weniger wichtigen, aber für unsere Familie nichtsdestoweniger sehr interessanten Dingen hatte S. in ihrem magnetischen Zustand Wissenschaft. Es war im Anfang ihrer Krankheit — als sie schon mehrmals im Schlaf geredet hatte — erhielten wir einen Brief von einem unsrer Söhne, der sich in Schaffhausen aufhielt, voll traurigen S. betreffenden Inhalts, so daß die Mutter den Brief verbarg, und noch Niemand im Hause wußte, daß ein solcher von G. da war. — Bald darauf kam Frau B. zu S. und kaum war sie bei ihr, so sagte S.: „Mutter, gib mir doch dann auch den Brief von Bruder G. zu lesen." Die Mutter erschrack und fragte S., wer ihr denn gesagt, daß sie einen Brief von G. erhalten hätte? S. lachte und erwiederte: „Niemand hat es mir gesagt, aber ich weiß, daß Dir die Briefmagd unten im Haus einen Brief abgegeben hat, den Du im untern Stübchen lasest, und dieser Brief ist

---

*) Was sich beim Sterbensaugenblicke dieses F. K., eines meiner Freunde, zugetragen, wird man in meinen Nachträgen lesen.
J. L.

wichtigen Inhalts — mich betreffend. — Ich will ihn lesen! — Frau B. versprach ihr, wann sie, S., wach sein werde, denselben zu geben. Hierauf sagte S.: „Wann ich wach bin, so werde ich den Brief nicht verlangen, weil ich alsdann nichts davon weiß, auch würde mich dessen Inhalt wachend betrüben, hingegen in meinem gegenwärtigen Zustande macht er mir Freude. Es ist eine Stelle darin, die von meinem Tode lautet!“ — Die Mutter erstaunte darüber, wie S. dieses wissen könne, und wie S. den Inhalt und überhaupt von diesem Briefe von G. Wissenschaft erhalten habe. S. lachte wieder und sagte: „Mutter, studire nur nicht — es hat mir Niemand von G's. Brief etwas gesagt — aber ich weiß den ganzen Inhalt desselben, und weiß, daß dieser Brief unten in der Stube in dem kleinen Commödchen liegt, ich weiß jetzt Alles, was Ihr thut, denket und wo Ihr seyd.“ —

Auch ereignete sich in diesen Tagen oft, daß, wann eins der Geschwister ausgehen mußte und wieder zurückkam, daß ihm von S. Vorwürfe gemacht wurden, es habe an diesem und jenem Orte zu viel von S's. Krankheit geredet. „Auf diese Art nennt man mich bald ein Gespenst, Ihr müßt meine Krankheit so geheim als immer möglich halten, denn Niemand glaubt an solche Dinge, besonders heutzutage!“

Von dieser Zeit an bemerkten wir, daß S. nun Alles wisse, was auch außer dem Hause und in Gesellschaften von ihr gesprochen wurde. Sie weinte und jammerte oft über die bösen Urtheile, welche das Publikum über sie fälle, daß wir uns vor Angst nicht zu helfen wußten.

Ihr Jammern und Weinen dauerte oft über eine Stunde, dann fing sie die prächtigsten Lieder in so seltsamen lauten Tönen zu singen und zu beten an, daß man sich aufs Höchste verwundern mußte, woher sie die Kräfte dazu nehme. Beim Erwachen aus einem solchen Schlaf, war sie meistens sehr düster und traurig. — Sie klagte dann, sie hätte einen

schweren Traum gehabt, könne aber nichts davon erzählen, es sey ihr Alles entfallen.

Mehrere Glieder der Familie, auch einige Freunde und Verwandte außer dem Haus, hatten von Susettens geistiger Kraft, — meistens bei der Nacht, — öfters aber auch am Tage erfahren. — Oft sagte S., wenn man ihr Abends eine gute Nacht wünschte, und sie dann eben im magnetischen Schlaf lag: „Gute Nacht, Ihr Lieben, oder Du Liebe, heute Nacht werde ich Euch, oder Dir einen Besuch machen! — Erschrecket aber nicht, denn es ist nur ich, und ich thue es darum, um Euch im Glauben zu stärken."

Ein solcher Besuch von S. wurde jedesmal ganz deutlich verspürt und gehalten, theils durch Klöpfeln, oder Knallen im Zimmer, in der Luft, oder durch Zupfen an den Bettdecken, bald rauschte etwas durch das Zimmer, wie ein papierenes Kleid.

Den ältesten Bruder Ed. hatte sie einmal sehr geplagt, weil er von allem dem, was ihm die Andern am Morgen von dem Erfahrenen erzählten, nichts glauben wollte, und ihnen immer als Träume auszureden suchte. — Es war noch der vorletzte Abend, da sie noch die Kraft zu spucken besaß, als S. sagte: „diese Nacht werde ich noch den Wiener (so nannte sie ihn, weil er lange in Wien gewesen) von meiner Geisterkraft überzeugen, (da er in solchen Dingen sehr ungläubig war); aber ich kann nicht gar fein mit ihm umgehen, weil er in dieser Hinsicht so ungläubig ist, aber warte er nur, ich will ihn schon zum Glauben bringen. **NB.** Dieß thue ich nur aus Liebe zu ihm, denn es kostet mich große Mühe und Anstrengungen, und mattet mich ab!" Der Bruder Ed. wußte von obigem Gesagten nichts, — er schlief schon — und Alles ging zu Bette. Am Morgen bemerkte die Mutter, daß der älteste Sohn nicht aufstehen wolle, sie ging daher zu ihm, um nachzusehen; da klagte er über Uebelbefinden, es seye ihm nicht möglich, aufzustehen, eine so ängstliche und schreckhafte Nacht habe

er noch nie gehabt. „Nun seye er gänzlich überzeugt, daß seine Schwester S. eine außerordentliche Kraft besitze, denn alles, was er empfunden, schreibe er dieser zu, weil er so wenig Glauben gehabt, und sie ihm deshalb so stark gemessen.

Die folgende Nacht begegnete ihm das nämliche, nur war es ihm jetzt nicht so unerwartet; er wurde nicht so ängstlich als in der vorigen Nacht. Nach der zweiten Nacht befahl S. am Morgen früh, man solle ihrem Bruder Ed. den Arzt kommen lassen, sie wisse, daß er sich ganz unwohl befinde, ihre Besuche hätten ihn sehr stark angegriffen, auch wäre er stark mit Galle angefüllt, er müsse einige Tage abführende Mittel nehmen, dann seye er wieder in Ordnung, und von jetzt an würde sie weder ihn, noch jemand anders mehr beunruhigen.

Conrad medicinirte wirklich ein paar Tage und bei seinem ersten Besuch, den er S. machte, fragte sie ihn: „Conrad, hast Du mich verstanden, glaubst Du jetzt?" Er bejahte dies.

Vom 16. Dezember an begann S. ihrer ältesten Schwester Ester folgendes, welches ich mit ihren eigenen Worten geben werde, zu diktiren an.

Sehr zu bewundern war es, daß als S. später wahnsinnig wurde, sie sagte, alle die nächtlichen Beunruhigungen und Spuckereien, die wir erfahren, seyen nicht durch sie selbst, sondern durch böse Geister nur in ihrem (S.) Namen verübt worden; und stellte man sich, als wisse man nichts von diesem, so beklagte sie sich, man seye nicht aufrichtig gegen sie.

Den 16. Dezember 1831.

Morgen den 17. werde ich fünfmal im Tag erwachen um halb 8 Uhr, um halb 12 Uhr, um 3 Uhr, um 6 Uhr und Nachts um 10 Uhr.

Am Sonntag Morgens um 8 Uhr will ich Thee, dann erwache ich nicht mehr bis Abends 8 Uhr.

Am Montag habe ich auch keinen guten Tag, ich werde nur drei Stunden im Tag schlafen, der Stich erlaubt es mir nicht.

Am Dienstag habe ich wiederum keinen guten Tag, und der Mittwoch ist der böseste von allen, wenn der vorüber ist, dann habe ich gewonnen. Dann muß ich die Arznei haben, darin ist Pfeffermünz, Hirschhorngeist, Hurtig und Geschwind, Kampher, Hoffmannstropfen und noch etwas, das ich nicht nennen kann, der Herr Doktor wird es im Buche finden; sie ist ganz trüb, dick und schlammig. Vom Donnerstag an werde ich schlafen, wie die ersten 8 Tage meiner Krankheit, blos ruhiger. Dies sind dann meine Ausruhungsschläfe, aber nicht daß man dann glaube, es bessere ganz, denn in späterer Zeit, in etwa anderhalb Wochen, werden wieder Tage kommen, etwa drei, daß man glauben sollte, es hätte wieder ganz umgeschlagen. Aber es bessert wieder, es ist so abwechselnd; ich muß mich noch mehrere Wochen im Bette aufhalten. Wann ich wieder 4 oder 8 Tage aufgestanden seyn werde, so kömmt der Husten und Stich wieder stark, aber es bessert auch wieder. Das viele Essen ist kein gutes Zeichen für mich, denn seit zwei Wochen esse ich zu viel, wann ich wieder wenig esse, ist es besser mit mir. Aber stören soll mich Herr Doktor nicht in meinem Schlaf, ich erschrecke fürchterlich; wann ich noch einmal so erschreckt werde, wie heute, so verspreche ich keine Besserung mehr und ich werde verspätet in meinen Schlafstunden.

Den 17. Nachts 10 Uhr werde ich an einem heftigen Stich erwachen. Von 1 bis 2 Uhr werde ich Enge und Krämpfe haben; um 5 Uhr will ich Thee, um 8 Uhr erwache ich. — Vom Sonntag Morgen 8 Uhr bis Abends 8 Uhr werde ich schlafen, etwa einige Augenblicke ausgenommen um 12 Uhr, aber ich kann dann keine Audienz

geben. Ich werde den ganzen Tag in meinem Schlafe nichts hören, wenn man mir schon rufen würde; auch soll man mir zur gehörigen Zeit eingeben, denn ich werde immer wissen, welche Zeit es ist. Vom Essen ist keine Rede, man soll mir nur nichts anbieten, bis ich verlange, denn ich habe den ganzen Tag einen gräßlichen Schlaf.

Am Montag werde ich bis 4 Uhr schlafen und dann am Stich erwachen, und diese Stiche halten an bis Mittwoch. Je näher der Mittwoch anrückt, je schlimmer wird es mit mir, aber von Mittwoch an bessert es abwechselnd.

In Zeit von 8 Tagen soll mir Herr Doktor Fußbäder anrathen, und wenn ich dann das Zahnweh bekommen sollte, so will ich ihm dann schon ein Mittel sagen; aber vielleicht ist es nur für mich gut und nicht für andere Leute.

Montag über 8 Tage muß mir der junge Herr Doktor eine Gefälligkeit erweisen, den Tag vorher muß er zu mir kommen, da werde ich eine Mixtur mit ihm ausrechnen, die ich am Montag haben muß. Ich werde ihm am Sonntag dann sagen, um welche Zeit er kommen solle. Und später dann habe ich mit dem alten Herrn Doktor über eine Mixtur zu reden.

Sonntag über 8 Tage werde ich den ganzen Tag wach bleiben, aber nicht, daß man glaube, daß es jetzt schon solche Tage gebe, denn dies wäre noch zu früh. Wenn ich also Zahnweh bekommen sollte, so möchte mir der Herr Doktor Blutegel anrathen an die Pilger (Lefzen, Lippen) und die Arznei geben, welche ich diesen Sommer gehabt, sie ist wie Mandelmilch; exzellent für Zahnschmerzen. Herr Doktor solle mir nie mehr anrathen, einen Zahn ausreißen zu lassen.

Heut Nacht werde ich um 8 Uhr erwachen und dann etwas essen; und Morgen um 6 Uhr werde ich an einem heftigen Husten erwachen, dieser dauert bis halb 7, dann kann ich wieder schlafen bis 8, dann Thee trinken und wach bleiben bis Punkt 9 Uhr.

Der Mittwoch ist der 39. Tag meiner Krankheit, ungrad. — Der Herr Doktor soll nachsehen wegen der Mixtur im Jahrgang 1822, es ist ein Blatternpflaster dabei, welches ich in der gleichen Woche gebraucht, er soll nur nachschauen im Buch, sie müssen beide auf der gleichen Seite stehn. Die Mixtur war sehr stark, ich spürte sie lange im Munde, ich werde sie gleich erkennen, wenn ich im Schlaf bin, aber nicht wenn ich wache, dann werde ich von Allem nichts mehr wissen.

Ich weiß gar nicht, wie es mir geschieht, alles zu wissen, was ich haben muß, — der liebe Gott schenkte mir eine besondere Kraft! — Nachmittag werde ich immer fort prophezeien, wie es weiters mit mir gehe. Die Herrn Doktoren sollen nur keinen Kummer haben, daß ich den Tag nicht aushalte, und sie sollen nur nicht einmal die Mühe nehmen zu mir zu kommen, es nützt nichts.

Jetzt bin ich in einem glückseligen Zustande, den ich nie empfinden werde, wenn ich wach bin, aber glaubet nur, das Interessanteste kömmt nicht an's Tageslicht, denn im Schlaf ist es mir verboten und wenn ich wach bin, so nimmt man mir alles weg. — Freuen würde es mich, Alles zu erzählen, was ich weiß, aber — — es kann nicht sein, mit dem besten Willen nicht. Stets muß ich sagen, wie wunderbar. — Heute habe ich den glücklichsten Tag meiner Krankheit, ich habe einen göttlichen Schlaf, es dauert mich nur, daß ich alles vorbei wieder vergessen muß; so wie ich erwache, weiß ich von allem nichts mehr — gar nichts mehr! — O! wie bin ich in einem glückseligen himmlischen Leben, in der Herrlichkeit des Vaters mit den Engeln. O Gott! Dir kann ich nicht genug danken für die himmlischen Freuden, welche Du mir jetzt in meiner Krankheit schenkest, das hätte ich nie geglaubt, daß ich ohne gestorben zu seyn, mich jenseits versetzen könnte, und daß mir die himmlischen Freuden im Leben noch zu Theil würden, um sagen zu können, wenn ich gestorben bin, sehe ich dieses Alles zum Zweitenmal.

Hier ist das Lied gut angebracht: Ich bin zur Ewigkeit geboren u. s. f."

„Habt nur kein Erbarmen mit mir, wenn es mir nicht gut geht, ich spüre von allem nichts, in den bösen krampfhaften Stunden, ich habe vielmehr Mitleiden mit Euch, ihr Lieben, daß Ihr dieß alles nicht sehet, was ich sehe. Noch muß ich sagen, das Wichtigste und Interessanteste muß in mir verschlossen bleiben, ich darf es Euch nicht offenbaren, das ist alles noch nichts, was ich Euch gesagt, gegen dem, was bei mir verschlossen bleibt. Was helfen uns die schweren Sorgen u. s. f. Jetzt sind nur noch wenige Minuten bis zum Erwachen, und immer noch waren mir die himmlischen Freuden vergönnt. O glückseliger Tag! Jesus Christus ist seinem Vater bis zum Tode, ja bis zum Tod am Kreuze treu gewesen."

„Jesus Christus rief mit starker Stimme am Kreuz: Vater! in deine Hände befehle ich meinen Geist! und als er dieses gesagt, hat er den Geist aufgegeben. Jesus Christus nahm zu an Alter und Gnade bei Gott und den Menschen, — seid also gesinnt wie Jesus Christus auch war!" — (Es schlug 8 Uhr und sie erwachte.)

(Nachstehende Anfangsstrophen von geistlichen Liedern sind von denjenigen, welche S. so oft sang und betete, nebst noch vielen Gebeten, welche wir nirgends finden konnten.) J. L.

„Betet an vor Gott ihr Sünder u. s. f."
„Wie groß ist des Allmächtigen Güte u. s. f."
„Zum Himmel auf steigt mein Gebet."
„Wer machte diese ganze Welt u. s. w."
„Nach einer Prüfung kurzer Tage u. s. w."
„Mein Gott, ich weiß wohl, daß ich sterbe u. s. f."
„Wer Gottes Wege geht, nur der hat großen Frieden."
„An Dich mein Gott zu denken, ist Pflicht und Trost für mich."
„Auf Gott und nicht auf meinen Rath u. s. f."
„Meinen Jesum laß ich nicht!"
„Wer nur den lieben Gott läßt walten."
„Du bist's, dem Ruhm und Ehr gebührt."
„Wir danken alle Gott."
„Dir, Gott, Dir will ich fröhlich singen."

„Ich komme vor Dein Angesicht."
„Zu Gott, o Seele! schwing dich auf."
„Wenn ich, o Schöpfer! Deine Macht."
„Jesus ist gekommen."
„Nicht um ein flüchtig Gut der Zeit."
„Wie schnell verfließen meine Tage!"
„Meine Lebenszeit verstreicht."
„Betet an vor Gott, ihr Sünder."
„Von Berg und Thal und Hügeln lacht uns Segen."
„Mein erst Gefühl sey Preis und Dank."
„Für alle Güte sey gepreist."

Um 9 Uhr schlief sie schon wieder.

„Die Nacht hindurch bin ich wieder in einem herrlichen Elisium, es ist mir wieder ganz gleich, wie den Tag hindurch (über, während) so wohl, denn ich bin wieder im Himmelreich, im Paradies, in einem geistreichen Leben. Um 8 Uhr Morgens erwache ich, bleibe eine Viertelstunde wach, schlafe wieder bis 10 Uhr, bleibe wieder eine Viertelstunde wach und schlafe wieder bis Abends 4 Uhr. Dann kömmt das Seitenstechen wieder bis Dienstag."

Auf die Frage: „Was für Zufälle werden Dir dann am Mittwoch begegnen, die Dir schon zum voraus bange machen?" antwortete sie: „Ich werde mit fünferlei Zufällen zu kämpfen haben. Erstlich werden die Krämpfe mich fürchterlich zusammenziehn und dann wieder auseinander strecken, mir wird zum Ersticken enge werden. Ein paar Stunden werd ich mit aufgesperrten Augen und Mund da liegen, daß man glauben sollte, ich wäre todt, denn man wird keinen Athem an mir verspüren. Dann werd' ich wieder in einem andern Schlaf reden, bald von meiner Krankheit, bald von den Medicinen, die mir Herr Doktor verordnen muß, bald werd' ich vom himmlischen Glanz in Entzückung gerathen, auch werde ich momentane Anfälle von Raserei bekommen, wo man Sorge tragen muß, daß ich nicht aus dem Bette falle, und dann wird mich noch ein sanfter Schlaf anwan-

deln, in welchem ich mich mit meinem Geist bei meinen lieben Verstorbenen im Himmel befinde."

(Es traf Alles pünktlich so ein.)

Auf die Frage: „Wie willst Du denn Deine Arzneien einnehmen können, wenn Du mit solchen Zufällen zu kämpfen hast?" erwiederte sie:

Die Arzneien will ich pünktlich nehmen, und ich weiß, wenn Ihr mir selbige zur Unzeit reicht; wann ich sie zu früh bekomme oder zu spät, so gebe ich Euch einen Verweis, denn die Zeit kenne ich von Minute zu Minute. Wann ich einnehmen muß, so rüttelt mich nur ein wenig, denn mit Rufen richtet Ihr nichts aus; ich höre nichts an diesem Tage, ich bin mit meinem Geist viel zu weit von Euch entfernt.

Noch etwas — habt keinen Kummer für mich, wenn ich die fürchterlichsten Zerrbilder mache, und den Athem zum Ersticken verliere, denn ich spüre von Allem nicht das Geringste, im Gegentheil es ist mir himmlisch wohl. —

Es war Alles wirklich so.

Vom 18. Dezember bis zum 6. Januar hat sie nicht mehr so viel im Schlaf geredet, aufs Wenigste nicht viel Interessantes. Sie war oft wach und schlief ruhiger, aber am 6. Januar stellten sich wieder Krämpfe ein und Enge, und der redende Schlaf war sehr lebhaft.

„Heute" — sagte sie — „ist's der letzte Tag, daß sich der Geist von mir entfernt; mit den überirdischen Dingen habe ich schon mehrere Tage nichts mehr zu thun, es ist mir nichts mehr möglich, als noch ein wenig zu spucken und zu klopfen,*) und diesen Abend werde ich noch dazu anwenden, meine Mutter im Glauben zu stärken, daß es Geister gebe, die einen noch im Leben beunruhigen können. Ich will sie nicht zu fürchten machen, denn sie hat es nicht um mich verdient. — Auch der Lisette Bleuler**) will

*) Pochen. J. L.

**) Eine ihrer besten Freundinnen, welche ihr oft wachte. J. L.

ich heute Nacht einen Possen spielen. — Ich will also die Mutter aus dem härtesten Schlaf wecken und will ihr klopfen (pochen), bis sie mich verstanden hat."

Die Mutter ging also um 10 Uhr zu Bette, ohne eigentlich nur an das von S. Gesagte zu denken.

Um Punkt 11 Uhr erwachte sie an einem starken Klopfen, sie dachte an das von S. Vorhergesagte und horchte, was es noch weiters geben werde; darauf wurde von Minute zu Minute 4 Mal hintereinander an der Thüre geklopft, sie rief Lisette Bleuler, die heute Nacht im gleichen Zimmer war, und auch diese hatte es gehört, und so kam's noch mehrmals, das Klopfen; sehr stark, 5 bis 6 Mal hintereinander; dann wurde es wieder still und sie schliefen wieder ein.

Um 12 Uhr hörte die Mutter wieder klopfen, aber außerhalb dem Zimmer, und so 5 Minuten nacheinander. Darauf fing Lisette Bleuler zu weinen an, und so heftig, daß sich die Mutter genöthigt sah, dieselbe zu wecken, welches aber beinahe nicht möglich war. Beim Erwachen sagte dieselbe: „In meinem Leben bin ich noch nie so in meinem Schlafe erschreckt worden — es hat mich Jemand am Arm gefaßt und mich auf den Boden reißen wollen — es war mir wunderbar." — Unterdessen lag Susette mäusestill *) in ihrem Bette. — Das Klopfen geschah früher schon öfters; auch in den andern Zimmern bei den Geschwistern. „Wir spürten ein Antasten und wunderbares Tosen in der Luft, und heftiges Klopfen an der Thüre und im Bette, und dann wieder wie ein Räuspern von Papier, und wieder rollte es, als werfe man mit Kugeln herum. Wieder ein besonderes Gefühl von Pressung, welches den Schlafenden weckte u. s. f., und jedesmal befragte sie Dasjenige, welchem sie sich spürbar gemacht. „Hast Du dieß oder jenes gehört

*) Ein Provinzialausdruck bei uns.

J. L.

und empfunden." In der Nacht und oftmals am Tage. Auch machte sie uns aufmerksam, z. B. „zu der oder dieser Stunde, mache ich Dir einen nächtlichen Besuch, erschrecke aber nicht, denn nur ich bin es.

Am 9. Januar fing Susette wieder im Schlafe zu sprechen an.

„Ich kann nicht genug sagen, wie's in den Gesellschaften und Kaffeehäusern über mich kritisirt und gespöttelt wird; ich weiß es ganz gewiß! besonders bei den Vornehmen unsrer Stadt.*)

Ich weiß, daß fremde Doktoren zu mir kommen wollen, um einen Versuch mit mir zu machen, aber wenn sie kommen, so werde ich sie unhöflich fortschicken; denn es ist nicht die Ursache und Absicht, mir zu helfen und helfen zu können, sondern nur zu wundern, spötteln und probiren, dieß wäre eine Freude für sie. Aber nein! dieß lasse ich nicht geschehen, wenn mir meine Herren Doktoren nicht helfen können, woran ich nicht zweifle, so sollte mir dennoch kein fremder Arzt kommen in mein Zimmer. Sie werden aber dann erst sagen, ich sei ein Phantast, daß ich nichts mit mir vornehmen ließe, aber dieß ist dann gleichviel.

Ich sag' es noch einmal; der liebe Gott ist mein Zeuge, daß ich kein Phantast bin, und wiederhole noch einmal, daß meine Herren Doktoren keine fremden mitbringen sollen, um mich zu erforschen, ich bin kein Probirstein, gehen sie in den Spital, dort ist der Ort zum Probiren; nein! — so Etwas möchte ich nicht erleben, der liebe Gott würde mir gewiß die Gnade schenken, daß ich erwachen, die meinen, sammt den fremden Aerzten müßten zur Thüre hinaus, und sich schämen, ich hoffe aber, der liebe Vater und Mutter, Brüder und Schwestern ließen dieß nicht geschehen. Meine Krankheit wird schon noch erläutert werden, es muß halt jetzt so sein und nicht anders." Es schadet nichts, wenn

*) Zürich.

schon hie und da ein Pülverlein ausgegeben wird, besonders für die Religionsspötter. *)

Heute, 10. Januar, war Susette wieder sehr unruhig, redete aber meistens ganz leise bis gegen Abend, da fing sie laut zu reden an und fragte, ob Jemand fremdes hier sey, man verneinte dieß und sagte ihr, daß man sich allein bei ihr befinde, darauf sagte S.: „Habt Ihr heute nicht bemerkt, daß der Herr Doktor geistlich werden will, er wollte etwas aus mir herausklügeln, ich horchte ihm aber nur zu, und er vernahm nichts von mir. Ich hätte ihm bald in's Gesicht gelacht, er glaubt mir nicht, daß ich in ihn hinein schauen könne, und daß ich wisse, was er denkt, sonst würde er nicht solche Fragen an mich thun. Er kennt halt meine Krankheit nicht, er glaubte von Anfang an, ich sey ein Phantast, und hätte mich doch kennen sollen, denn er war ja von Geburt an mein Arzt; es war niemals meine Gewohnheit, mich krank zu stellen, aber wenn ich krank war, beging ich die Einfalt, mich gesund zu stellen.

Es ist eben traurig, daß die Herren Doktoren sich keine Mühe geben, Krankheiten solcher Art, wie die meinige, zu studiren, denn nur wegen Heilung von Leibesbeschwerden lohnt sich's nicht der Mühe, einem Herr Doktor zu sagen; — aber die Geisteskrankheiten die sollten sie ausstudiren, aber dazu müßten sie halt eben mehr geistlich als weltlich sein.

Es ist traurig, daß die Herren Doktoren so wenig Glauben haben, sie können nicht begreifen, daß bei einer Krankheit, wie die meinige ist, der Geist sich vom Leibe trennen könne, und sich bei seinen Verwandten, Bekannten und auch bei fremden Leuten spürbar machen könne. Wären meine Herren Doktoren mehr geistlich als weltlich gewesen,

---

*) Sie meinte damit ihre Aufklärungen, welche sie über einige Personen, unter diesen sich auch ihr Arzt befand, gab, hinsichtlich ihres Unglaubens und unedeln Charakters. — Welches ihr sehr übel aufgenommen wurde, wie natürlich.

und hätten mehr Glauben gehabt, sie hätten sehr viel von mir vernommen."

Die Mutter anerbot hierauf S., sich einen andern Arzt zu wählen, wenn sie einem andern mehr Zutrauen schenken zu können glaube. — S. antwortete hierauf: „Nein, Mutter! ich habe alle Herren Aerzte in Z. durchgegangen und nur einen einzigen gefunden, der ein wenig Kenntniß von meiner Krankheit und Glauben hätte. Ich will also durchaus keinen andern Arzt, denn ich wäre im Schlaf mit keinem zufrieden, und wach ist mir keiner so lieb, wie Herr Doktor L. Wenn ich also beim Erwachen einen fremden Arzt an meinem Bette erblicken würde, so würdet ihr sehen, was ich alsdann für einen Lärm machen würde, denn ich wüßte ja nicht, was vorgefallen wäre, weil mir beim Erwachen wieder Alles genommen ist."

Abends 5 Uhr sagte S.: „Jetzt habe ich wieder einen neuen Schlaf, den ich noch nie gehabt habe, er währet aber nur zwei Stunden. Ihr könnt mich jetzt fragen, was Ihr wollt, ich kann Euch Eure Schicksale prophezeihen, Mittel über Krankheiten sagen u. s. f.

Ich habe drei Schläfe verschiedener Art gehabt in meiner Krankheit; im einen hörte ich gar nichts, was um mich vorging. Im zweiten jedes Geringste in und außer dem Hause, und der dritte ist jetzt dieser neue Schlaf. Ich kann wieder gesund werden, daß Ihr Euch wundert, aber es dauert nicht lange. Das Blutspeien bedeutet nichts böses, bis Blutgüsse kommen, ich kann aber nur zwei ertragen, dann hats gefehlt mit der Gesundheit, ungesäumt muß ich daran sterben.

Dieß Jahr aber glaube ich frei zu sein von Blutgüssen. Wenn ich keine Blutgüsse mehr bekomme, so schätze ich mein Leben noch auf zwei Jahre, länger nicht. Und kommen die Blutgüsse, so ist keine Hoffnung mehr.

Wenn ich aufkommen sollte, so müßte ich im Frühling

eine Molkenkur gebrauchen, die ist excellent für mich, und nachher die Kuhmilch.

Den 10. Januar.

„Der Herr Doktor fragte mich, ob die Verstorbenen auch noch mit dem Irdischen verbunden seyen. Meine Antwort ist: ja; — aber es wäre den himmlischen Wesen viel zu wenig, sich um's Irdische zu bekümmern; denn die Zeit ist ihnen viel zu kurz, und ist ihnen viel zu wohl, als daß sie daran dächten. Ein Jahr ist ihnen im Himmel, wie uns eine halbe Stunde. Es sind drei Wege zur Ewigkeit, zwei in den Himmel und einer zur Hölle. Wenn ein Mensch fromm stirbt, so wird sein Geist alsobald eine Stunde nach dem Tode sich empor schwingen von der Erde, und ehe er in den Himmel aufgenommen wird, muß er Rechenschaft ablegen, welches aber nicht lange währt. — Denn auch der frömmste Mensch ist nicht ohne Sünde und Fehler. —

Diejenigen Menschen, welche nicht gut gelebt haben auf der Welt, aber doch noch einen Gott und Heiland glaubten, werden an einen Ort hin versetzt, man heißt ihn Hades. Diese müssen zur Strafe wieder ein neues Leben anfangen, um erläutert zu werden, dann erst kommen sie in den Himmel. Die Ruchlosen, Verstockten und Gotteslästerer kommen in die ewige Hölle und müssen darin bleiben.

Es sind viele Menschen, die glauben, es sey keine Hölle, aber — so gewiß ein Himmel ist, so gewiß ist eine Hölle. — Nachdem der Mensch gelebt hat, kann er sich nach seinem Tode von der Erde trennen; die Gottlosen hingegen, müssen noch umherirren.

Man kann zu fromm sein, dieß gefällt dem lieben Gott auch nicht. Sechs Tage sollst du arbeiten u. s. f.

Ich war also in meiner Krankheit im Stande, meinen Geist zu versetzen, wohin ich wollte. Auch hat der Geist einen Machtspruch, dieß oder jenes geschehen zu lassen; dieß oder jenes soll ertönen, zerbrechen, erscheinen u. s. f., wie

ja erfolgt ist: aber nur denen, welche glaubten, um sie darin zu bestärken. Und diejenigen, welche nicht glaubten, sahen und hörten nichts, denn es ist alsdann gut glauben, wenn man sieht und hört. Man muß vorher glauben.

„Meine Krankheit verwandelte sich in sieben Schläfe, in diesen stieg ich immer höher und höher, bis in den Himmel, dann nahm es wieder ab, das heißt der Geist näherte sich wieder allmälig der Erde. Als derselbe wieder ganz hier war, beschäftigte sich also mein Geist mit den Menschen, sie von Grund aus kennen zu lernen, ihre Charaktere, ihren Lebenswandel und ihre zukünftigen Schicksale zu wissen und zu studiren. Auch hörte ich alle Worte und Thaten mit an, das heißt nur bei nahen und entfernten Bekannten und Verwandten, mit den ganz fremden nicht, weil meine Zeit zu kurz eingetheilt ist, sonst wäre mir dies auch vergönnt, wenn meine Krankheit länger angehalten hätte."

„Meine Herrn Doktoren haben immer noch Zweifel, darum kann ich nicht offen mit ihnen reden, wie sie's wünschten!"

„Nachmittag kam der alte Herr Doktor, aber ich hatte keine Zeit mit ihm zu reden, später hätte es eher sein können, denn der heutige Tag ist ermüdend für mich, es muß alles gesagt seyn, was ich studirte. Von heute an werd' ich nichts mehr sagen, es ist das Ende."

„Acht Tage muß ich noch ausruhen, und werde ganz natürlich schlafen; dies sind dann meine Ausruhungsschläfe. Dann darf ich das Aufstehen wieder versuchen, aber nur zwei Stunden im Tag, und so geht es dann nach und nach besser."

„Die Pülverlein muß ich noch einzunehmen fortfahren, sie sind sehr gut für's Blutspeien, und die andern Pülverlein, welche ich zuerst hatte, muß ich dann nehmen, wenn ich einen Blutguß bekomme, welches aber jetzt der Fall nicht bald seyn wird."

„Meinen Herren Doktoren kann ich nicht für die große

Mühe, die sie mit mir hatten, danken; — unbeschreiblich viel Mühe hatten sie mit mir."

„Jetzt will ich den letzten Abend noch zu wichtigen Verhandlungen mich meinen lieben Eltern und Geschwistern widmen. Ich werde Eins nach dem Andern zu mir rufen lassen, — jedes allein — ihnen Rath ertheilen und Aufschluß über gewisse Gegenstände geben, ihnen Muth einflößen zu ihrem Fortkommen, — und zusprechen, denn die Zeiten sind schwer und werden noch schwerer werden, es hat die höchste Stufe noch nicht erreicht. Ihr werdet noch die Erfahrung machen."

Bis hieher haben wir S. selbst sprechen lassen, welches alles Wort für Wort von ihrer Schwester E. sogleich niedergeschrieben wurde. Folgendes wurde nach ihrem Tode von ihrer Schwester niedergeschrieben und ich gebe es demnach, nur mit einigen Wortverbesserungen, sonst ganz genau, hier an. Man sey versichert, daß keine erdichtete Rede im Ganzen vorkömmt, sondern daß im Gegentheil noch sehr vieles, welches man nicht ganz genau mehr wußte, ausgelassen wurde, damit ja kein Irrthum oder Selbstgemachtes sich in diese wenigen Blätter schleiche.

J. Leemann.

Susette hielt wirklich Wort, sie unterredete sich noch denselben Abend mit ihren Eltern und Geschwistern, und zwar mit jedem besonders und allein, über ganz besondere und wichtige Dinge, und für Jedes hatte S. Rath und Trost und jedem sagte S.:

„Behalte das Gesagte bei Dir und bewahre es als ein Geheimniß."

Der Mutter allein vertraute sie auch die Geheimnisse der Uebrigen, ausgenommen dasjenige ihres ältesten Sohnes Conrad. Unter den herzlichsten Tröstungen und Aufmunterungen nahm S. ihre Mutter noch in's Gelübde, Geduld mit ihr zu haben, denn es stehe ihr (S.) noch eine fürchterliche Krankheit bevor, in welcher es niemand als

ihre Mutter um sie aushalten könne und werde. Sie bat selbige dann noch mit Küssen und Händedrücken, sie doch nicht in den Spital zu vertragen, worauf die Mutter dann S. befragte, ob sie ihr denn genug Kräfte zuschreibe, um bei ihr auszuharren, und ob S. nicht wisse, wie lange diese Krankheit dauern werde? S. antwortete: „Mutter, Du hast genug Kräfte und Geduld, Du wirst mich zu bemeistern wissen, und ich werde Dir allein folgen (gehorchen). Auch geht die Krankheit nicht in Jahre hinein, denn meine Krankheit dauert von Anfang an kein Jahr."

Nachdem S. dann mit ihren Unterredungen mit Eltern und Geschwistern fertig war, erwachte sie und klagte über ungewohnte Mattigkeit, sie brauchte den Ausdruck:

„So habe ich nichts empfunden! — ich spüre (fühle) alle meine Nerven in meinem Körper, sie sind mir angespannt wie Saiten!"

S. aß geschwind etwas, welches sie sich selbst zum Nachtessen verordnet hatte und schlief wieder ein. Dieser Schlaf schien ein natürlicher und kein magnetischer zu sein, denn man hörte sie jeden Athemzug holen und ihre Augen waren ganz ruhig. So schlief sie bis am Morgen des 11. Januars, wo sie alsdann beim Erwachen ganz erquickt und neu belebt zu seyn schien, nur war sie mißtrauisch gegen Alle; sie klagte, daß man nicht aufrichtig gegen sie sey, und verlangte von uns zu wissen, was sie denn eigentlich für eine Krankheit habe und ob sie nicht im Schlaf geredet, — und was sie geredet? Kurz sie zeigte eine ganz neue Stimmung, die uns schon zum Voraus bange machte, und wenn wir sie zu beruhigen suchten, so lächelte sie mißtrauisch. So ging es ungefähr acht Tage, mit jedem wurde sie ein wenig besser. Alle Tage war sie zwei bis drei Stunden außer dem Bette, ja am 8. Tage kam sie sogar wieder in das Wohnzimmer, freute sich ihrer Besserung, strickte und spielte ein wenig Clavier, auf welchem sie freilich nur einige Stücke, jedoch gehörig und richtig spielte. Am folgenden

Morgen hatte S. wieder eine neue Stimmung, sie kam zwar wieder in die Wohnstube, aber sie weinte und jammerte nur und beantwortete keine Frage. Man beredete sie alsdann zu Bette zu gehn, — sie schlief dann ein und wir bemerkten dann, daß sie im magnetischen Schlafe lag, und daß sie auch in diesem sich mit traurigen und niederschlagenden Dingen beschäftige, aber sie sprach nicht, sondern weinte und ächzte nur mehrere Stunden. Dann setzte sie sich aufrecht und jammerte laut, sie hätte einen fürchterlichen Traum gehabt.

„Nun ist es aus mit mir, ich werde nicht mehr gesund, und ich werde vor meinem Ende noch verrückt, thut mich nur in den Spital, ihr könnt es nicht aushalten mit mir!"

Auf diese Reden hin verdoppelten wir unsere Aufsicht gegen S., auch wurde dies von Stunde zu Stunde nothwendiger, denn sie gerieth noch die nämliche Nacht in die fürchterlichsten Konvulsionen, sie war in beständiger Todesangst! Beim geringsten Geräusch glaubte sie, man hole sie auf die Richtstätte und werde getödtet.

So verstrichen etwa vier Wochen, während welcher beständig Vater und Brüder abwechselnd bei ihr sitzen mußten, um ihr die Hände festzuhalten, damit sie sich keinen Schaden zufügen konnte. Auch war in dieser ganzen Zeit S. immer schlaflos und beantwortete beinahe keine Frage; man sah, daß sie bald in diese, bald in jene Ecke ihres Zimmers furchtsam hinblickte, und wenn man sie befragte, was sie denn in diesen Ecken sehe, sagte sie: (die Fragen blieben aber zwei Wochen lang unbeantwortet) „Seht Ihr denn diese teuflischen Geister nicht in meinem Zimmer! — ganze Legionen sehe ich! diese haben mich verrückt gemacht, — sie machen mir Vorwürfe, ich hätte Euch zu viel aus den himmlischen Regionen erzählt. Ich habe Euch gesagt, ich hätte den Heiland gesehn, und dies hab' ich Euch niemals gesagt, auch habe ich Euch mit Spuckereien zu fürchten ge-

macht ꝛc. ꝛc., und doch habe ich Euch nichts gesagt, als was mir befohlen war!"

So wurden die Reden Susettens mit immerwährenden Todesängsten verbunden, mehrere Tage. Nach diesen vier traurigen uns unvergeßlichen Wochen fing S. eine sanftere Stimmung anzunehmen an, — sie war nicht mehr um ihre Person so bekümmert, hingegen glaubte sie immer, es begegne den Eltern oder Geschwistern ein Unfall, oder die Mutter sey todt, und zeigte man sich ihr dann, so war sie zärtlich und gut.

So ging es wieder ungefähr vier Wochen, da verlangte S. aufzustehn und schien mit jedem Tag besser und gesunder zu werden. Sie befand sich die meiste Zeit außer dem Bette. Wir bemerkten aber bald, daß sie wieder Seitenstechen und sehr starkes Herzklopfen hatte, und deßwegen suchten wir sie früher als die letztverflossenen Tage ins Bett zu bringen.

Der Herr Doktor machte uns Hoffnung, wir könnten uns, da sich die Krankheit wieder in den Körper zurückziehe, auf Besserung freuen. Aber S. wollte durchaus keine Arzneien mehr nehmen und bekam noch in der gleichen Nacht einen heftigen Blutguß, und während Susette denselben ausspie, war sie bei ganz gutem Verstande, jammerte aber, es sey nicht gut für sie, daß die Blutgüsse schon kämen. Sie erholte sich aber körperlich in wenig Tagen wieder, und schien so ziemlich ordentlich bei Kräften zu seyn. Sie wurde dann von Tag zu Tag simpler, so daß man sie keinen Augenblick allein lassen durfte; so blieb sie bis zum Anfang April, dann zeigte sich wieder eine ganz andere Stimmung. Wir wußten nicht, wie wir diese benennen sollten, ob Wahnsinn oder Narrheit, alle bösen Leidenschaften schienen auf einmal sich ihres Herzens bemächtigt zu haben. Sie war voll Argwohn und Mißtrauen, voller Geiz, Neid und Zanksucht, obschon sie nur wenig reden konnte, so wußte sie die bestgemeinten Worte böse und übel zu deuten. Hätte

sie ihren Vater und Geschwister für die scheußlichsten Thiere angesehen, sie hätte sich keiner härtern bedienen können. Sie gebrauchte oft folgende Ausdrücke — „Ihr garstigen Thiere und Teufel!"

In diesem Zustande bemerkten wir von Tag zu Tag körperliches Abnehmen. Mit Ende April konnte sie das Bett nicht mehr verlassen, sie hatte stärkern Husten, ein allzuschnelles Athemholen, zehn Tage lang anhaltende Verstopfungen, schon vom Januar an zeigten sich ihre Perioden nicht mehr, sie hatte keinen Appetit, aber immer Durst. Was uns aber besonders wunderbar schien, war, — daß die Mutter, die neben ihr schlief, bei Nacht ziemlich vernünftig mit ihr sprechen konnte. Auch kam sie in dieser traurigen bedenklichen Stimmung auf einige Minuten zu völliger Besinnung. Es war einige Tage nach Pfingsten, als sie einmal sagte:

„Mutter, gerade jetzt habe ich meine völlige Besinnung, ich erinnere mich an alles aus meiner Krankheit; dies hat mich verrückt gemacht, daß die Leute so lieblos über mich urtheilen, daß sie mich einen verliebten Phantast nannten; aber jetzt werden sie mich nicht mehr lange verläumden können, denn ich sterbe jetzt bald." Mit diesen Worten war auch die vorige Stimmung wieder da und immer mehr Abnahme der Kräfte, sie bekam Uebelkeiten, Blutdurchfälle und am 17. Juni stellte sich der letzte früher prophezeite Blutguß ein. Wir waren in fürchterlicher Angst, die liebe Tochter und Schwester müsse an dieser Blutausleerung ersticken, denn das Blut war so dick, daß sie selbiges beinah nicht von sich bringen konnte, und war ganz entkräftet und dem Tode nahe, den 19. Juni fing sie wieder zu singen an, und kündete uns mit gebrochener Stimme und sehr gut gemeint (wie sie's in ihren magnetischen Schläfen that) ihr nahes Ende an. So wechselte es den Tag hindurch ab; wenn sie nicht beobachtet zu werden glaubte, so sang sie. — Mitunter war sie dann auch wieder böse.

In den letzten drei Wochen hatte die Mutter auch keinen Vorzug mehr vor den Andern, sie wurde wie die übrigen der Familie betitelt.

Den 20. Juni schien S. beinahe niemand mehr zu beachten, obschon sie immer wach war, so schien uns als wenn sie mit Jemanden spräche, es kam uns vor als spräche sie mit Geistern. Sie schien sehr vergnügt in ihrer Unterhaltung, und so ging's die ganze Nacht durch, bald sang sie, aber immer von ihrem nahen Tode. So ging's bis Freitag den 21. Nachts 9 Uhr, da fiel plötzlich eine Veränderung bei ihr vor, sie bekam Krämpfe, von der Art, wie wir während der ganzen Zeit ihrer somnambülischen Krankheit keine sahen, sie verzog ihre Gesichtszüge auf eine ganz unerkenntliche Weise — den Mund hatte sie ganz auf der Seite und verführte dabei ein ganz unmenschliches Geschrei. Doch schien sie uns zu kennen, denn wenn man sich ihr näherte und sie fragte, mit was man ihr helfen könnte, so winkte sie mit der Hand, daß man sich entfernen möchte. — Den Arzt ließen wir nicht kommen, weil S., während der ganzen Zeit ihrer verrückten Krankheit, fürchterlich böse auf ihn war. — So ging's die ganze Nacht hindurch bis Morgens 4 Uhr, da ward S. plötzlich stille, ihre Gesichtszüge waren wieder in Ordnung; sie erkannte den ältesten Bruder und winkte ihm und sagte: „Konrad, Du kannst mir meine Schmerzen erleichtern, wenn Du mir warme Tücher auf meinen Unterleib machst, — siehe dort im Kasten (Schranke) liegen viele, spare sie nicht, ich brauche Morgen keine mehr." Man war augenblicklich mit warmen Tüchern bereit, und wir alle waren voll freudigen Erstaunens, seit 22 Wochen wieder einmal ein sanftes vernünftiges Wort von S. zu hören. Konrad fragte S., ob sie ihm denn nicht sagen könne, wo's ihr denn eigentlich fehle? — denn er glaubte sie befinde sich wieder in demjenigen Zustande, in welchem sie in sich hineinschauen könnte, — welches auch wirklich so war. Sie sagte hierauf:

„Ich habe den Hundskrampf, der meinen Leiden jetzt bald ein Ende machen wird, aber heute noch nicht.“

Sie verlangte Hoffmannstropfen nebst warmen Tüchern, nach deren Gebrauch sie sich von Zeit zu Zeit besser befand. Aber immer noch durfte sich ihr niemand als Konrad nähern, gegen Mittag fing sie Jeden zu rufen an, sie wollte wissen, warum sich ihr niemand nähere, man erwiederte ihr hierauf, daß man bemerkt, daß ihr dies nicht angenehm sey. Sie schien von ihrer bösen Krankheit nichts zu wissen, — sie war seelengut und begehrte zu wissen, was denn mit ihr vorgegangen sey, daß ihr Leib so abgezehrt wäre ꝛc.

Nachmittags verordnete sie sich wieder eine Arznei von Kampher und Hirschhorngeist, aber eine recht starke, damit ihr dieselbe noch Kraft verschaffe, das was sie mit ihren Eltern und Geschwistern zu sprechen hätte, sagen zu können, denn am Sonntag morgen werde sie verreisen. Sie verlangte noch den Herrn Doktor zu sehn, und war herzlich freundlich mit ihm. Am Nachmittag wechselte sie bald mit Liebesbezeugungen gegen uns, bald mit Singen und Beten ab. Sie schien uns in einem ganz verklärten Zustande zu seyn. Sie heiterte uns auf, wir sollten doch keine so traurigen Mienen machen, und bald schien sie mit Engeln zu reden. Sie verlangte dann noch in die Stube getragen zu werden, man mußte sie aber wieder ohnmächtig in's Bett legen. Gegen den spätern Abend sagte S. mit gebrochener sterbender Stimme:

„Ihr Lieben! Heute Nacht habt Ihr noch viel auszustehen mit mir, aber ich bitte Euch, nehmt es nicht allzusehr zu Herzen, und wenn ich brülle wie ein Löwe, so erschrecket nicht, denn ich empfinde das nicht, was Euch scheint, darum seyd nur ruhiger als die vorige Nacht! Noch müßt Ihr mir eine Gefälligkeit erweisen, Ihr müßt mir heute noch das Leichengewand anziehn, damit nach meinem Tod, niemand meinen abgezehrten Leib zu sehn bekömmt ꝛc., auch müßt Ihr mich noch mit Kirschwasser waschen.“ Dies mußte

durch die Mutter und eine ihrer Schwestern, einer Tante von S., geschehen. Noch etwas sagte S., welches uns interessant vorkam.

„Wenn ich heute Nacht noch so schwach werde, so erwartet meinen Tod nicht, bis in meinem Zimmer etwas knallt oder zerbricht, aber auch dann kann es noch einige Stunden währen."

Die letzte Nacht, die S. lebte, verbrachten wir angstvoll und traurig, die arme S. hatte noch fürchterliche Krämpfe zu bestehn, sie hatte wieder Krämpfe wie die vorige Nacht, und Anfälle von Verzweiflung!! Bald mußte man sie in ihrer Bettdecke in die Stube auf ein Bett tragen, und dann wieder in das ihrige, während dessen jammerte und schrie sie.

Um 3 Uhr zersprang ihre Arzneiflasche mit einem uns allen hörbaren Knall! — Um 4 Uhr kam sie wieder zum Bewußtseyn und sagte:

„Jetzt werde ich Euch keine Mühe mehr machen, denn ich habe ausgekämpft und bin durchgedrungen!"

Am Sonntag Morgen um 6 Uhr nahm sie von der Mutter Abschied, dankte ihr für ihr geduldiges Ausharren, versprach ihr, ihr in ihrer Todesstunde beizustehn und hinüber zu helfen. „Euch, Ihr Lieben alle!" sagte sie, „werd' ich hinüber holen!" Sie ordnete dann noch ihr Leichenbegängniß, betete mit sehr schwacher Stimme das Lied: „Ich bin zur Ewigkeit bestimmt u. s. f. Heute um 2 Uhr werd' ich also verreisen." Die Mutter sagte: „Ich zweifle, daß Du noch so lange bei uns bleibst?". Susette lächelte und sagte: „Ich habe eine eigene Rechnung, die Ihr nicht versteht! Diesen Morgen noch werde ich verreisen. — Bleibet jetzt bei mir, aber etwas entfernt, ich mag Eure Nähe nicht ertragen." Darauf fing sie zu schlummern an, sprach aber doch mitunter einige Worte mit uns. Eine halbe Stunde vor 8 Uhr verlangte sie noch ein Gläschen guten Wein und leerte es bis auf den Boden. Dann sagte sie:

„Räumet jetzt alles sauber auf, damit, wenn die Leute

Euch zu condoliren kommen, alles in Ordnung ist." Bis aufgeräumt war, schlug es 8 Uhr, also am 23. Juni 1832, da nahm sie ein kleines wollenes Tuch, womit man ihr ihre schon seit zwei Tagen eiskalten Hände bedeckte, faltete selbiges zusammen, da sie's jetzt nicht mehr brauche und bat die Mutter, dasselbe in ihren Kasten zu legen. Sie sagte dann noch:

„Ich bitte Dich Mutter gehe;" die Mutter ging und ihr Ausbleiben währte keine Minute, und als sie wieder kam war Susette — eine Leiche!

Wer ein liebes Kind oder ein Geschwister oder sonst jemand liebes Bekanntes an einer solchen Krankheit hat leiden und sterben sehen, der hat so viel Erfahrung gemacht, daß er genug Stoff hat an's Ueberirdische fleißig zu denken, und um sein künftiges Seelenheil sich täglich zu bekümmern.

Zur Provantologie.

I.

Glück's Urtheil über die Gespenster.

Der berühmte Erlanger Rechtslehrer Glück in seinem Commentar über die Pandekten, beleuchtet die Fälle, wo der Conductor (Miether, Pächter) die Miethe oder den Pacht vor der Zeit verlassen kann (neue Ausg. Th. 17. S. 477 ff.), und kommt hiebei auch auf eine unter den Juristen bekannte Frage magischer Natur, und sagt darüber Folgendes:

„Ob auch Furcht vor Gespenstern hieher zu rechnen sey (zu den erwähnten Fällen), ist eine Frage, welche die ältern Rechtsgelehrten (Stryk, Brummer, Romanus, Dion. Gothofredus, Gomez, Huber ꝛc.) zwar einstimmig bejahen, die neuern aber seit Christ. Thomasius verneinen. Offenbar ist hier der ganze Streit unnütz, worüber gleichwohl in den angeführten Schriften der Rechtsgelehrten so viele Seiten angefüllt sind, nämlich ob solche Geistererscheinungen, welche man Gespenster nennt, und wodurch die Bewohner eines Hauses zur Unzeit beunruhigt werden sollen, möglich sind, oder nicht. Ihre innere Möglichkeit oder Unmöglichkeit läßt sich aus keinem Grunde **a priori** entscheiden und durch kein philosophisches Raisonnement verwerfen oder beweisen. Die Wirklichkeit eines jeden solchen angeblichen Ereignisses ist daher in den Augen des vernünftigen Richters immer als eine **res facti** anzusehen, worüber sich nur durch Prüfung der davon vorliegenden

Zeugnisse entscheiden läßt. Sind diese so beschaffen, daß an dem Beweise selbst juristisch nichts ausgesetzt werden kann, so muß der Richter für den Conductor sprechen, welcher diese Einrede vorgeschützt hat, er mag übrigens für seine Person glauben, was er will." —

Diese gesunde theoretische Ansicht wird wohl allen denen mißfallen, welche für die Dinge der unsichtbaren Welt nichts als ein Gelächter in Bereitschaft haben, oder denen ihre vermeinte Orthodoxie, wonach die Seelen der Verstorbenen entweder bei Gott im Himmel oder in der Hölle bei den Teufeln sind, Gespenster anzunehmen verbietet. Indessen behält der vorurtheilsfreie Glück vollkommen Recht; der Richter hat nicht nach seinem Glauben, sondern nach den Acten zu erkennen. Wenn durch unverwerfliche Zeugen rechtsgenügend erwiesen ist, daß ein Mensch mit Baumwolle todtgeschossen worden, so hat der Criminalrichter, der niemals von der Schießbaumwolle gehört und keinen Begriff davon hat, gleichwohl auf die gesetzliche Strafe des Mordes oder der Tödtung zu erkennen. Ein Anderes ist es freilich, wenn Jemand einen Andern des Betrugs beschuldigte, weil er im Winter Schnee auf dem Ofen getrocknet und hernach für Salz verkauft habe; denn daß gedörrter Schnee ein Unding ist, bezweifelt Niemand. Aber Gespenster lassen sich nicht von der Schwelle des Gerichts abweisen, wenn auch **dominus judex** seinen Kopf wetten wollte, daß es keine gebe.

Was thun aber nun die Patrone der sogenannten Aufklärung, die sich zu Richtern aufwerfen über Seyn oder Nichtseyn? Erstlich sie prüfen gar nicht, und man führt ihnen unzählige unverdächtige Zeugen vor, aber sie hören sie nicht; ihr längstgefaßtes Vorurtheil läßt sie nicht zum Wort kommen, ja sie schüchtern sie noch ein, wenn sie auftreten und die Wahrheit bekennen wollen. Ist das philosophisch? ist das juristisch? Liebe Leute, geht doch zum alten Glück, und laßt euch von ihm sagen, was vernünftig

und was recht ist! — „Ja, aber wir beweisen mit unumstößlichen Gründen, daß Gespenster eben so wenig möglich sind, als gedörrter Schnee, daß sie ganz zwecklos sind." — Geht abermals zum alten Glück, um zu sehen, daß eure Gründe schon längst discutirt sind! — „Und daß der Geisterglaube moralisch verderblich ist." — Da fragen wir nun, ob die Welt moralischer geworden ist, seit man diesen Glauben verworfen hat, oder umgekehrt? — Aber ihr hört nur euch selbst an. Wohl denn, so denkt was ihr wollt, aber spottet nur nicht über Dinge, die ihr nicht versteht, und erspart euch die künftige Reue. Ihr müßet allzumal dahin, woher auch die Gespenster kommen; suspendirt bis dahin eure Stimme, so werdet ihr weise seyn!

— y —

2.

Mein Großvater.

Wenn die nachfolgende Erzählung auch phantastisch klingt, so übergebe ich sie doch dem Leser nicht mit schüchternem Herzen, weil ich gar nichts anderes thue, als wahrheitsgetreu ein Erlebniß berichten, wobei ich jedem überlasse, sich die Sache zu denken und zu erklären, wie er es vermag. Ich selber bekenne frei, daß ich mir den Vorfall lediglich nicht zurechtzulegen weiß, und mir manches wie eine Thorheit erscheinen würde, wenn nicht meiner widerstrebenden Vernunft zum Trotze in meinem Herzen die feste Ueberzeugung lebte, daß dem, was ich gesehen habe und berichten will, die ernsteste Wahrheit zu Grunde liege.

Es war an Ostern 1844 als meine Frau mit ihren Kindern sammt der Magd in die Schweiz zu meinen Aeltern reiste. Die herrlichste Witterung begünstigte diesen ersten Ausflug meiner Frau in das prächtige Thurgau; und sie trug kein Bedenken, mir in den ersten Tagen ihres dortigen Aufenthalts zu schreiben, daß sie große Lust habe,

mit ihren Kindern für immer dort zu bleiben. Ich befand mich ganz allein in meinem Hause, in welchem sonst durch meine muntern Kinder so viel Bewegung und Leben war; und ich kann nicht läugnen, daß ich in den Osterfeiertagen oft großes Heimweh nach den Meinigen hatte. — Der Sicherheit wegen ließ ich des Nachts meinen großen Hund im Vorzimmer schlafen, und war von ihm überzeugt, daß er meinen Schlaf im Nothfall schützen würde. Am Ostermontag des genannten Jahres war ich schon morgens um 2 Uhr auf und arbeitete. Als mich endlich fror, legte ich mich zu Bette, und schlief sogleich ein. Da sah ich zwei Männer auf mein Bette zugehen, von welchen der eine sehr alt, sehr groß und sehr aufrecht war. Dieser Mann hatte etwas auffallend Anziehendes an sich. Die Liebe, die aus seinen Augen strahlte, läßt sich nicht beschreiben, obwohl die Augenlider roth waren, wie sie oft bei alten Leuten sind. Auch die Tracht, in welcher dieser alte Mann einher gieng, war mir sehr auffallend, besonders betrachtete ich die zinnernen Knöpfe, die in der Form von halben Bleikugeln an der blauen Weste sich befanden. An seiner linken Hand führte er einen Mann von mittleren Jahren in einem grauen Rock, der wohlgenährt und dabei innerlich vergnügt aussah. Der alte Mann stellte mir den jüngern vor und sagte: „er ist leider stockblind.“ Als ich ihn ansah, erkannte ich in ihm meinen Onkel, den Bruder meiner Mutter, dessen Beerdigung ich vor vierundzwanzig Jahren als ein ganz junger Mensch angewohnt hatte. Ich war mir im Traum wohl bewußt, daß mein Onkel gestorben sey, und sogleich entstand in meiner Seele der lebhafteste Wunsch, von ihm etwas Näheres über den Zustand nach dem Tode zu erfahren. — Die Herausgabe des Vermögens meiner Mutter von Seiten meines Onkels hatte beide Familien etwas entzweit, so daß das frühere herzliche Verhältniß ziemlich getrübt war. Dieser Umstand fiel mir im Traume ein. Ehe ich nun die wichtigen Fragen über das Jenseits machen wollte, ergriff ich

die Hand meines Onkels, den mir der alte Mann als einen „Stockblinden" vorgeführt hatte, ich drückte sie mit einer Wärme und Zärtlichkeit, wie man dies nur in geistig sehr erhobenem Zustand thun kann. Um aber der reinen Wahrheit ganz gewiß zu werden, fragte ich meinen Onkel: sagen Sie mir zuerst, ob Sie es wirklich aufrichtig und herzlich gut mit uns meinen? — Diese Frage schien beide Männer außerordentlich zu beleidigen. Doch deutete der alte Mann mit einem liebestrahlenden Blick mir gegen das Gesicht, und sagte mit einer Freundlichkeit, aus welcher eine wahre Seligkeit heraus leuchtete, zu dem blinden Onkel: „siehe, der ist es!" Ich hatte diesen guten Alten vernachläßigt auf Kosten des Onkels, den ich kannte. Meine Frage aber, ob er es gut und aufrichtig mit mir meine? diese Frage hatte beide sichtbarlich versetzt. Der Onkel zog unmuthig seine Hand aus der meinigen, beide Männer wendeten sich um, und gingen durch die Thüre in das Vorzimmer. In demselben Augenblick sagte mir eine Stimme: Du hast deinen Großvater gesehen! Zugleich that mein Hund einen lauten Schrei, an dem ich erwachte. Mein „Türk" stand vor meinem Bette, noch mehr als ich alterirt. Ein unnennbarer Schmerz erfüllte meine Seele, hauptsächlich darüber, daß ich dem alten Mann meine Aufmerksamkeit entzogen, und sie dem Onkel zugewendet hatte. Denn ich wußte nun ganz gewiß, daß ich das leibhafte Bild meines Großvaters gesehen hatte, und obwohl ich ihm um des blinden Onkels willen, der übrigens im Leben sehend und sehr gescheidt war, nicht die nöthige Aufmerksamkeit schenkte, so hat sich doch sein Bild so klar und deutlich in meiner Seele abgebildet, daß ich mir ihn jeden Augenblick vorstellen kann, wie meinen noch lebenden Vater, — und noch besser; und daß, wenn ich malen könnte, ich sein Bild darstellen wollte, so sprechend, daß ihn alle seine Bekannte erkennen müßten. Obgleich es noch nicht völlig Tag war, stand ich auf, und schrieb meiner l. Mutter in die Schweiz, und schilderte ihr den alten Mann,

der mir als mein Großvater war bezeichnet worden, vom Kopf bis zu den Füßen. Schuhe, Strümpfe, Hosen, Weste, Rock, Knöpfe, seine Größe, Haltung, die Farbe seiner Augen, Lippen, Backenknochen, Haare u. s. w. Kurz ich ließ gar nichts unbemerkt, und zeichnete das Bild so gut und treu, als es mit der Feder möglich ist. Dabei fragte ich meine Mutter auf ihr Gewissen, in wie weit dieses Bild dem ihres Vaters entspreche? Die Mutter schrieb mir umgehend, daß sie geglaubt habe, an ihrem dermaligen so herrlichen Aufenthalt nicht mehr weinen zu müssen. Mein Brief aber habe ihr das Bild ihres Vaters, bis auf die Kleidung und Knöpfe hinaus, so lebendig vor Augen gerückt, daß sie habe herzlich weinen müssen. „Ja in allewege hast du deinen Großvater gesehen," fuhr sie fort, „gerade so wie er in den letzten Jahren seines Lebens war. Ach wie freut es mich, zu wissen, daß mein Bruder, der in religiösen Dingen wirklich stockblind war, seinen frommen Vater gefunden hat, wie bin ich so glücklich, zu wissen, daß dieser selige Geist auch meinen Kindern nahe ist, und über ihnen wacht!"

Nun was soll ich mit diesem Traum oder Gesicht anfangen? Nichts etwa? Ja, wenn ich es nur vermöchte, aber in meinem Innern steht eben das Bild jenes Mannes und die Gewißheit, daß ich den Großvater gesehen habe, mit solcher Festigkeit, als die Ueberzeugung, daß ich meinen leiblichen Vater, der noch lebt, schon gesehen habe. Mein Großvater aber starb, eh ich geboren wurde, und ich habe vorher nie gefragt, ob er groß oder klein, aufrecht oder gebückt gewesen sey, noch weniger konnte mir einfallen, nach seinen Strümpfen oder Knöpfen, oder etwa darnach zu fragen, ob seine Backenknochen auffallend hervorstehend seyen, oder nicht; und dennoch versicherte meine Mutter mündlich und schriftlich, und mit Thränen, daß es nicht möglich sey, das Bild ihres Vaters treffender zu zeichnen, als ich es gethan hätte. Der größte Weltweise ist nicht im Stande, mir mehr Einwürfe entgegen zu halten, als ich mir selber entgegengehalten habe.

Mein Großvater war, nach allen Nachrichten, die ich von denen, die ihn kannten, einzog, ein sehr frommer, und für seinen Stand, er war ein Bauer, — ein ausgezeichnet gebildeter Mann; und der Todtengräber, der ihn vor sechs oder siebenundvierzig Jahren beerdigte, hat mir gesagt, daß der Pfarrer, der ihm die Leichenpredigt hielt, mit den Worten geschlossen habe:

Still flossen seine Tage,
Still wie ein Balsam fleußt,
So hell wie Sommertage,
So helle war sein Geist.

Wenn dann nun dieser Mann, wie ich glaube, hoffe und überzeugt bin, im Himmel ist, was thut er dann auf der Erde? Wenn er selig ist, wie kann Seligkeit bestehen bei dem Anblick der Stürme, Kämpfe und Sünden, denen er die Seinigen ausgesetzt sieht? — Und wenn er ein Geist ist, so sage mir ein vernünftiger Mensch, was that er mit Laschenschuhen an seinen Füßen, und mit zinnernen, halbkugelförmigen Knöpfen an seiner blauen Weste? Was sollen die von Alter roth gewordenen Augenlider u. s. w.? Diese und noch hundert andere Einwendungen habe ich mir selbst gemacht, und mache sie mir, so oft ich an den Traum, der aber etwas anderes als ein Traum war, gedenke. Nun darf ich aber auch fragen, wie komme ich zu einem Traum von meinem Großvater, den ich nie gesehen habe? Zu einem Traum, in welchem ich sein ganzes leibhaftiges Bild vor Augen sehe, und ein Kostüm, das meine Phantasie nicht schaffen konnte, weil ich noch Niemand in einem solchen sah? Wer dazu Lust hat, der mag es für einen Zufall halten, daß mein Hund mit einem lauten Schrei auffuhr und mir zueilte, und in sichtbarer Alteration war, als ich erwachte. Ich halte es für keinen Zufall. Und das Bild, das sich mir so wunderbar und so sprechend einprägte, und so lange ich lebe, sich nicht mehr in meiner Seele verwischen wird! Und das verklärte Antlitz des Alten, und die Freudigkeit und der

Trost, der ungesucht und unwillkührlich meine Seele durchdrang, als er mit dem Finger auf mich zeigte, und zu seinem Begleiter sagte: der ist es! Das alles sind Sachen, die ich nur berichte, weil ich sie gesehen, gehört, erlebt und gefühlt habe. Einem vernünftigen Menschen aber, nemlich einem solchen, der blos vernünftig ist, gebe ich das Recht, darüber zu lachen, und würde um keinen Preis ihm zumuthen, das, was ich erzählt habe, zu glauben. Ich bin nemlich, man wird es nicht zu reimen wissen, in gewissem Sinn ein Feind des Glaubens, und kann durchaus nicht begreifen, wie man einen so unendlichen Werth darauf legen kann, ob Jemand eine Erzählung oder einen Lehrsatz glaubt oder nicht. Ich denke, jeder glaubt, was er kann und was ihm glaubwürdig erscheint, und die Menschen sollten sich nicht hassen oder bekriegen um deswillen, was Einer glaubt, und der Andere nicht glaubt, denn der Glaube richtet sich nach unserer Erziehung und ganz besonders nach unserer geistigen Disposition, über welche wir nicht gebieten können. In diesem Fall, den ich berichtet habe, und in hundert andern ähnlichen Fällen, die ich berichten könnte, handelt es sich nicht um den Glauben, sondern um das Wissen; aber es gibt ein höheres Wissen, das, ich will es drollig sagen, dort anfängt, wo uns hier der Verstand stille steht. Unsre Logik, deren größter und geborner Verehrer ich bin, ist für diese Erde gemacht, und alles, was irdisch ist, fällt in ihren Bereich, aber alles, was die Grenzen dieses zeitlichen Daseyns überschreitet, überschreitet eben damit auch das Gebiet der Logik und der Weltweisheit, und so kann die Weisheit dieser Welt zur Narrheit werden, und das Wissen und die Weisheit von jener Welt ist ohnehin längst zur Thorheit in dieser Welt geworden.

Ich habe in dieser Richtung eine Schrift verfaßt, und das Manuscript dem Herrn Herausgeber des Magikons zur Beurtheilung übersendet. Ich muß bekennen, daß ich seine Schriften nur vom „Hörensagen" kenne, daß ich also auf

keine Gunst in der Beurtheilung Anspruch mache oder habe, und daß es deßhalb auch unmöglich ist, daß seine Schriften auf meine Ansichten irgend welchen Einfluß geäußert haben. Jedenfalls würde es mich aber sehr freuen, wenn dieser Mann seine Ansichten über mein Werk in Kürze hier auszusprechen die Gewogenheit hätte.

Pfarrer Weil.

Anmerkung: Dieser Schrift des Herrn Pfarrer Weils dürfen alle Freunde eines innern Lebens sich erfreuen; sie enthält höchst interessante Thatsachen, einfach und wahr erzählt. Möge er diese Schrift doch bald veröffentlichen, sie spricht am besten selbst für sich.

3.

Eine merkwürdige Spukgeschichte,

mitgetheilt von Durley Castello.

Es gibt kaum Etwas, was die Menschen gemeiniglich mehr von sich abweisen, als den Glauben an übernatürliche Erscheinungen, und dennoch gibt es Wenige, welche nicht in einer Periode ihres Lebens stillschweigend, wenn auch nicht offen, die Möglichkeit solcher Vorfälle eingestehen. Es gibt negative Beweise genug für die Existenz dieses Glaubens, wie z. B. die Begierde, mit welcher Geschichten dieser Art meistentheils angehört werden, weniger aus Neigung zum Wunderbaren, oder aus dem Wunsche, die Erzählungen als unwahr zu bekämpfen, als in Folge eines geheimen Zuges der Seele, welcher uns unwillkürlich über die Schranken dieser Welt hinausführt. Wer hätte nicht gern „eine gute Geistergeschichte" mit angehört, und schob nicht seinen Stuhl näher heran, wenn Anstalten gemacht wurden, eine solche zu erzählen? Ich habe nie Jemand gekannt, der nicht gern und willig in solchen Fällen zugehört hätte. Allein positivere Beweise finden sich in Erzählungen von Personen, die Verstand und Glaubwürdigkeit genug besaßen, daß man an ihren Aussagen nicht zweifeln konnte. Es ist viel leichter,

eine Vermuthung über dergleichen aufzustellen, als einen hinlänglichen Grund gegen das anzuführen, was wir nicht begreifen können.

Täuschungen der Sinne, sonderbares Zusammentreffen, Melancholie, ein schlechtes Gewissen, Kränklichkeit, werden oft als die Ursachen solcher Erscheinungen angesehen. Und dennoch haben alle diese Erklärungsversuche bei einigen der berühmtesten Geistergeschichten fehlgeschlagen, und auch die größten Zweifler mußten zugeben, daß jene Umstände sich nicht erklären ließen. Ich weiß nicht, ob die folgende Geschichte in die Klasse derer gehört, deren Lösung leicht ist, — denn man kann in eigner Sache nicht Richter sein, — für mich aber ist sie stets ein unerklärbares Geheimniß gewesen.

Es sind nun 15 Jahre, daß einer meiner Freunde, Namens Beaumont, in der Nähe der Stadt H., im westlichen Yorkshire, lebte. Er war ungefähr 30 Jahr alt, ein Mann von kräftigen Nerven und klarem Verstande, dessen Erziehung und spätere Lebensschicksale der Art waren, daß Aberglaube bei ihm nicht Wurzel fassen konnte. Er war jung mit einem schönen Mädchen verheirathet worden, aber sie hatten keine Kinder gehabt, übrigens waren sie mit einander glücklich gewesen. Beaumonts Vermögensumstände waren gut und es traten Verhältnisse ein, welche dieselben sogar glänzend machten, aber mit diesem Glücke trat zugleich der Wunsch, wo nicht die Nothwendigkeit bei ihm ein, ein größeres Haus, als er bisher bewohnt, zu beziehen.

Zufällig stund Ashfield House um diese Zeit zur Miethe. Es war ein großes Gebäude mit einer vortrefflichen Lage, die den romantischen Ueberblick eines schönen Thales gewährte. Alles machte diesen Wohnort zu einem sehr angenehmen, aber das Haus selbst hatte eine Schattenseite, es stand im Rufe, daß es darin spuke. Dieser Ruf beruhte nicht auf einer Sage, denn Ashfield war in neuerer Zeit erbaut worden, und der Erbauer erst vor einigen Jahren

gestorben, aber die Art seines Todes und des seiner Schwester, welche kurze Zeit vor ihm starb, warfen einen Schatten auf diese Mauern.

Die Geschichte der ersten Bewohner war in verschiedenen Versionen in Umlauf, doch glaubte man ziemlich allgemein, daß beide durch Selbstmord ums Leben gekommen seyen. Es konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß dieß bei dem Bruder wirklich der Fall gewesen, denn die Angaben des Leichenbeschauers waren genau und Jedermann im Gedächtniß: anders verhielt es sich jedoch in Bezug auf die Schwester. Die näheren Umstände ihres Todes waren in Dunkel gehüllt, und manche Personen hegten Zweifel, ob sie wirklich durch ihre eigne Hand geendet habe, wie verbreitet wurde, oder vielmehr durch die eines Andern.

Obgleich kein Umstand den Bruder direct dieser That beschuldigte, so bezeichnete der Verdacht ihn dennoch, und ob es nun Gewissensbisse oder Gram war, das konnte Niemand sagen, aber grade ein Jahr, nachdem das Frauenzimmer todt im Bette gefunden worden, in Folge von Vergiftung, fand man seine Leiche in demselben Zimmer: er hatte sich eine Kugel durch den Kopf geschossen.

Es erschien, als ob ihr früheres Zusammenleben keineswegs ein glückliches gewesen sey; beide waren reich — sie zeigten aber keine Liebe für einander, lebten getrennt, obgleich unter demselben Dache, und eine bindende Nothwendigkeit, nicht die Fesseln der Zuneigung schien sie mit einander zu verknüpfen. Die Schwester war schweigsam und trüb, ging selten aus, und verließ, wenn sie dieß that, doch nie die Umgebungen ihrer Wohnung. Den Bruder sah man häufiger, aber sein Wesen war eben so finster und abgeschlossen.

Er machte keine Bekanntschaften und seine Hauptbeschäftigung bestand darin, in der Gegend umherzureiten, entweder langsam in Gedanken versunken, oder wild jagend, als wolle er seine Melancholie übertäuben. Ein Geheimniß

schwebte über ihren Lebensschicksalen, und die schreckliche Art ihres Todes trug dazu bei, dasselbe zu vergrößern. Ihre eignen Handlungen reichten hin, den Eindruck, welchen ihr Haus auf Alle machte, hervorzurufen, und nachdem eine entfernte zu London wohnende Verwandte in den Besitz desselben gelangt war, wurde Ashfield House zugeschlossen und sein unheimlicher Ruf wuchs, jemehr das Andenken der Scenen, deren Zeuge es gewesen war, verschwand.

Aber welcherlei Gerüchte auch Andere abschreckten, Ashfield zu bewohnen, sie machten keinen Eindruck auf Herrn Beaumont, als er ein Haus gebrauchte, das seinen Zwecken entsprach; und obgleich es auf die Miethe nicht wesentlich ankam, so war er doch ein Mann, welcher gern einen vortheilhaften Handel abschloß, und die niedrige Summe, für welche er es miethen konnte, bestimmte ihn noch mehr dazu, es zu seinem Wohnort zu machen. Er machte sogleich mit dem Makler einen Kontrakt, eine Anzahl von Arbeitern wurde hingeschickt, um das Verfallene wiederherzustellen — das Licht des Tages strömte wieder durch seine Fenster, und helle Flammen loderten in den verlassenen Kaminen. Ein erfahrner Baumeister untersuchte das Gebäude und fand, daß es sogleich bezogen werden könne, Beaumont nahm es also in Besitz: das Landvolk zuckte bedenklich die Achseln.

Es war im Frühling des Jahres 1833, als Beaumont sich nach Ashfield begab, und anfangs nichts entdeckte, was ihn seine Wahl gereuen machen konnte; im Gegentheil, als der Sommer herankam, befand er sich in einer besseren Lage als seine Nachbarn, denn wenn ihre Gärten und Gehölze geplündert wurden von Dieben, deren sich eine große Anzahl in der Gegend befand, so rührte keiner zu Ashfield etwas an. Der würde für einen kühnen Mann gegolten haben, welcher nach dem Einbruch der Nacht sich durch den Ashfieldpark gewagt hätte, und die Furcht übte eine große Gewalt selbst bei denen aus, welche auf nächtlichen Raub

ausgingen. Die Bewohner von Ashfield waren also befreit von einem großen Uebelstande des Landlebens.

Aber in dem Verhältniß, als der Sommer schwand, und die kürzeren Herbsttage folgten, begann Unruhe sich der Dienerschaft des Hauses zu bemächtigen; die Gerüchte, welche überhört worden waren, als die Tage hell und die Nächte kurz waren, nahmen mit der Veränderung der Jahreszeit einen veränderten Charakter an, das Lächeln der Ungläubigkeit wurde seltener, die Sprache des Zweifels weniger laut; man koncentrirte sich mehr im Hause, und es thaten zwei lieber dasselbe Geschäft zusammen, als einer allein, und wirklich gab es viele Beschäftigungen, welche gar nicht allein versehen werden konnten. Unter diesen war das Amt, bei Nacht in die Ställe zu gehen, denn Kutscher, Reitknechte und alle übrigen behaupten, bei mehr denn einer Gelegenheit eine weibliche Gestalt gesehen zu haben, welche langsam aus der Höhe in den Stallraum hinabgeschwebt sey, — eine Behauptung, welche ziemlich abgeschmackt erschien, die aber dennoch geglaubt wurde. Andere Geschichten ähnlicher Art zirkulirten ebenfalls und die ganze Dienerschaft war jetzt fest überzeugt, daß es in Ashfield House umgehe.

Natürlich blieb diese Meinung nicht auf das Gesindezimmer beschränkt. Sie gelangte auch zu Herrn und Madame Beaumont, doch beide würdigten dieselbe keiner Ueberlegung, ausgenommen hinsichtlich des Einflusses, welchen sie auf die Dienerschaft hervorbrachte. Obgleich jung, hatte Madame Beaumont einen starken Geist, und viel gesunder Verstand zeigte sich in allen ihren Handlungen. Den Charakter ihres Gatten haben wir schon oben näher bezeichnet. Beaumont lachte über die Sache, er sagte, die Geister wären bisher seine Verbündeten gewesen und verdienten Ermunterung, während seine Gattin, wenn das Mädchen ihr davon erzählte, sich begnügte, die Sache eine Thorheit zu nennen, und zu verbieten, davon zu reden.

So blieb die Lage der Dinge bis zur Mitte des Mo-

nats Oktober. Da traf es sich, daß ein wichtiges Geschäft Herrn Beaumonts Anwesenheit in London erforderte, und er sich daher dahin begab, Madame Beaumont allein lassend. Es war das erstemal seit ihrer Heirath, daß sie sich trennten, und sie fühlte sich natürlich sehr einsam, im Uebrigen aber war sie keineswegs melancholisch gestimmt. Es waren noch einige Blumen im Garten, welche sie bis zur Rückkehr ihres Gatten zu erhalten hoffte. Eine gute Bibliothek befand sich ebenfalls im Hause und sie beschäftigte sich gern mit Lesen; ihre häusliche Arbeit und ein Brief, den sie jeden Abend an ihren Gatten schrieb, bisweilen auch absandte, gaben ihr hinlänglich zu thun; ihre Gemüthsstimmung im Allgemeinen war heiter, und in ihre ernsten Gedanken mischte sich kein Aberglaube.

Es war am dritten Tage nach der Abreise ihres Gatten, als Madame Beaumont, nachdem sie ziemlich lange aufgeblieben war, beschäftigt mit der Lectüre „die Feueranbeter," sich zu Bette begab. Es war ein stürmisches Wetter am Tage gewesen, aber gegen Abend legte sich der Wind und Nichts störte das allgemeine Schweigen, ausgenommen das Geplätscher des Regens, welcher auf das Dach fiel.

Die Zimmereintheilung von Ashfield war so beschaffen, daß das **corps de batiment** gänzlich getrennt war von dem Theile, wo die Dienerschaft schlief, und diese Absonderung wurde durch eine Thüre am Fuße der Haupttreppe bewerkstelligt, welche stets von Innen verschlossen war. Als Schildwache befand sich hier ein hübscher Wachtelhund von der reinsten Race, welcher mit einer kleinen Kette an die Wand angeschlossen war, und stets auf der weichen Matte am Fuße der Treppe sein Lager aufschlug. Er war eine kleine wachsame Kreatur mit gellendem Gebell, das er stets ertönen ließ, wenn irgend ein Umstand seine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Das Schlafzimmer der Madame Beaumont lag oben an der Haupttreppe und man gelangte zu demselben über

einen kleinen Vorplatz, der nur wenige Fuß im Umfang maß. Es waren auch andere Thüren auf diesem Vorplatz, aber sie führten alle zu Schlafzimmern, und waren verschlossen. Als nun Madame Beaumont ihrer steten Gewohnheit zu Folge untersucht hatte, ob Alles in Richtigkeit sey, so begab sie sich in ihr Zimmer, in Begleitung eines kleinen holländischen Hundes, der nie von ihrer Seite wich. Obgleich über die Maßen klein, hatte das Thierchen dennoch viel Muth, und schien stolz darauf zu sein, daß er seine schöne Gebieterin beschützte. Eine Stunde darauf begab sich Madame Beaumont zu Bette und schlief, da sie sehr müde war, bald ein; aber ihr Schlummer hatte noch nicht lange gedauert, als sie durch ein rollendes Geräusch, gleich fernem Donner, gestört wurde. Sie dachte zuerst, daß es ein Gewitter sey, aber der Lärm ward immer lauter und schien aus dem Innern des Hauses zu kommen. Sie hatte keine Zeit, lange Muthmaßungen darüber aufzustellen, denn er näherte sich schnell ihrem Zimmer, als wenn ein schwerer Lastwagen durch einen Korridor gezogen würde, obgleich keiner im obern Theil des Hauses existirte. Immer näher kam es und stieß mit fürchterlicher Gewalt an die Zimmerthür. In dem Augenblick, wo Madame Beaumont erwachte, hatte der kleine holländische Hund, ebenfalls gestört, sich vom Fuß des Bettes, wo er schlief, erhoben und begann fürchterlich zu bellen, während der Wachtelhund unten an der Treppe laut und anhaltend heulte, so daß das Haus davon widerhallte.

Es würde der Wahrheit zuwider seyn, wollten wir nicht eingestehen, daß Madame Beaumont Furcht empfand; die Verlassenheit ihrer Lage, das Ueberraschende des schrecklichen Lärmens, verbunden mit dem Bewußtseyn, daß man zu diesem Theil des Hauses auf keine Weise gelangen konnte, wäre hinreichend gewesen, um in noch kräftigeren Seelen, als die ihrige war, dieß Gefühl zu erwecken; nichtsdestoweniger lag sie nicht zitternd im Bette, sondern, nach-

dem sie heftig geschellt hatte, um die Diener zu erwecken, ging sie auf die Thüre zu, öffnete dieselbe mit fester Hand, und blickte unerschrocken auf den Vorplatz.

Es war nichts zu erblicken, obgleich man bei dem Lichte, welches durch die Treppenfenster eindrang, bemerkt haben würde, wenn etwas Ungewöhnliches sich dort befunden. Sie warf nun ihren Morgenrock um, machte Licht an und ging auf dem Vorplatz umher, indem sie alle Thürendrücker anfaßte, aber alle Gemächer waren verschlossen, wie sie gewesen. Darauf ging sie die Treppe hinunter, der Wachtelhund hatte mit Bellen aufgehört, und lag nun ausgestreckt auf seinem Lager, am Ende seiner Kette, die Thür, welche er bewachte, war zu und der Schlüssel steckte im Schlosse.

Als Madame Beaumont die Dienerschaft herankommen hörte, öffnete sie die Thür und erkundigte sich eindringlich nach dem Geräusch. Alle erklärten, nichts gehört zu haben! Vergeblich wiederholte sie die Fragen, sie blieben dabei, daß keine Störung vorgefallen und nur das Schellen sie aufgeweckt habe; aber sie sagten dieß mit einem bedenklichen Ton und wechselten Blicke mit einander, während sie auch heimlich unter einander flüsterten.

Madame Beaumont wußte nicht, was sie davon halten sollte, sie war überzeugt, daß der Lärm, welchen sie vernommen, nicht bloß in ihrer Phantasie seinen Grund habe. Die Hunde gaben Zeugniß davon und der Zustand des einen gab den klaren Beweis, daß etwas Außerordentliches stattgefunden. Sie konnte nicht annehmen, daß es ein Streich der Dienerschaft gewesen sey, denn sie konnten nur durch die verschlossen gewesene Thür mit dem Hauptgebäude in Verbindung kommen. Sie war ebenfalls überzeugt, daß der Wind das Geräusch nicht könne verursacht haben, erstlich, weil die Nacht ruhig war, und dann wegen des eigenthümlichen Charakters des Geräusches, selbst wenn ein Sturm gewesen wäre.

Bevor sie sich wieder zur Ruhe begab, untersuchte sie

alle Stuben am Vorplatz, aber Alles war in gewöhnlicher Ordnung, die Fenster waren geschlossen, die Möbeln auf ihrem Fleck, die Betten mit ihren Vorhängen unberührt, kein Anzeichen war da, daß irgend Jemand kürzlich dagewesen sey. Noch wollte sie die nächtliche Störung natürlichen Gründen zuschreiben, und beschloß deßhalb, als sie keine Erklärung auffinden konnte, nicht mehr darüber zu sprechen. Zum Schutz, wenn etwa das Geräusch sich erneuern sollte, ließ sie eine Dienerin auf einem Sopha in ihrem Zimmer Platz nehmen. Es ereignete sich indessen nichts wieder und Madame Beaumont genoß eines ruhigen Schlafes während des Restes der Nacht.

Am folgenden Tage dachte sie über die Sache nach, und da sie den Schrecken, welchen ihre Dienerschaft schon empfand, nicht gern vermehren wollte, sprach sie nicht mehr davon; obgleich sie nun überzeugt war, daß ihre Phantasie sie nicht getäuscht habe, so hoffte sie doch, daß die Sache sich später auf natürlichem Wege aufklären werde. Sie schrieb von der Sache auch nichts ihrem Manne, theils um ihm keine Unruhe zu machen, wenn er erführe, daß sie während seiner Abwesenheit etwas Unangenehmes gehabt habe, theils weil ihm die Begebenheit zu abgeschmackt erschienen sein würde. Da das Geschäft, welches ihn nach London gerufen hatte, ihn wahrscheinlich noch länger dort zurückhalten werde, so begnügte Madame Beaumont sich damit, das Mädchen in ihrem eignen Zimmer schlafen zu lassen, in einem kleinen Bette, neben dem ihrigen.

Es war gegen das Ende des Novembers, die Nacht war hell und kalt, die Luft war vollkommen still. Madam Beaumont und ihr Mädchen waren beide zu Bette gegangen und schliefen, als plötzlich die erste mit dem Gefühle aufwachte, daß der Lärm sich nahe. Sie richtete sich auf, horchte aufmerksam, vernahm jedoch während einiger Minuten nichts, als das tiefe Athemholen der Dienerin, dann hörte sie in der Ferne das dumpfe Geräusch, so deutlich, daß

kein Irrthum obwalten konnte. Der holländische Hund sprang wieder, wie beim erstenmal, auf und bellte heftig, Madame Beaumont rief laut ihr Mädchen, welches mit großem Schreck aufwachte, doch zeitig genug, um den heftigen Stoß an der Thür, welcher alle Gegenstände im Zimmer erzittern machte, zu hören. Entschlossen, sich nicht etwa hinter's Licht führen zu lassen, schob Madame Beaumont den Riegel bei Seite, und eilte auf den Vorplatz, welcher denselben Anblick, wie früher, darbot, und auch der Wachtelhund lag wieder in Krämpfen, bedeckt mit Schaum, da.

Noch einmal untersuchte sie alle Schlösser, aber ohne Resultat, und kehrte nun langsam in ihr Zimmer zurück, nachdenklich und, um die Wahrheit zu sagen, nicht ohne ein ängstliches Gefühl. Dieß Gefühl theilte vollkommen die Dienerin, deren moralische Kraft, durch diese nächtliche Störung, welche sie unbedenklich übernatürlichen Gründen zuschrieb, ganz vernichtet war, und die inständig bat, nicht einem zweiten Besuch des Geistes ausgesetzt zu werden. Sie war in der That so ergriffen von der Sache, daß sie einige Tage darauf erklärte, den Dienst verlassen zu wollen, selbst bei Verlust ihres Lohnes, um nur nicht in einem Hause zu seyn, wo es spuke. Ihre Angst steckte die übrige Dienerschaft an, und obgleich sie selbst nichts gehört hatten, da sie in einem andern Theil des Gebäudes schliefen, so hatte Madame Beaumont dennoch große Mühe, sie zusammenzuhalten.

Kurz nach dieser zweiten Störung kam Herr Beaumont von London zurück, und brachte die Schwester seiner Frau mit, welche in Ashfield fortan wohnen wollte. Sie war ein Mädchen von ruhigem Temperament, von äußeren Einflüssen wenig berührt, Furchtsamkeit nicht kennend. Bald darauf vernahmen Herr Beaumont und Miß Alleyne die Geschichte des nächtlichen Ereignisses, welche jedoch von beiden nicht geglaubt wurde. Herr Beaumont machte dieselbe lächerlich, Miß Alleyne nahm sie mit kalter Verachtung auf; der Wind und die Katzen wurden wechselweise dafür verantwortlich

gemacht, und Madame Beaumont, in der Freude ihres Herzens über die Rückkehr des Gatten, sprach nun auch nicht weiter darüber.

Eine ziemlich lange Zeit störte nichts die Ruhe, dann wurde diese aber durch einen Vorfall beeinträchtigt, welcher unbedeutend an und für sich, bemerkenswerth wird durch das, was früher sich ereignete. Herr Beaumont und Miß Alleyne waren eines Abends auf einen Ball in der Nachbarschaft gegangen, Madame Beaumont hatte keine Neigung gehabt, denselben auch zu besuchen. Sie saß gegen zehn Uhr allein in ihrem Wohnzimmer und las, als plötzlich die Thür aufflog und mit Heftigkeit gegen die Zimmerwand schlug. Sehr überrascht, war sie neugierig zu sehen, wer auf so unfeine Weise hereinkomme, aber Niemand zeigte sich. Erschreckt stand sie schnell auf, um zu klingeln, aber der Glockenzug riß und fiel ihr in die Hand. Zufällig war der andere Glockenzug nicht in Ordnung und konnte daher nicht gebraucht werden, so stand sie nun, indem die Erinnerung an das früher Vorgefallene ihr vor die Seele trat, neben dem Ofen, unfähig sich zu rühren. Als sie so dastand, ging ein rasselndes Geräusch, wie das einer Person im seidenen Gewande, schnell an ihr vorüber, und sie hatte das Gefühl, wie wenn einer in's Zimmer kommt, den wir nicht anblicken. Dieses Gefühl könnte die Wirkung der Furcht gewesen seyn, obgleich Madame Beaumont dazu nicht neigte, aber was es auch seyn mochte, es erschien ihr der Wirklichkeit gleich und brachte jene feste Ueberzeugung hervor, welche wir oft in Bezug auf die Wahrheit von Dingen haben, die wir nicht als wahr beschwören können.

Es vergingen einige Minuten, ehe Madame Beaumont ihres seltsamen Gefühles Herrin werden konnte, und als dieß der Fall war, ging sie sogleich aus dem Zimmer und rief einem Diener, mit welchem sie alle Gemächer jenseits des Wohnzimmers untersuchte, natürlich ohne Erfolg. Man versuchte auch, ob es möglich sey, daß die Thür des Wohn-

Zimmers durch einen Windstoß sich öffnen könnte, aber die Schlösser befanden sich in der besten Ordnung, in der That war das Haus so solide gebaut, daß die gewöhnliche Art und Weise, wie man einen solchen Vorfall erklärt, hier nicht in Anwendung gebracht werden konnte. Um nicht beschuldigt zu werden, wenn sie allein sey, sich unnützer Furchtsamkeit zu überlassen, beschloß Madame Beaumont, nichts von der ausgestandenen Angst zu erzählen und sowohl Herr Beaumont als Miß Alleyne erfuhren von dem Vorfall nichts.

Der nächste Beweis dafür, daß es in Ashfield House nicht richtig sey, kam von einer andern Seite her.

Miß Alleyne haben wir als ein Frauenzimmer von ungewöhnlich starken Nerven geschildert, und dieselben sollten bald geprüft werden. Das Schlafzimmer, welches sie innehatte, befand sich am Ende des Hauptgebäudes, und war durch ein Ankleidezimmer von dem der Madame Beaumont getrennt. Eines Abends, nachdem sie mehr als gewöhnlich beschäftigt gewesen, war es ziemlich spät, als sie Anstalten machte, zu Bette zu gehen. Alles war still im Hause und sie saß vor ihrer Toilette und ordnete ihr Haar, als ein lautes krachendes Geräusch die Wand entlang ging und ehe sie noch ihr Haupt erheben konnte, die Tapete an der Seite des Zimmers, wo sie saß, abfiel, als wäre sie mit einem Messer abgeschnitten und den Boden bedeckte, die Toilette und andere Möbeln. Es war ein seltsamer Vorfall, aber sich selbst gleichbleibend, schrie Miß Alleyne weder auf, noch verrieth sie irgend eine besondere, innere Bewegung. Ihr erster Gedanke war, daß die Wand einstürzte, und sie zog sich daher schnell zurück, die Augen auf dieselbe heftend; da sie jedoch bemerkte, daß sich nur die Tapete gelöst hatte, so näherte sie sich wieder in der Absicht, zu entdecken, auf welche Weise man ihr diesen übelangebrachten Scherz gespielt habe, aber selbst die genaueste Untersuchung führte sie zu keinem Resultat in dieser Beziehung. Die innere Seite der Tapete war ganz glatt und nichts deutete eine Vorbereitung der Sache an.

Nachdem sie sich überzeugt, daß keine Gefahr zu fürchten sey, begab sie sich ruhig in's Bett, und schob jegliche fernere Untersuchung bis zum Morgen auf, wofern sich nichts weiter ereignen sollte. Alles blieb in Ruhe, sie schlief ungestört, und erst als sie zum Frühstück hinunterging, erwähnte sie, was vorgefallen sey.

Herr Beaumont war sehr überrascht, und alle drei gingen zusammen nach Miß Alleyne's Schlafzimmer, wo die Tapete noch so lag, wie sie heruntergefallen war. Als die Diener das Vorgefallene hörten, blickten sie einander geheimnißvoll an und flüsterten unter sich, aber Herr Beaumont, welcher ein praktischer, erfahrner Mann war, und nur natürliche Gründe dahinter vermuthete, ließ einen Baumeister aus H. kommen, der die Wand genau untersuchte und das Abfallen der Tapete den Einwirkungen der Feuchtigkeit zuschrieb, welche die porösen Steine, aus denen Ashfield erbaut sey, durchdrungen habe. So schien also dies Ereigniß keineswegs außerhalb der Grenzen des Natürlichen zu liegen und sowohl Herr Beaumont als Miß Alleyne spöttelten gegen Madame Beaumont über diese neue Demonstration ihres Geistes. Sie trug ihrerseits kein Bedenken, die Erklärung des Baumeisters für die richtige zu halten, aber sie konnte auch keine Verbindung zwischen diesem und dem früheren nächtlichen Geräusch entdecken. Bald sollten jedoch auch die Anderen Erfahrungen in Betreff desselben machen.

Der Monat Oktober kam heran, und brachte dasselbe Wetter mit sich, welches im vorigen Jahre diesen Monat bezeichnet hatte. Die Nacht des 29. — wo es ein Jahr war, seit der ersten nächtlichen Heimsuchung — war ruhig und ohne Wind, nur regnete es etwas. Wie damals, war zu Ashfield Alles zu Bette gegangen, und es mochte gegen ein Uhr Morgens seyn, als das Bellen des Holländischen Hundes Herrn und Madame Beaumont aufweckte. Die letztere drückte den Arm ihres Gatten und bat ihn, zu horchen, er that es und das rollende Geräusch war ihnen beiden vernehmlich.

Wieder schien es sich schnell zu nähern, immer lauter werdend. Herr Beaumont war aus dem Bette gesprungen, und stand auf dem Punkte, zu der Thür zu eilen; er wartete nur auf die letzte Explosion, um die Richtigkeit der frühern Erzählungen seiner Gattin zu beweisen. Schnell trat der Stoß ein, und erschütterte wie ein Körper von enormem Gewicht das ganze Zimmer. Nun eilte Herr Beaumont augenblicklich zur Thür und auf den Vorplatz, auf demselben war nichts zu erblicken! Herr Beaumont fragte Miß Alleyne, welche ebenfalls ihr Zimmer verlassen hatte, ob sie auch das Geräusch vernommen und sie beschrieb es ganz in derselben Weise. Jeder Winkel des Vorplatzes und der leeren Zimmer ward nun untersucht und ebenso die Treppe, aber alles war wie gewöhnlich und keine Spur, die zu einer Aufklärung führte, zeigte sich. An ein Experiment vermittelst Elektricität war nicht zu denken, denn keiner im Hause verstand sich darauf und Herr Beaumont kehrte in Gedanken versunken nach seinem Schlafzimmer zurück. Er konnte die Existenz dessen, was er lächerlich gemacht, nicht länger läugnen, und er sah, daß es der größten Wachsamkeit bedürfe, um das Geheimniß zu lüften. Wenn von der Sache gesprochen ward, so schien er sie leicht zu nehmen, aber die Maßregeln, welche er ergriff, bewiesen das Gegentheil. Auch Miß Alleyne war von ihrer Ungläubigkeit zurückgekommen.

Unter den Vorsichtsmaßregeln, welche Herr Beaumont getroffen hatte, war die, geladene Schießgewehre stets bei der Hand zu haben, jeden Abend lud er seine Pistolen und legte sie beim Zubettegehen so hin, daß er sie sogleich ergreifen konnte. Er hatte auch einen Bindfaden an den Thürdrücker gebunden, so daß er dieselbe augenblicklich öffnen konnte, wenn das Geräusch sich hören ließ, und beständig brannte eine Lampe. Einige Nächte verbrachte er schlaflos, aber ohne Erfolg. Endlich trat das Geräusch wiederum ein, mit dem Unterschiede, daß er vor dem letzten Stoß die Thür geöffnet, und schnell wie der Blitz, zwei Pistolen abgeschossen hatte. Der Knall verlor sich in dem tiefen Donner des geheimnißvollen Geräusches, und die

Kugeln prallten an der Wand gegenüber ab. Man hörte keine Fußtritte, und außer dem Bellen des Hundes und den Ausrufen der Damen würde Alles still gewesen seyn.

Obgleich Herr Beaumont einen starken Geist besaß, war sein Körper doch nur schwach, er hatte früher an einer Lähmung gelitten, heftige Aufregungen waren ihm daher schädlich. Er versuchte nun sich zu beruhigen, doch hatte die Sache einen starken Eindruck auf ihn gemacht, und er ward daher von Neuem von der Krankheit befallen. Sein Zustand wurde sehr gefährlich, aber seine Konstitution und die ausgezeichnete Pflege führten nach einigen Wochen eine Besserung herbei.

Am Abend des 13. Dezembers begab sich Herr Beaumont zu Bett, augenscheinlich sich besser befindend; er hatte eine gute Nacht, war aber am folgenden Morgen schwach und mochte nicht aufstehen. Daher brachte man ihm Zeitungen und Bücher ans Bett, er nahm an der Unterhaltung Theil und diktirte einige Briefe. Er aß mit gutem Appetit zu Mittag und schlief gegen Abend einige Stunden. Ungefähr um halb 12 Uhr wachte er auf und klagte über einen Schmerz in der linken Seite. Miß Alleyne hatte sich auf ihr Zimmer begeben und seine Frau war allein bei ihm. Sie rieb seine Seite eine Zeitlang und der Schmerz schien nachzulassen; doch war er offenbar sehr schwach, und seine Stimme wurde immer leiser, bis er nicht mehr schien sprechen zu können. Madame Beaumont erfaßte eine seiner Hände und blickte ihn an. Mittlerweile schlug es zwölf, und nach 10 Minuten kam das wohlbekannte rollende Geräusch heran. Herr Beaumont richtete seine Augen auf seine Gattin und dann auf die Thür. Noch einmal kam der schreckliche Stoß und zugleich durchdrangen die Angstrufe Madame Beaumonts die Luft. Es war nicht mehr Furcht, sondern Gewißheit, und als Miß Alleyne aus ihrem Zimmer herbeistürzte, fand sie ihren Schwager nicht mehr am Leben!

* * *

Wir haben zu dieser Erzählung nichts hinzuzufügen, als daß alle mitgetheilten Umstände derselben vollkommen wahr sind. Die Lösung des Geheimnisses aber ist uns nicht gelungen.

4.

Eine Erscheinung in dem Schlosse W.

(Briefliche Mittheilung.)

Mit Vergnügen, werther Freund! lese ich stets ihr Magikon, das mich um so mehr anspricht, da mich mehrere Erfahrungen aus meinem eigenen Leben von der Existenz eines Geisterreiches und dessen häufigem Hereinragen in unser irdisches Daseyn überzeugen. — Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen beifolgenden kleinen Beitrag zu einem folgenden Hefte übersende.

Es war auf dem an den Ufern des Neckars herrlich gelegenen Stammschlosse meines Großvaters, wo ich manchen frohen und schönen Tag meiner Jugend verlebte. Das großartige ritterliche Gebäude war für gewöhnlich nur von einem alten Förster und dessen Frau bewohnt; es wurde nur im Laufe des Sommers auf Tage und zuweilen Wochen von meinem Großvater oder andern Gliedern seiner Familie besucht. Die vordere Fronte des Schlosses war neuer und die Gemächer darin stattlich eingerichtet, die hintern Gebäude aber, die alte Trüffel-Mauer, der hohe Thurm und die vielen Ring- und Zwingmauern, sowie die alte Schloßkapelle waren noch ganz im alten Style der schönen romantischen Ritterzeit. Wie vielen Stoff gab es da für eine jugendliche Phantasie zum Nachdenken und sich zu versenken in das Leben der holden Burgfrauen und der edlen Ritter! Das war auch ein Festtag für mich, wenn den Großvater Geschäfte nach seinem Schlosse G. führten und ich ihn begleiten durfte. — Während nun der alte Herr mit dem Förster und den mit uns gekommenen Bekannten verkehrte, durch-

streifte ich die alten Gänge, sah Stunden lang von dem mit prächtigem Epheu umrangten Söller ins grüne Neckarthal hinab, wo die Schnitter auf den Feldern wimmelten und Schiffe lustig vorüber segelten. Hatte ich aber genug geträumt, dann schlich ich nach der Küche, wo die alte Försters-Frau für uns das Mahl bereitete, setzte mich auf einen Schemel neben dem großen Feuer-Herde und bestürmte die Alte mit Bitten, mir von den seltsamen Geschichten zu erzählen, deren sie gar viele wußte; denn ihre Vorfahren waren alle auf dem Schlosse erzogen worden, theils als Kammerzofen ehemaliger Edelfrauen oder wie sie selbst als Gattin vorgehender Förster oder Beamten. — Da war es denn immer eine sehr schöne Frau, die mich besonders interessirte, von der sie jedoch nur Bruchstücke zu sagen wußte. Sie hatte in unglücklicher Ehe gelebt, und es lastete, wie die Sage ging, ein Mord, oder wenigstens das Mitwissen eines solchen, auf ihrer armen Seele; es war dies aber ein Familiengeheimniß, und die gute alte Försterin hatte, was sie davon wußte, eben auch nur erlauscht. — In dem alterthümlichen Archive hing ein wunderschönes Bild und sie entdeckte mir, daß dies das Porträt der Unglücklichen und deshalb aus der Familiengallerie meines Großvaters, die in einem Saale hing, verbannt sey. — Nun ging ich noch öfter als früher in jenes Gemach, das mich schon seiner ganzen Einrichtung wegen ansprach, setzte mich in einen Stuhl mit hoher geschnitzter Lehne, gegenüber dem zauberhaften Frauenbilde, das mit seinen durchdringenden schwarzen Augen mich fast wie lebend anschaute. Braune üppige Locken hingen um das Haupt, sie war nicht steif gepudert oder gezöpft wie die übrigen Ahnenbilder, überhaupt war ihre Kleidung ganz ideal. Wie so gerne hätte ich sie ausgefragt über ihr dunkles unglückliches Schicksal und öfters habe ich gebetet für die Ruhe ihrer Seele.

Um in dieses Archiv zu kommen, mußte man eine Wendeltreppe herab, die in einen engen Thurm vom höchsten Dache hinanführte und unten in einem kellerartigen Gewölbe endigte;

von dieser Treppe aus führten massive alte Thüren in die jedesmaligen Stockwerke. — Gewöhnlich, wenn ich das Archiv betrat, schloß ich die Thüre von innen, weil ich gerne recht ungestört meine Betrachtungen und Nachforschungen hier anstellte, ich hoffte nämlich aus alten Familienbriefen, die hier in Menge aufgehäuft lagen, nach und nach näheres über meine Schöne herauszubringen. Einstmals überraschte mich die Mittagsstunde in meinen Forschungen, es schlug 12 Uhr auf der Thurmuhr, da hörte ich deutlich Tritte die Wendeltreppe herabkommen, ich glaubte meine gute alte Försterin werde mich zum Essen aus meinem Verstecke rufen, denn nur sie wußte meinen Aufenthalt daselbst, und so lies ich ruhig die Tritte näher kommen, da hörte ich aber zu meinem Staunen auch das Geklirre eines Schlüsselbundes, die doch von innen von mir verschlossene Thüre knarrt in ihren Riegeln und herein rauscht es wie schwere seidene Gewänder, ich fühle einen kalten Zugwind an mir vorübergehen und vor Schrecken hört mein Herz fast auf zu pochen: denn vergebens spähe ich nach einem Anblick dessen, was ich höre, es geht bis vor zum Bilde, so daß ich fast meine, die seidenen Gewänder berühren mich, dann kehrt es wieder nach der Thüre, verschließt diese von außen und ich höre nach und nach die Tritte auf der Wendeltreppe verhallen, bis sie sich im untersten Gewölbe verloren, worauf wieder Todtenstille um mich herrschte. Ich selbst war aber auch halb todt vor Schrecken und weiß heute noch nicht, wie ich den Muth hatte, das Archiv selbst zu verlassen und die fatale enge Wendeltreppe hinaufzusteigen. Oben angelangt, eilte ich nach der Küche hin, hier trat mir die alte Försterin mit der Suppenschüssel, die sie eben auf die Tafel tragen wollte, entgegen — und warf diese fast vor Schrecken zu Boden, indem sie ausrief — „Kind, was ist Ihnen, wie sehen Sie aus!" Ich stammelte unter Angst und Beben heraus, was ich erlebt hatte. Da lächelte die gute Alte nur und sagte: „Ach Gott! mein Kind, ich hätte Sie warnen

sollen, nie bis zwölf Uhr da unten zu bleiben, aber so geht's, wenn man gerade recht vorsichtig seyn will, ich wollte Ihnen nicht Furcht machen, nun mußten's Sie's doch erleben, was ich übrigens schon mehr als zehnmal erlebte und noch mehr als nur dies, denn alltäglich muß die arme Frau ihren Umgang um diese Stunden machen, und zu mancher Zeit des Jahrs hört man sie nicht nur, sondern man sieht auch eine weiße Gestalt; ich selbst habe sie im vorigen Winter zweimal gesehen, jedesmal fror es mich kalt durch die Glieder und ich sagte die drei heiligen Namen. Sie thut gerade niemand etwas und wir sind sie schon ganz gewöhnt und achten oft kaum mehr, wenn Mittags durch den obern Gang das Geräusch nach der Wendeltreppe hinab geht. — Einmal erzählte mir eine alte Tante, die Erscheinung der unglücklichen Edelfrau habe sie öfters bei Nacht gefühlt und diese haben ihr bedeutet, sie solle mit ihr beten, sie aber habe gesagt, hebe dich weg, Satan! und da sey sie wirklich nicht mehr gekommen. In dem kellerartigen Gewölbe aber unten an der Wendeltreppe treibt sie besonders ihr Wesen. In frühern Zeiten wurden da Waschen gehalten, aber die Waschweiber beklagten sich über allerlei Schabernack, der ihnen gespielt wurde, und blieben am Ende durchaus nicht mehr in dem Gewölbe, so daß man die Waschküche verlegen mußte. Mein Mann sagte auch einmal: er habe sagen gehört, sie sey da unten begraben und könne nicht ruhen, weil sie nicht in geweihter Erde liege. — So weit erzählte die Alte, da rief mein Großvater ungeduldig nach der Suppe. Als er mich sah, fiel auch ihm das Zerstörte meiner Züge auf und mit seiner gewohnten Güte frug er mich, ob ich krank sey? Mein Herz war zu voll und ich gestand ihm die Begebenheit — und bat ihn zugleich, ob er denn nichts thun könne, um der armen Seele Ruhe zu verschaffen? Da wurde er zornig und sagte: Albernheiten! Unsinn! und brummte noch einiges vor sich hin von gereizten Nerven, übertriebener Phantasie, und wie ich lieber unter Gottes freiem Himmel spazie-

ren gehen soll, als in das alte Gemach sitzen, wo die eingesperrte Luft nothwendig beängstigend auf meine Nerven wirken müsse. — Ich war stille — und auch er blieb ernst trotz seines heftigen Widerspruchs — und bevor wir wegfuhren, bemerkte ich noch, daß er lange mit dem alten Förster sprach und diesem einen geheimen Befehl ertheilte.

Erst im Jahre darauf sah ich wieder das alte liebe Schloß. Mein Großvater hatte nach oben erzähltem Vorgange es vermieden, mich wieder dahin mitzunehmen — und ich hatte auch nicht den Muth gehabt, ihn darum zu bitten. — Als ich nun meine alte Freundin, die Försterin wieder sah, erzählte sie mir, wie der Großvater noch an jenem Abend ihrem Manne Befehl gegeben habe, das alte Gewölbe aufmauern und reinigen zu lassen, und nachzusehen, ob man etwa auch ein Grab darin vorfinde. Dieser habe schon den folgenden Tagen dem Befehle entsprochen und man habe bei genauer Nachforschung in einer Ecke des Gewölbes wirklich unter einem flachen Stein ein weibliches Gerippe und daneben das Gerippe eines kleinen Kindes gefunden, und beides sofort in aller Stille auf dem Gottesacker neben der Kapelle bei den übrigen Familiengräbern beerdigt. — Es sey dies bei sinkender Nacht geschehen, um kein Aufsehen bei den Leuten zu erregen und sie selbst und ihr Mann hätten ein Vater unser über dem Grabe gesprochen. Da sey ihnen beiden in der Nacht die Frau als ganz lichte schöne Gestalt erschienen, mit einem prächtigen Kinde auf dem Arme und ohne den klirrenden Schlüsselbund — und seither müsse sie Ruhe gefunden haben — denn man sehe und höre nicht das mindeste mehr von ihr. Ich war zu Thränen gerührt über diese Erzählung, denn ich sagte mir im Innern, daß ich es eigentlich war, die der armen Seele zu ihrer Ruhe verholfen. — Mein Großvater hatte aber strenges Schweigen über die Geschichte geboten, die er nicht leugnen konnte und sich doch vielleicht nicht als wahr eingestehen mochte, und so war in meiner

Familie nie mehr die Rede davon. — Erst bei Lesung Ihres Magikons, wo sich so viel ähnliches vorfindet, nahte sie wieder in meiner Seele als merkwürdige Jugenderinnerung.

F. v. J.

5.

Eine Erscheinung.

Die Mutter des Professor A., die zu H—st wohnte, hörte einst, wie ihre Mägde in der Küche nachtheilig von einer verstorbenen Frau redeten, sie werde nun in der Hölle büßen müssen ꝛc. Sie verwies ihnen ihr liebloses Gespräch, und in demselben Augenblick fiel etwas vor der Küche zur Treppe herunter. Sie glaubt, ihr Kind habe einen Schemel herabgeworfen, und indem sie hinaustritt, um darnach zu sehen, steht vor ihr (es war im Zwielicht Abends) eine Gestalt in ein weißes Tuch gehüllt; sie meint, es sey ihr Mann, der das Kind schrecken wolle, und will ihn deswegen zur Rede setzen. Allein die Gestalt schlägt den Mantel auf, und sie erkennt jene Frau, die mit über die Brust gekreuzten Armen sich gegen sie demüthig neigt, als wolle sie ihr danken, und dann verschwindet. Sie sprach mit Freuden von dieser Erscheinung, weil sie dadurch einen sichern Beweis der Unsterblichkeit erhalten habe. — „Von den Todten nur Gutes!" Unsere Urtheile hallen in den Hades hinüber. Man bete vielmehr für sie.

— y —

6.

Die weiße Frau zu Berlin. *)

Nach der Erzählung einer vormaligen Kammerfrau der Kronprinzessin, Gemahlin Friedrich Wilhelms II.

Im Jahr 1781 oder 1782 (dessen entsinne ich mich nicht mehr genau) kam der damalige Kronprinz Friedrich

*) S. über sie Blätter aus Prevorst VI., 127.

Wilhelm zu seiner Gemahlin (der Mutter Fr. Wilh. III.) und sagte, die weiße Frau habe sich bei der Königin, Gemahlin Friedrichs II., gezeigt, und zwar auf folgende Art. Die Königin saß in einem Kabinet, einige ihrer Damen waren bei ihr. Da das Kabinet ein Fenster hatte, durch welches man in die nächsten Zimmer einer andern Seite sehen konnte, so entdeckte die Königin dort die ganze Gestalt der weißen Frau, und gerieth darüber in einen erschütternden Schrecken, wobei das unwillkommene Bild wieder verschwand. Man redete der Königin zu, es nicht dafür zu nehmen, die Sonne habe den trüglichen Schein veranlaßt; die Königin blieb indessen die ganze Nacht in Unruhe. Morgens um 8 Uhr kam, wie immer, die Oberhofmeisterin, Gräfin K., um der Königin etwas vorzulesen. Es stand ein Lehnsessel vor dem Bette. Die Königin bat Fr. v. K. nicht zu lesen, sie sey nicht aufmerksam genug dazu. Sie begann von der gestrigen Erscheinung; Fr. v. K. suchte sie ihr durch Gründe auszureden. Und ehe sie sichs versahen, saß die weiße verschleierte Frau auf dem Sessel. Ein lauter Schrei verscheuchte die Ungerufene. Von dem Augenblick an zeigte sie sich im Schloß überall in der mitternächtlichen Stunde. Dem regierenden König wurde es angezeigt; ob sie auch zu ihm kam, hat man nicht erfahren; allein er gab die Ordre, den Soldaten über der Parole bei Ruthenstrafe zu verbieten, es wieder zu sagen, wenn sie sie sehen sollten. Wo die Kronprinzessin wohnte, so auch im höhern Stockwerk, wo ihre Oberhofmeisterin und ihre Ehrendamen, war großes Gepolter des Nachts, auch selbst in unsern Kammern. Ich schlief neben der Kronprinzessin, und war eine Nacht sehr dadurch gestört; sie schlief. Hat sich die Gestalt hier und da bei uns gezeigt, so wurde es verheimlicht. Aber auf dem großen Gang im Erdgeschoß, an allen Thüren der Schatzkammer, der Domänenkasse, und wo die Zimmer vielleicht wichtige Staatspapiere enthielten, da blieb sie mehrere Minuten, schwebte weg, kam wieder. Besonders zog sie die

Schatzkammer an. Ein junger Offizier vom Regiment Braunschweig erbat sich die Gnade, eine Nacht bei dem Wachtmeister und den Grenadieren auf dem Gang verweilen zu dürfen, um sie zu sehen. Es wurde ihm gestattet. Wirklich schwebte sie in ihrer Würde, mit einem Schleier, verschlungenen Armen und langem Schleppkleide daher, und bückte sich tief an allen Thüren, als wollte sie etwas erlauschen. Dieser junge Mann mußte aber den Vorwitz fast mit seinem Leben bezahlen; eine schwere Krankheit ergriff ihn in Folge seiner Gemüthserschütterung. Ich kannte ihn, seine Tante war meine Freundin. Wie lange die weiße Frau sich noch zeigte, weiß ich nicht mehr; daß sie aber da war, ist reine und überzeugende Wahrheit.

So weit die schriftliche Erzählung der jetzt verstorbenen, glaubwürdigen Frau, von welcher dieser Bericht herrührt.

— y —

7.

Ein Gelehrter stirbt von der Erscheinung eines Andern.

Hauber's **Bibliotheca magica** enthält im 29. Stück, S. 304. f. aus der Geistlichen Fama Nachstehendes.

Auszug aus einem Schreiben, Gotha den 28. Nov. 1735.

„Es ist vor wenig Tagen der Herr Stiftsprediger Klopffleisch gestorben, und zwar, wie er vor seinem Ende ausgesagt, von einer Erscheinung des verstorbenen Herrn Sommers (ehemaligen Prinzen-**Informatoris**, nämlich des jüngsten Bruders des jetzt regierenden Herzogs Friedrich **III.** Namens Johann Adolph), dessen Bibliothek er von seinen Erben an sich gehandelt. Er hat das von Herrn Sommer elaborirte und noch nicht edirte Buch, den Sohar genannt, suchen wollen. Indem er nun suchet, so kommt Herr Sommer, und bringt es ihm entgegengetragen. Worüber

sich der selige Mann so entsetzet, daß er innerhalb wenig Tagen, da ein Fieber dazugeschlagen, verschieden."

Diese Begebenheit wird mit einigen andern Umständen erzählt in Horst's Deuteroskopie Th. 2. S. 94., aus Loehe, Ehre Gottes aus der Betrachtung des Himmels und der Erde. Nürnberg 1767 ff. nämlich also:

„Der Hofprediger Dr. Klopffleisch hatte Sommer's Bibliothek gekauft, und als er sich Nachmittags dahin begab, die Bücher genauer zu besehen, sagte er bei Durchblätterung eines orientalischen Manuscripts: „Du guter Sommer, du hattest es im Orientatischen weit gebracht, es ist schade, daß du schon faulest!" Darauf kam es ihm so vor, als ob Jemand leise über die Stube hinweggehe. Weil er aber nichts sah, dachte er auch nicht weiter nach. Als er jedoch obige Rede bei ähnlicher Veranlassung wiederholte, däuchte ihm, als ob etwas auf seine Schultern drücke; er sah sich deswegen um, und erblickte den verstorbenen Professor Sommer, welchen er genau betrachtete. Hierauf gieng er sehr alterirt zu seiner Liebsten, deren Fragen er mit Klagen über großes plötzliches Unwohlseyn zuvor kam. Man ließ nach des Arztes Rath den Beichtvater kommen, welchem der Patient den Vorgang in Aller Gegenwart erzählte, und betheuerte, daß es keine Einbildung, sondern ihm Alles gewiß und wahrhaftig so begegnet sey, wie eben von ihm erzählt worden. Am dritten Tage schon beschloß er, jedoch unter heftigen Convulsionen, sein Leben."

Das orientalische Manuscript, bei welchem die Erscheinung vorfiel, kann wohl eine Abschrift oder Bearbeitung des berühmten kabalistischen Buchs Sohar gewesen seyn. Die übrigen Abweichungen sind gleichgültig.

— y —

8.

Erscheinungen auf dem Landgut zu L.

Frl. v. L., damals 15 Jahr alt, war mit ihren Eltern und einer Nichte (Geschwisterkind) ungefähr gleichen Alters auf ihrem elterlichen Landgut zu L. Sie war etwas unwohl, und lag Abends nach dem Nachtessen zu Bette; die Nichte bereitete ihr am Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand, etwas Arznei zum Einnehmen vor dem Einschlafen, worauf auch sie in demselben Zimmer sich schlafen legen wollte. Sie hatten die Thür, die in ein anstoßendes Zimmer oder Saal führte, verschlossen. Da erschien, wie von dort hereingekommen, ein großer, schwarzer, zottiger Hund, und ging um den Tisch herum. Frl. v. L. sagte zur Nichte, die ihn eben so wohl wie jene sah: Jage doch den garstigen Hund hinaus, und als diese sich dazu anschickte, öffnete sich die Thür, der Hund ging hinaus, und die Thür hinter ihm wieder zu. Verwundert sahen beide nach, und fanden die Thür verschlossen wie zuvor.

Auf demselben Gut war ein Russischer Offizier während des Feldzugs gegen Napoleon im Jahr 1813 einquartirt. Er geht Abends ins Wirthshaus, um zu Nacht zu essen, und sein Bedienter bleibt in seinem Zimmer zurück. Die Thür thut sich auf, und es treten zwei schwarzgekleidete Frauen in altmodischer Tracht herein. Der Bediente verbeugt sich, während sie immer näher auf ihn zugehen; ihm graut und er will sie mit dem Säbel abwehren, durchschneidet aber die Gestalten wie leere Luft. Plötzlich hört der Pächter etwas aus dem Fenster auf die darunter befindliche Mistgrube fallen; es war der Bediente, der Zeichen macht und klagend zu verstehen gibt, daß er es oben nicht aushalten könne. Sein Herr kommt nach Haus, der Vorfall wird ihm angezeigt, er verlacht ihn und schilt über Thorheit, legt sich dann zu Bette. Indessen am folgenden Morgen verläßt er das Quartier, und gibt dem Pächter ein

Papier in russischer Sprache von seiner Hand beschrieben, mit dem Auftrag, es jedem Russen, der sich da einquartiren wolle, vorzuzeigen. Der Pächter that es, und nie hat wieder ein Russe das Quartier beziehen wollen.

Daß dem Offizier über Nacht ein neuer Spuck begegnet ist, der seinen Unglauben curirt hat, scheint glaublich; man weiß aber nicht zu sagen, was auf dem Papiere stand. Eben so bleibt ungewiß, in welchem Zusammenhang die zwei schwarzen Damen mit obigem schwarzen Hunde stehen. Nur das ist ausgemacht, daß das Landgut überhaupt bei der Familie im Geruch der Spuckerei steht, und sich noch mehr Nichtgeheures daselbst begeben haben soll.

— y —

9.

Der Todtenprediger.

Gleichwie es unzweifelhaft ist, daß lebende Menschen sich mit den ihnen erscheinenden Geistern von Verstorbenen unterreden, sie belehren, für sie und mit ihnen beten können: so findet sich auch ein Beispiel, wo ein frommer Geistlicher in seiner Kirche unter ihrer versammelten Schaar förmlich als Prediger auftrat. Die Sache wird mehrern namentlich zugeschrieben, und es ist möglich, daß mehrere Männer dieser Art gleichen Beruf und Gabe gehabt haben. Zwei mir bekannt gewordene Stimmen aber eignen dieses Amt der Predigt an die Todten, bestimmt dem vormaligen alten Stiftsprediger Bahnmaier in Oberstenfeld in Württemberg zu. Einer von den beiden Freunden, die Kunde davon hatten ein Württemberger, erzählte mir folgendes Nähere darüber:

„Bahnmaiers Magd war eine erweckte Christin, und kam in Dienst zu meiner gleichfalls christlichen Mutter; dieser theilte sie die Begebenheit folgendermaßen mit. Sie hatte mehrmals bemerkt, daß Bahnmaier zu gewissen Zeiten Nachts in die Stiftskirche ging, und war begierig den Grund zu

erfahren. Der Kirchenschlüssel hing im Zimmer; sie nahm ihn eines Abends, wo sie erwartete, daß es wieder geschehen werde, schloß die Kirche auf und hängte den Schlüssel wieder an seinen Ort. Nach dem Nachtessen wünschte sie gute Nacht, als wenn sie schlafen gehen wollte, schlich sich durch die Hinterthür über den Hausgarten in die Kirche, knappte inwendig das Schloß ab, und setzte sich in den vergitterten Stuhl der Frau Pfarrerin. Als es zwölf Uhr geschlagen hatte, so kamen viele ihr bekannte Personen, die aber sämmtlich gestorben waren, Seelen von verschiedener Färbung, und brachten auch Licht mit. Als Bahnmaier zu predigen anfing, so rief eine Stimme: Du wirst belauscht! Er gebot Stille und fuhr fort. Als die Predigt zu Ende war, trat die Magd aus dem Stuhl. Er befahl ihr auf das ernstlichste, so lang er lebe, Niemanden etwas davon zu sagen; sie gelobte es, und hielt Wort; denn erst nach seinem Tode trat sie in den Dienst meiner Mutter und erzählte ihr die Begebenheit."

— y —

10.

Das Gerippe.

Frau v. S. reiste mit ihrem gewöhnlichen Begleiter, Baron Z., einem Offizier in österreichischen Diensten, nach Wien; und miethete mit ihm eine Wohnung in einem Privathause, eine Reihe von Zimmern mit abgeschlossenem Vorplatz. Als sie am ersten Abend aus dem Theater kamen und mit einigen Freunden um den Tisch herum saßen, schlug es in ihrer Mitte auf oder über dem Tisch 11 Uhr, mit einem gellenden, unangenehmen Ton. Der hereingekommene Bediente sagte aus, daß es schon seit 9 Uhr in der ganzen Wohnung auf gleiche Weise schlage, ohne daß eine Uhr zu sehen sey. Um 12 Uhr schlug es wieder eben so vor der Gesellschaft, und hierauf erfolgte ein starker Knall auf dem Boden des Zimmers. Am folgenden Abend zog sich Frau v. S. vor einem Schirmspiegel

an, um in das Theater zu fahren; als sie ihren über dem Spiegel hängenden Shawl herabnehmen wollte und von der Seite hinter den Spiegel blickte, so stand ein Gerippe mit Haut überzogen da, das die Arme nach ihr ausbreitete, auf ihr Geschrei aber verschwand. Am nächstfolgenden Abend, als sie sich ebenfalls vor dem Spiegel anzog, stand es in gleicher Stellung hinter ihr. Sie sah es auch einmal durch den Spiegel am Clavier sitzen, mit einer weißen Nachtmütze, die von seinen emporgesträubten grauen Haaren getragen wurde, wobei es Grimassen gegen sie machte. Baron Z. verabredete sich mit einigen andern Militärpersonen, dem Gespenst aufzupassen. Als sie einst in der Nacht am Ofen standen und gegenüber Frau v. S. auf dem Sopha ruhte, rauschte Etwas zwischen ihnen durch, so daß Jeder glaubte, der Andere habe das Geräusch verursacht. Endlich in einer folgenden Nacht, wo die Gesellschaft beisammen war, öffnete sich die Thüre, das Gerippe trat herein und ging auf Frau v. S. zu. Baron Z. zog den Degen und wollte auf dasselbe hauen; in eben dem Augenblick (denn Alles begab sich äußerst schnell) packt ihn das Gespenst von vorn um beide Oberarme, preßt ihn zusammen, daß er den Degen nicht emporheben kann, wirft ihn nieder (wobei Z. noch die Kammerjungfer der Frau v. S., die ihn zurückhalten will, mit sich zu Boden schleudert) und verschwindet. Z. zerbrach bei diesem Fall die Kniescheibe und bekam ein hitziges Fieber. Die Miethwohnung wurde baldmöglichst aufgegeben, und Z. reiste mit Frau v. S. zu seiner Herstellung in die Bäder in der Gegend von F. An diesem Ort hielt sich Frau v. S. eine Zeit lang auf, und erzählte, wiewohl ungern, mehrmals die schauerliche Begebenheit.

Vorausschauen und zweites Gesicht.

I.

Die Familie Lysius.

Reinhardt gibt in seinen Beiträgen 1. Th. Nachricht von einem siebenzig Bogen starken Manuscripte, das sich auf der Bibliothek in Königsberg befinden soll und eine Selbstbiographie Dr. Heinrich Lysius' enthält, der Professor der Theologie, Konsistorialrath und Hofprediger zu Königsberg war.

Diese Selbstbiographie schildert eine höchst originelle Persönlichkeit in ihrem Verfasser, wie auch dessen ganze Familie durch ein inneres Leben, durch vorausfagende Träume, dem zweiten Gesichte u. s. w., von der Natur begabt war.

Es wäre gewiß der Mühe werth, diese Selbstbiographie von Lysius ganz dem Druck zu übergeben.

Da dieser fromme Wunsch aber wohl noch lange unerfüllt bleiben wird, und das Manuscript zuletzt wieder in der Bibliothek in Vergessenheit kommen könnte, machen wir auf dasselbe hier wieder aufs Neue aufmerksam und theilen den Lesern unserer Blätter aus dieser Selbstbiographie dasjenige mit, was hauptsächlich in ihm in die Kreise des innern Lebens, des magnetischen Schauens u. s. w. gehört.

Von seinen Familien- und Privatverhältnissen, häuslichen Vorfällen u. s. w., erzählt Lysius unter anderem Folgendes: *) daß sein Vater und sein Großvater das Stadtphysikat

*) S. Horst Deuteroscopie 1. Th.

zu Flensburg bekleidet und mit mere simplicitas curirt, daß sein Vater, mütterlicher Seits, von dem kursächsischen Kanzler Chr. Beyer seine Herkunft abgeleitet, welcher Kanzler die augsburgische Confession Anno 1536 auf dem Reichstage zu Augsburg vor Kaiser Karl V. und den Reichsständen vorgelesen und das von jenen angenommene Symbolum: Thue recht und scheue den Teufel nicht! oft im Munde geführt habe und dabei stets eines freudigen Gemüthes gewesen sey; daß er selbsten in seiner Eltern Hause niemals Fluchen oder Schwören gehört, und daher von dieser Sünde nicht einmal angefochten worden sey, sich auch nicht erinnere, sich derselben jemals schuldig gemacht zu haben; daß er in seinem Candidaten-Stande, weil er durchaus keine andere, als eine offenbar göttliche Vocation in's Predigtamt habe annehmen wollen, nach seines Vaters Tod einige Jahre in einem von seiner Mutter angekauften Hause nebst seinen Geschwistern bürgerliche Nahrung getrieben, und daß dieß die angenehmsten und stillesten Jahre in seinem ganzen Leben gewesen wären; daß er, nachdem ihm unter solchen Umständen von seinen Onkeln der Vorschlag, zu heirathen, gethan sey worden, drei Zettel eines Inhalts, jedoch ohne Namensunterschrift an die drei Stadtpfarrer zu Flensburg geschrieben habe, worin ein Jeder besonders ersucht worden, sowohl für sich, als auch öffentlich in der Kirche, Gott ein gewisses christliches und hochwichtiges Vorhaben im Gebete angelegentlichst vorzutragen; daß seine Anwerbung, Freierei und Heirath, sowie sein ganzer Ehestand mit vielen wunderähnlichen Führungen und Schicksalen sey verknüpft gewesen; daß er bei seiner Doctorpromotion zu Halle 1702 den lieben Gott sehr ernstlich angerufen, ihn vor dem teufelischen, aber den Theologis sehr gewöhnlichen Laster des Hochmuths gnädiglich zu bewahren; daß er Anfangs zu Königsberg, weil ihm seine Schwiegereltern aus gegründeter Bedenklichkeit wegen seiner prekären Lage daselbst nur die allerschlechtesten Meubles

überschickt hätten, in einem alten verfallenen Wohnhause sich kümmerlich mit hölzernen Schemeln u. dgl. habe behelfen müssen; daß er bei dem elenden Zustande des Collegii Fridericiani, zu dessen Aufhelfung er Alles verwandt habe, was ihm mitleidige Herzen zu seiner eigenen Nothdurft geschenkt hätten, auch noch mehrere Jahre nachher von der bittersten Armuth sey gedrückt worden; daß er Gott aber auch für Mangel und Armuth sehr dankbar gewesen sey, weil er bei einem so betrübten Zustande vielfältige Gelegenheit gehabt habe, sich und seine liebe Frau im Glauben und der Geduld zu üben; daß ihn Gott jedoch nie ganz verlassen, sondern der Noth, wenn sie aufs höchste gekommen, immer auf eine fast wunderähnliche Weise abgeholfen habe ꝛc. ꝛc.

Hiervon folgen nun mehrere Beispiele. Einstmalen, schreibt er, waren meine Schuhe so abgetragen, daß ich wegen der Löcher in den Sohlen auf den bloßen Strümpfen nach dem Kneiphof ins Collegium gehen mußte, und das noch dazu eine weite Strecke Weges, und durch den Koth bei schlimmem Wetter. Dabei mußte ich aber doch alle Sorge tragen, daß, weil ich mir aus gänzlichem Mangel des Geldes keine neue Schuhe machen, ja die alten nicht einmal flicken lassen konnte, meine Frau solche ungemeine Dürftigkeit nicht wahrnehmen möchte. Ich machte mir also die Schuhe immer selbsten rein, und behielt sie in meinem Kabinette. Als die Noth aufs Höchste gestiegen war, so schickte mir — kein Schuster, sondern ein Bäcker ein paar neue Schuh in's Haus. Meine Frau brachte mir solche mit höchster Verwunderung, daß uns eben ein Bäcker Schuhe schenken müsse, der doch eher einen Kuchen, oder Stritzel (länglichtes Brod) hätte schicken können. Ich sagte ihr aber, unser himmlischer Vater hätte gewußt, daß wir noch Brod im Schaff (Schrank) und Mehl im Kasten gehabt hätten, daß ich dagegen auf den Strümpfen hätte gehen müssen. Und wie erstaunte sie, als ich ihr die alten Schuhe vorzeigte!

Nicht lange nachher meldete sie mir, das Mehl im Schaff wäre aufgebacken, und sie müsse das letzte Brod aus der Speisekammer holen. Ich tröstete sie, so gut ich konnte, und hub meine Augen auf zum Himmel. Sie geht hinunter in die Speisekammer, kommt aber gleich wieder mit Thränen in den Augen die Treppe herauf gesprungen und berichtet: Es stände ein großer Sack Mehl unten im Hause.

Ein anderes Mal war ich nach der dreifachen Sonntagsarbeit, fährt er fort, so abgemattet, daß ich mich kaum rühren und bewegen konnte. Meine Frau klagte und bedauerte, daß sie so gar nichts hätte, mich zu erquicken, und mir zum Abendessen nichts weiter bringen könne, als Buchwaitzengrütze (von ihren Eltern aus Flensburg uns zugeschickt) und einen Trunk Wassers. Betrübt geht sie in die Küche, erblickt daselbst eine neue Kaschul oder Kiepe, frägt die Köchin, was das sey? und erhält zur Antwort: unter der Predigt sey eine ihr unbekannte, hübsch gekleidete Magd gekommen und habe gebeten, ihr zu erlauben, daß sie ihre Kaschul so lange in der Küche möchte nieder setzen dürfen, bis sie einige Bestellungen in der Nähe ausgerichtet haben würde. Wie die Köchin solches nicht annehmen wollen, habe jene die Kaschul in den Winkel gesetzt und sey eiligst davon gelaufen. Man konnte gleich Anfangs an den Seiten sehen, daß Weinflaschen darin wären, und wir fanden bei deren Eröffnung wirklich vier Bouteillen guten Weins, zwei Hüte feinen Zuckers, und ganz unten einen Zettel mit vier Spec.-Thlrn., unter der Aufschrift: Herrn **D.** Lysio. Gott hatte also, ehe ich müde geworden, schon für meine Erquickung gesorgt. „Dergleichen Exempel," setzt er hinzu, „könnte ich sehr viele erzählen."

Ferner enthält das Manuscript mehrere Beispiele von individuellen Gebetserhörungen, nämlich die es wenigstens nach Lysius' Ueberzeugungen und Ansichten waren. Auch hievon ein Beispiel! Als er wegen der grausamen Lästerun-

gen und Verfolgungen seiner Feinde sich genöthigt gesehen, nach Berlin zu reisen, um sich eine Commission auszubitten, auf der Rückreise aber, um seine Schwiegereltern zu sehen, über Flensburg gegangen sey, habe sich ungefähr zehn Meilen von Pillau unvermuthet ein entsetzlicher Sturm erhoben, daß alle Schiffsleute und der Schiffscapitain selbst gezittert und gebebt hätten. Da nun habe er in der Kajüte, in Erwartung eines unvermeidlichen Unterganges, insgeheim also zu Gott gebetet: „Er sey überzeugt, Gott selbst habe ihn nach Preußen gerufen; Gott wisse, daß er die Reise nach Berlin nicht aus Vorwitz und eiteler Lust, sondern aus Noth gethan; so glaube er auch nicht, daß es Gott könne zuwider gewesen seyn, daß er seinen Schwiegereltern zu Liebe den Rückweg über Flensburg genommen; Gott sähe ja die Angst seiner Frau und Kinder; er für seine Person habe nicht das Recht, wie Jesus, Wind und Meer zu bedräuen und zu besänftigen; Gott aber möchte es aus Gnaden thun, und ihn doch dießmal wieder nach Preußen bringen u. s. w."

Und was geschieht? Den Augenblick verschwanden, sagt er, die schwarzen Wolken, die Wellen legten sich, es erhob sich ein bequemer Wind, es erfolgte segelbar Wetter, und bei aufgeklärtem Himmel, noch bei hellem Tage, läuft das Schiff zum höchsten Erstaunen aller Schiffsleute und des 70jährigen Steuermannes, der sein Lebenlang so etwas nicht erfahren zu haben betheuert, glücklich in den Hafen von Pillau ein, und D. Lysius erkennt, daß der alte Gott noch lebe, und das demüthige und vertrauensvolle Gebet seiner Kinder erhöre.

Das erste Beispiel von Deuteroskopie in diesem merkwürdigen Familienkreise gibt Lysii Aeltermutter, Anna Langin, eine sehr gottselige Frau, welche ein Alter von mehr als neunzig Jahren erreichte, so daß Lysius selbst, neben mehreren ihrer Urenkel ihr noch zu Grabe folgen konnten. „Diese Matrone," sagt Lysius, „wußte alle Lehr-, Trost- und Sittenbücher der h. Schrift auswendig,

insonderheit den ganzen Psalter David's, und weckte ihre Tochter, (unseres Lysii Mutter) als dieselbe noch ledigen Standes war, und mit ihr in einem Bette schlief, alle Mitternacht regelmäßig einmal auf, um mit ihr etliche Psalmen, oder andere geistliche Lieder zu beten, oder zu singen. Bei solcher ungemeinen Gottseligkeit," heißt es im Manuscripte weiter, „hat sie viele vorher bedeutende Gesichte gehabt, da sie wachend das sowohl bei Tage, als im Finsteren gesehen, was einige Tage, oder auch längere Zeit hernach wirklich erfüllet worden. Dergleichen Gesichte waren bei ihr so gewöhnlich, daß sie sehr oft nicht recht hat unterscheiden können, ob es wahrhafte Geschichte, oder nur bloße Gesichte gewesen. Davon haben meine Mutter, Großmutter, und deren Schwester mir sehr viele Exempel erzählt, von welchen Allen ich nur ein einziges, auch von meinem Vater bekräftigtes, dahier anführen will.

„Einst steht sie gegen Abend vor der Thüre ihres Hauses, und schaut die lange Gasse hinauf. Da sieht sie aus dem Posthause eine Leichen-Procession herauskommen, welche vor ihrem Hause nach der, nicht sehr weit davon gelegenen Kirche, nahe vorbei geht. Sie kannte zum Theil die voran gehenden Schulknaben, insonderheit die Schüler der ersten Classe, welche brennende Wachskerzen, mit schwarzen Flören, und auf Blech gemalte Wappen trugen. Sie kannte ihren eigenen Sohn, der als Pastor, und ihren Großschwiegersohn, meinen Vater, der als damaliger Diakonus, nach der gewöhnlichen Ordnung unmittelbar hinter der Schule hergingen, auf welche, wie sie sich ausdrückte, ein schön geputzter Engel, auf einem weißen Pferde, und ein gräßlicher Teufel auf einem schwarzen Pferde, folgte, welche alle beide vor der Leiche her in die Kirche, wie sie aus ihrer Hausthüre füglich sehen konnte, hinein ritten; hinter der Leiche kam ein starkes Gefolge von Trauerleuten. Weil nun in demselben Posthause Niemand wohnte, der nach den dasigen Rechten

mit Flören, Wachslichtern und Wappenbildern konnte begraben werden: so war nicht abzusehen, wie dieses Gesicht in Erfüllung gehen könnte. Insonderheit konnte nicht errathen werden, was der angegebene schöne Engel, und der häßliche Teufel wohl bedeuten sollten. Indessen erzählte sie dies wunderbare Gesicht alsobald ihrem Sohn und Großschwiegersohn ganz zuversichtlich und ausführlich, welche aber so wenig als sie selbst eine mögliche Deutung heraus zu bringen im Stande waren.

„Allein wenige Tage hernach duellirten sich nahe vor der Stadt Flensburg zween vornehme Holsteinische von Adel auf Pistolen. Der Eine derselben wurde tödtlich verwundet in das Posthaus getragen, woselbst er kurz nachher an der empfangenen Wunde starb, und ganz auf die nämliche Art, wie meine sel. Aeltermutter es im Gesicht gesehen hatte, mit Flören, Wachslichtern und Wappen zur Erde bestattet wurde. Die beiden Engel aber waren zwei Kavaliere, von denen der eine in einem schönen bunten Harnische das sogenannte Freuden-Pferd von weißer Farbe, der andere hingegen in einem schwarzen Harnische das Trauer-Pferd von schwarzer Farbe ritt."

Nachdem Lysius hierauf die Meinung geäußert hat, daß sich das Vermögen, doppelt zu sehen, wie es scheine von den Eltern auf die Kinder und Nachkommen fort erben lasse, fährt er fort einige Gesichte, welche er selbst gehabt hatte, zu erzählen.

„Nach meines Vaters Tode," sagt er, „resolvirte man, dessen Bibliothek, worin unser bestes Kapital steckte, zu Kopenhagen zu verauctioniren. Beim Einpacken der Bücher fand meine älteste Schwester ein Papier, das war ein königliches Privilegium, Kraft dessen den Predigerwittwen erlaubt ward, bürgerliche Nahrung zu treiben, und doch keine bürgerliche Lasten zu tragen. Weil nun meine Mutter eine Kaufmanns-Tochter war, und in ihrer Jugend gute Kenntnisse vom

Handel ꝛc. erlangt hatte, auch drei meiner Schwestern erwachsen, und dabei munter, arbeitsam und von guter Resolution *) waren: so entschloß sich die Mutter, ein Haus zu miethen, und sich solches Privilegiums zu bedienen. In diesem Vornehmen verließ ich meine Mutter, als ich 1695 nach Kopenhagen ging, um die Bücher-Auction zu veranstalten, auch zugleich meine Sache mit dem Generalsuperintendenten Schwarz, der einen harten Bericht gegen mich eingegeben hatte, abzumachen. Da sich aber Beides ziemlich verzögerte, so trat ich indessen auf des Dr. Masius Vorschlag bei dem General-Lieutenant von Pleß in Condition, wo sonst kein Hofmeister gern hin wollte. Ich kam noch so ziemlich mit diesem wunderlichen Herrn zu rechte, zog aber doch im Herbste wieder von ihm weg auf eine besondere Stube."

„Als ich da einstmals des Nachts unter einem Pavillon in meinem Bette lag**), mit dem Gesicht gegen die Wand zugekehrt, ward es plötzlich und unvermuthet ganz helle in dem Zimmer, und an der dichten Seite des Pavillons ging es, wie eines Menschen Schatten, vom Haupte des Bettes bis zu den Füßen; wobei mir auf das nachdrücklichste, gleichsam als ob es laut und vernehmlich geredet worden, innerlich imprimirt wurde: **Umbra matris tuae!** ***) Mit den letzten

---

*) Man sieht, die ganze Familie bestand aus munteren, unternehmenden und kraftvollen Menschen. Ich mache diese Bemerkung nicht ohne Ursache. Sie ist, wie dem Psychologen und Menschenbeobachter nicht entgehn wird, zur richtigen Würdigung ihrer Gesichtseherei äußerst interessant und wichtig.

**) Wachend, oder schlafend? — Man sieht hinlänglich aus der ganzen Erzählung, daß von keinem Traum die Rede ist, sondern daß er die Erscheinung bei wachendem Zustande sah.

***) Wobei mir, gleichsam als ob — innerlich imprimiret wurde. — Hier sieht man den wahrheitliebenden und denkenden Mann; ein anderer, minder vorsichtiger und zuverläßiger Beob-

Briefen aber hatte ich doch vernommen, daß Mutter und Geschwister annoch gesund und vergnügt lebten. Ich stand also sogleich vom Bette auf und untersuchte, woher doch solches Licht und ein solcher Schatten gekommen seyn möchte, da denn die Stube ganz finster war, und ich so wenig desselbigen Abends, als des nächstfolgenden Morgens Gelegenheit dazu finden, oder es sonst errathen konnte. Als ich aber sofort den Vormittag darauf meinen Onkel besuchte, kam er mir mit einer traurigen Miene entgegen und sagte, er habe eben Briefe erhalten, daß meine Mutter gefährlich krank darnieder läge. Worauf ich also bald antwortete: Wäre sie krank, so wäre sie nun auch unfehlbar todt, wobei ich erzählte, was mir den vorhergehenden Abend begegnet war. Er verwunderte sich darüber, versicherte aber doch, daß er nur so viel wüßte, daß sie krank wäre, und daß man mich nach Hause verlangte."

„Aber schon mit der nächsten Post schrieb mir meine Schwester, daß die Mutter verstorben, und ich ersah aus deren Schreiben, daß dieselbe eben desselben Abends, woran ich das Gesicht, oder die Erscheinung gehabt hatte, in die Ewigkeit hinüber gegangen war *)."

---

achter würde sich in einem solchen Falle vielleicht nicht so ausgedrückt haben.

*) Eine ähnliche Erfahrung von Lysii Frau! „Wir waren," sagt Lysius, „schon eine geraume Zeit in Königsberg gewesen, als solche einst des Nachts mit großem Schrecken aus dem Schlafe auffuhr und fragte: Wer ihr gerufen hätte? — Ich erwachte darüber, und erkundigte mich nach der Ursache ihrer Bestürzung. Sie antwortete: Es hätte Jemand mit starker Stimme zweimal Gertrude! Gertrude! gerufen, worüber sie als etwas Ungewöhnliches allerdings sehr bestürzt wäre, weil Niemand in Königsberg sie also zu nennen, oder anzureden pflegte. Sie kam daher auf die Gedanken, ihre Mutter müsse etwa sehr krank, oder gar gestorben seyn. Der Ausgang aber zeigte, daß ihre Schwester, mit der sie jederzeit am vertraulichsten gelebt hatte, um eben dieselbe Zeit des Todes verblichen war."

„Man weiß also," fügte er mit gleicher Naivetät, wie bei der vorigen Erzählung, in seinem Manuscript als Schlußwort hinzu, „noch nicht deutlich genug, was in der Welt auch in Ansehung der eben abscheidenden, oder abgeschiedenen Seelen passiren kann."

„Zu der Zeit wie ich als Studirender mich hier in Königsberg aufhielt, war es überall eine bekannte und ruchbare Sache, daß der jüngere **Dr.** Dreyer, nach seinen und seines Vaters bekannten philosophischen Grundsätzen, diesen seinen Vater auf dessen Todbette ausdrücklich ersucht habe, daß er ihm drei Tage vor seinem Tode erscheinen möchte, welches ihm denn der Vater auch heilig versprochen habe. Als zwei Jahre hernach mein jüngerer Bruder hier studirte, und mit dem jungen **Dr.** Dreyer in einem Hause wohnte und an einem Tische speisete, ward gedachter **Dr.** Dreyer krank, doch so, daß Niemand seine Krankheit für gefährlich hielt, indem er noch ein junger starker Mann und erst etlich und dreißig Jahre alt war. Während dieses seines Krankenlagers nun besuchten ihn eines Tages verschiedene seiner guten Freunde. Beim Abschiede werden solche von seinen Hausgenossen und Bedienten bis zur Hausthüre begleitet, so daß sich der Patient ganz allein im Zimmer befindet. Wie aber die Domestiken wieder zurück kommen, treffen sie ihn sehr alterirt, ganz blaß, entstellt und in einem merklich veränderten Zustande an, von demjenigen, worin sie ihn einen Augenblick vorher verlassen hatten. Auf Befragen erzählte er mit zitternder Stimme: Sein seliger Vater sey ihm während der Zeit erschienen, und nun werde er der getroffenen Verabredung gemäß unfehlbar über drei Tage sterben müssen, wobei er (der Kranke) zugleich seinen vormaligen Prinzipien zuwider die Warnung hinzugefüget, daß doch ja Niemanden dergleichen von Sterbenden verlangen möchte, weil er bei der Erscheinung seines Vaters selbst in Schrecken und Entsetzen gerathen, und auch der Geist, oder die Gestalt seines Vaters ihm sehr erschrocken (?) und

wehmüthig vorgekommen seye, daher er glaube, daß auch der Geist seines Vaters empfindlich darüber betrübt gewesen seyn möge, daß er noch einmal auf dieser Welt erscheinen müssen."

Aber wie dem sey, „so viel," setzt Lysius hinzu, „ist gewiß, daß der junge Dr. Dreyer wirklich den dritten Tag hernach verschieden."

„Um diese Zeit hatte ich unter anderen zwei besonders merkwürdige Träume. In dem ersten wurde mir das ganze, lange nachher erst aufgeführte Gebäude des Collegii Fridericiani zu Königsberg, sammt Schule und Kirche, ja sogar das Thürchen nach der engen Gasse, deutlich vorgestellt, mit dem Anhange: „daß die Kirche so aussehen würde, in welche ich einstens als Prediger kommen sollte." Hernach aber wurde mir eben so deutlich auch die Schloßkirche, und dann die Löbenicht'sche Kirche mit eben derselben vernehmlichen Andeutung im Gesicht gezeiget, daß ich nämlich dereinst da Prediger werden sollte; wie denn dies viele gute Freunde noch wissen, welchen ich diese Träume lange vor der Pestzeit erzählt habe. Auch meine Frau kann bezeugen, daß ich sehr oft, wenn wir auf dem Platze des Colegii Fridericiani spazieren gingen, und den Thurm jener Kirche erblickten, zu ihr gesagt habe, daß ich mit der Zeit noch an diese Kirche kommen müßte, obwohl ich nicht begreifen konnte, wie solches zugehn, oder möglich werden möchte. Nach Vorstellung der Löbenicht'schen Kirche sah ich auch in eben dem Traumgesicht, wie aus gedachter Kirche ein kleiner Mann an eine Kirche gesandt wurde, die hinter der andern, mir im Gesicht gezeigten Kirche lag, welches ich nachmals ebenfalls genau erfüllt erkannte u. s. w."

„Um dieselbe Zeit hatte ich auch folgenden Traum. Mich däuchte, ich ginge auf einer angenehmen Wiese. Da kam ich denn an einen mäßigen Bach, an dessen gegenseitigem Ufer ein Mann stand, der mir die Hand zum Ueber-

springen reichte. Wie solches geschehen war, fand ich auf der andern Seite des Bachs eine solche Menge von Schlangen, Eidexen, Scorpionen ꝛc., daß ich auch nicht einen Fuß fortzusetzen vermögend war, ohne auf dergleichen Gewürm zu treten. Und da mir vorkam, gleich beim ersten Sprung auf eines getreten zu haben, und also weiter springen wollte, wo ich allemal meinte sicher hintreten zu können, fand ich, daß immer bei Niedersetzung des Fußes ein dergleichen Ungeziefer den Kopf zur Rache in die Höhe hub. Daher ich dann mit größter Angst von einer Stelle auf die andere sprang, bis mir laut zugerufen wurde: **Super aspidem etc.** Auf Schlangen und Ottern wirst du gehen. Psalm 91. Worauf ich erwachte und innerlich überzeugt wurde, daß dies ein — göttlicher Traum gewesen, mir zum Troste in meinem künftigen geistlichen Berufe, worin ich hernach auch durch die pünktlichste Erfüllung dieses Traumes (bei vielfachen theologischen Streitigkeiten, die Einem der Kämpfenden aus Aerger und Verdruß das Leben kostete, bei Verleumdungen, Verketzerungen und Verfolgungen u. s. w.) auf das kräftigste bin gestärkt worden."

Eine seltsame Inaugurations-Feierlichkeit zum geistlichen Stande, die aber durch die eben so einseitigen, als giftigen Logomachieen, Consequenzmachereien und Verketzerungskünste der Theologen aller Zeiten und vorzugsweise jener Zeit, da die erbärmlichsten Streitigkeiten so viele Federn in Bewegung setzten, eine prägnante und nur allzu treffende Bedeutung erhält, so abschreckend und scheußlich die peinlichen Symbole derselben auch hier erscheinen mögen.

„Da nun," fährt Lysius fort, kein anderer Rath für mich war, so mußte ich mich endlich entschließen, einem künftigen göttlichen Beruf zum Predigtamt zu folgen ꝛc." Er macht seine Frau und seine Schwiegereltern zu Flensburg, (wo er sich bis jetzt der Handelschaft befleißigt, und Frau und Schwestern damit ernährt hatte) mit seiner Entschließung bekannt. Sie ergeben sich darein. Er wird nun schnell hinter-

einander an verschiedene Orte berufen. Wenn alles fertig zu seyn scheint, so kommt irgend ein unerwarteter Umstand dazwischen, und — es wird nichts daraus. Er ist ruhig dabei, und erkennt eine höhere Führung darin ꝛc. ꝛc.

„Hatte ich ein Recht unzufrieden zu seyn," sagt er in seinem Manuscript, „da keine Kirche von Allen dem Bild der mir im Gesichte vorgestellten Kirche ähnlich war." — — —

Er muß zu Berlin für Spener'n predigen, der mit seiner Predigt sehr zufrieden ist ꝛc. Er kommt endlich ohne „sein Denken und Zuthun" an die Kirche, die er im Gesichte gesehen hat, und so nach und nach an die andern Kirchen, die ihm im Gesicht waren vorgestellt worden; er wird zu gleicher Zeit Professor der Theologie; erhält den Doctor-Hut; wird zu Königsberg in unzählige Streitigkeiten verwickelt, verlästert, verfolgt, gepriesen, vertheidigt, unterstützt ꝛc. ꝛc. — Wie er Anfangs in dem bittersten Mangel hat leben müssen, so besitzt er jetzt Alles im größten Ueberfluß; besonders zur Pestzeit war das Colleg. Frider. mit allen erstnnlichen Eßwaaren, wie er sich ausdrückt, mit französischen, spanischen und anderen Weinen ꝛc. gleichsam wie angefüllt, ja es wurden bei stets verwahrten Thoren über die Mauern des Gebäudes Haasen und anderes Wildpret in den Hofraum hinein geworfen. Inzwischen war auch diese Zeit für Lysius nicht ohne Kämpfe. Er äußerte seine Unzufriedenheit mit den von der Staatsregierung gegen die Pest getroffenen strengen Maßregeln; er hielt eine öffentliche Predigt gegen die Errichtung von Galgen an den Straßen, als von Mißtrauen auf die Vorsehung zeugend, und zog sich dadurch vielen Verdruß zu ꝛc. ꝛc. Doch dies Alles nur im Vorüberflug, da uns der originelle Mann nun einmal Interesse abgewonnen hat! —

Aber wir zeichnen nur aus, was unmittelbar in den Kreis unserer Blätter gehört.

„Meiner Frau," erzählt Lysius beim Jahre 1705, „träumte, wie sie mir den Morgen darauf mit großer Freude und sehr sorgfältig erzählte, sie sey mit mir nebst den Uebrigen aus dem **Collegium Frideric.** auf dem Wasser in einem Boote des Nachts gewesen, und habe über sich am Himmel Nichts, als helles Feuer gesehen, so daß sie auch nicht einen einzigen blauen Fleck am Himmel habe wahrnehmen können. Das habe ziemlich lange gewährt, und sie sey darüber sehr beängstigt gewesen. Mit Anbruch des Tages aber sey das Feuer verschwunden, und sie ohne Schaden zu nehmen mit ihrer Gesellschaft an's Land getreten. Zwei Tage hernach, noch vor Mitternacht, hörten wir ein entsetzliches Geschrei: Feuer! Feuer! wovon wir Beide plötzlich erwachten. Ich lag vorn im Bette, richtete also meine Augen sogleich auf die Fenster der Kammern. Und was sah ich da? Ich erinnere mich nicht, jemals etwas Erschrecklicheres gesehen zu haben. Nicht nur eine dicke Flamme, sondern auch unzählige Funken und große Stücke Feuer bedeckten den Himmel ganz über und über. Ich erschrack heftig, faßte aber doch die Resolution, aus dem Bette heraus zu springen, und sagte: Der jüngste Tag könne es nicht seyn; denn wenn es der wäre, so müßten vorher alle Glaubigen, und folglich auch Ich, dem Herrn entgegen gerückt seyn in den Wolken. Als nun meine Frau so weit hervor kam, daß sie das erschreckliche Feuer auch sehen konnte, rief sie laut: Das ist das Feuer, welches ich im Traum gesehen habe! Ich antwortete: Und so sollte sie gutes Muths seyn, wir wären unter Gottes Schutz als auf dem Wasser, wo kein Feuer uns schaden könnte, und noch vor Tage würden wir außer aller Gefahr seyn ꝛc. ꝛc. Gott bewahrte übrigens das **Collegium Frideric.** bei dieser Feuersnoth dergestalt, daß gewisse uns gehässige Leute sich recht darüber ärgerten, und sogar ein vornehmer Mann, welcher von Obrigkeits wegen beim Feuer commandirte, darüber sacramentirte und gräulich fluchte, daß kein Funken auf das

Teufelsneſt fallen und ſolches anzünden wolle. Er ſetzte hinzu: In dieſem Falle ſollte lang genug auf die Feuerſpritzen gewarten werden! ꝛc. ꝛc.

„Nach geendigter Vergantung der Bibliothek meines ſel. Vaters und nach Entſcheidung meiner Händel mit dem Generalſuperintenden **Dr.** Schwarz durch die theologiſche Fakultät zu Kopenhagen, ſchickte ich mich zu meiner Rückreiſe nach Holſtein zu den Meinigen an. Als ich nun bei dem **Dr.** Maſius mich beurlaubte, und das mir verſprochene **Testimonium** abholte, las er mir dasjenige vor, was in dem **Volumine Actorum**, meine Sache und mein Geſuch betreffend, befindlich iſt, mit dem Beifügen: Man hätte Etwas hineinſetzen und ſich ſo ausdrücken müſſen, damit dem Generalſuperintendenten **Dr.** Schwarz, als einem alten **Theologo**, nicht gar zu großer Tort widerführe; der Bericht an Se. Königliche Majeſtät aber ſollte dergeſtalt abgefaßt und eingerichtet werden, daß ich damit aufs Höchſte wohl zufrieden ſeyn könnte, wie denn auch mein **Attestat** ganz rühmlich für mich lautete. Ich ſah, daß hier keine Krähe der anderen die Augen aushackte, verlor aber um ſo viel mehr die Luſt, in's Predigtamt und in Gemeinſchaft mit ſolchen Leuten zu treten. Noch denſelben Abend fuhr ich nach Flensburg ab, wo ich meine ſel. Mutter todt und begraben, meine Schweſter aber betrübt und niedergeſchlagen, und ſammt meines Vaters Schweſter und meiner Großmutter in Einem Hauſe fand. Von meiner Mutter wurde mir ſogleich die beſondere Nachricht mitgetheilt, daß, wie dieſelbe nebſt ihren Angehörigen aus der Pfarrwohnung in dieß mittlerweile neu erkaufte Haus herein gezogen ſey, ſie ſich rund umgeſehen und geſprochen habe: Hier laſſet uns Alle uns niederlegen und ſterben! welches nachmals auch pünktlich erfüllet worden, an Allen denen nämlich, welche damals mit der Mutter im Hauſe gegenwärtig waren; denn

mein jüngster Bruder und meine jüngste Schwester befanden sich in dem Augenblick in der Schule, und diese blieben, nebst mir, allein am Leben."

„Meine drei erwachsenen Schwestern stellten mir vor, wie es zum Untergang unserer Familie gereichen würde, wenn wir uns trennen wollten. Denn wenn das Kapital in neun Theile (so viel Geschwister waren unser) getheilt werden sollte; so würden wir von den Interessen nicht leben, und die beiden abwesenden Brüder auf Schulen und Akademien nicht unterhalten werden können. Sie baten mich also, bei ihnen zu bleiben; sie wären entschlossen und Willens, Nahrung und Gewerbe wie bisher fortzusetzen, und ich könnte mittlerweile ungehindert in meinem Studiren fortfahren. Das ging auch den ganzen Winter hindurch unter großem göttlichen Segen so fort, und ich weiß mich nicht zu erinnern, in meinem ganzen Leben eine vergnügtere Zeit erlebt zu haben. Meine Neigung zum Predigtamt ward inzwischen immer schwächer und geringer. Dr. Schwarz ließ mir durch meiner Mutter Bruder, der zu Flensburg wohnte, sagen: Er wunderte sich, daß ich mich nicht bei ihm melde, da er doch aus Kopenhagen habe, daß daselbst meine Sache gut für mich ausgefallen sey; nebst Versicherung, daß er meiner Beförderung in keinem Stücke zuwider seyn würde. *) Ich wollte aber in der Stille abwarten, ob Gott mich aus meiner Eremitage herausziehen, oder welches ich damals am meisten wünschte, im Verborgenen leben und sterben lassen wollte." —

„Als ich einst im Jahr 1696 gegen Ende des Winters zu Tische kam, sagte meine dritte Schwester:

---

*) Und doch hatte ihm dieser geistliche Herr, wie er im Vorhergehenden erzählt, noch ganz kurz zuvor recht leidenschaftlich entgegen gearbeitet! „Er fuhr mich," sagt Lysius, „mit solchen Geberden an, daß ich mein Lebenlang keinen Theologen in einer solchen wüthenden Positur gesehen habe, wodurch aber mein Herz recht leicht und fröhlich wurde."

„Eine gewisse, uns Allen wohl bekannte ehrbare Frau, welche in unserem Hause oft aus- und einging, habe ihr mit großer Theilnahme so eben mündlich eröffnet: „sie wäre gewohnt und hätte die Gabe, künftige Dinge deutlich in Gesichten zum Voraus zu sehen, und hätte also, kraft dieses ihr beiwohnenden Vermögens, im Geist gesehen, daß in kurzer Zeit — sieben Leichen aus unserem Hause würden herausgetragen werden. Und wenn dieselben würden herausgetragen seyn, so würde einige Zeit darauf eine — Braut ins Haus hinein kommen." —

„Ob ich nun gleich, wie oben erwähnt, auch von meiner Eltermutter dergleichen oftmals gehört hatte; so inclinirte ich doch im Geringsten nicht dazu, demselben Glauben beizumessen, sondern ich verwies es vielmehr meiner Schwester auf das Nachdrücklichste, daß sie solch unchristliches Geschwätz angehört hätte: nahm auch der Zeit wahr, der erwähnten Frauenperson und neuen Prophetin, wie sie wieder in unser Haus kam, selbst anzudeuten, daß sie entweder sich solcher Plauderei gänzlich enthalten, oder ohne weitere Umstände unser Haus meiden müßte. „Gut, mein Herr," antwortete sie bestimmt, aber ganz gelassen, „ich werde von dergleichen Dingen nichts weiter reden. Sie aber werden erfahren, daß Alles, was Ihnen Ihre Jungfer Schwester auf meinen Bericht von meinen Gesichten entdeckt hat, pünktlich in Erfüllung gehen wird." Meine von Natur freimüthige Schwester führte mir obige Worte unserer Mutter: Hier lasset Alle uns niederlegen und sterben! (als die wahrscheinliche Wirkung einer ähnlichen Gabe, Gesichte zu sehen) zu Gemüthe. Ich aber versetzte: Das sey kein Orakelspruch; wir wären, der größten Anzahl nach, noch junge, gesunde, muntere und starke Leute, und wenn also gleich unsere Großmutter und Tante

etwa sterben sollten, so würden alsdann doch immer noch fünf Leichen fehlen; am wenigsten sey zu vermuthen, daß eine Braut in's Haus kommen sollte, vielmehr, setzte ich scherzend hinzu, könne man behaupten, daß eher eine Braut aus demselben heraus geholt werden möchte, indem meine älteste Schwester in der That bereits mit einem bemittelten Kaufmann in der Stadt zur Ehe versprochen war. Ich untersagte demnach ein Mal für alle Mal solche Reden; meine Schwester aber blieb dabei, und freute sich allezeit recht herzlich, daß sie bald von den Banden der Eitelkeit aufgelöset und eine Mitbürgerin des Himmels werden würde, ungeachtet sie vor allen Andern eine frische, gesunde und starke Person war."

„Auf mein nachdrückliches Zureden erwähnte man inzwischen nichts weiter von obiger Prophezeiung des Weibes in unserm Hause."

„Nach etlichen Wochen aber legte sich die Großmutter, und wurde um besserer Pflege willen in die Wohnstube gebettet."

„Einst will ich," heißt's nun im Manuscripte wörtlich weiter, „während ihrer Krankheit des Abends nach der Mahlzeit aus der Wohnstube heraus und auf mein Studirzimmer gehen, da sehe ich eine in Parade stehende Leiche, auf eben die Art, wie dort zu Lande die Leichen mit weißen und schwarzen Tüchern bekleidet zu werden pflegen, ganz dichte vor der Stubenthüre stehen, so daß die Leichlacken (Grabtücher) von dem Fuße des Sarges so weit bis vor die Stubenthür hin reichten, daß die Thür mit genauer Noth geöffnet, und ich kaum hinaus treten konnte. Das Haupt vom Sarge erstreckte sich bis an die Treppe, die ich hinauf zu steigen hatte, und die Leichlacken noch weiter."

„Ich alterirte mich inzwischen gar nicht, sondern rief nur meiner ältesten Schwester, und sah unterdessen das Anscheinen des Sarges mit starren und unverwandten Augen an."

„Als die Schwester herbei kam, fragte ich dieselbe: Ob auch sie die Leiche da sähe? — Sie erschrack, ging eiligst zurück, mit veränderter Gesichtsfarbe, antwortete mir auch nicht, ob sie etwas gesehen hätte, oder nicht."

„Ich aber blieb in der halb offenen Stubenthüre so lange stehen, bis das Gesicht allmälig verschwand, und immer dunkler und dunkler wurde."

„Meiner Großmutter Krankheit schien beinahe gar nichts zu bedeuten zu haben;*) und doch starb sie wenige Tage hernach ganz unvermuthet. Am Tage ihrer Beerdigung wurde NB. in meiner Abwesenheit aus dem Hause und ohne mein Vorwissen ihre Leiche auf eben der Stelle im Hause niedergesetzt, und genau auf eben solche Art bekleidet, wie mir einige Tage vorher im Gesicht gezeiget worden, so daß im ganzen Vorhause kein unbequemerer Platz hätte können gefunden werden, indem dieselbe den Eingang zu zwei unentbehrlichen Zimmern beschwerlich machte."

„Die älteste Schwester konnte wegen einer ihr inzwischen zugestoßenen Schwachheit nicht mit zu Grabe folgen, und als wir Uebrigen nach der Einsenkung der Leiche und nach angehörter Leichenpredigt aus der Kirche zurückkamen: klagten sich auch schon die zwei anderen Schwestern, und den

---

*) Dieser Umstand ist in Beziehung auf das in dem zunächst vorhergehenden Gesagten beachtenswerth, wie dort bereits ist angedeutet worden.

Tag darauf auch der Bruder. Aller vieren ihre Krankheit, ein Fleckfieber, nahm mit jedem Tage zu. Die jüngste Schwester, eben diejenige, welcher das vorerwähnte Weib das Gesicht von sieben Leichen verkündigt hatte, war nach der Mutter die erste, welche Todes verblich. Der Bruder, ein junger wackerer Mensch von siebenzehn Jahren, verschied als der zweite, den die Reihe traf. Die dritte Leiche gab die nächste Schwester nach der ältesten ab, nachdem dieselbe gleichsam in einer seligen Raserei dahin gelegen hatte, indem sie beständig als eine Verstorbene und bereits im Sarg liegende Person die Hände faltete, und, wenn ihr Speise, Trank und Arznei angeboten wurde, mit Kopfschütteln zu verstehen gab, daß sie durchaus nichts annehmen wolle, ohne ihre Gründe dieses Widerstandes zu eröffnen. Als aber der Körper des verstorbenen Bruders aus der Krankenstube herausgetragen wurde, fragte sie: „Warum man denn nicht auch Sie hinaus trüge? Denn ihre Seele wäre ja schon im Himmel, und ihr Leib würde bald anfangen zu stinken." (So steht es da.) Hiegegen galt keine vernünftige Vorstellung, und wir bekamen von ihr auch keine andere Antwort, als diese: Wenn wir es nicht glauben wollten, so würden wir es in Kurzem erfahren. Worauf sie kein Wort weiter redete, sondern in der Gestalt einer bereits eingekleideten Leiche bis an den folgenden Tag so hin lag, da sie dann sanft und selig ihren Geist aufgab. — Nun war von diesen vieren noch meine älteste Schwester übrig. Diese lag immer ruhig und freudig auf ihrem Siechbette. Am letzten Tag ihres Lebens ließ sie mich eilends zu sich rufen, reichte mir die Hand, und dankte mir in ihrem und ihrer Geschwister Namen für alle Liebe und für alles genossene Gute, stimmte darauf mit ziemlich heller Stimme das Lied an: Triumph! Triumph! er kommt mit Pracht, mein Heiland und Erlöser ꝛc., und sang so lange, bis man nichts deutlich mehr vernehmen konnte, als die

letzten Sylben der Worte: Triumph! Victoria! und Halleluja! womit sie selig verschied."

„Da hatte ich denn nun auf einmal vier Leichen im Hause, welche aus Mangel anständiger Träger in zwei Tagen nach einander, jeden Tag zwei, zur Erde bestattet wurden, mit großer Bestürzung aller Einwohner der ganzen Stadt, indem viele vernünftige Leute solches als ein Exempel ohne Exempel ansahen, und als einen göttlichen Verweis betrachteten, daß die Gemeine (zu Flensburg), worin mein Vater dreißig Jahre im Predigtamt gearbeitet, nicht mehrere Dankbarkeit gegen dessen Kinder bewiesen, (daher sie Gott sonder Zweifel aus der undankbaren argen Welt lieber zu sich in sein himmlisches Freudenreich aufgenommen). Weil nun offenbar war, daß in unserem Hause eine ansteckende Krankheit herrschte; so machte ich ein Inventarium des vorhandenen Hausgeräths und Vermögens, ließ Alles, einige Kleidungsstücke und etwas Linnen ausgenommen, versiegeln und erwartete so mit Gelassenheit Gottes unerforschliche fernere Verhängnisse."

„Inzwischen starb auch unsere bisherige getreue Dienstmagd. Und kaum war das Inventarium fertig; so klagte und legte sich auch meines Vaters Schwester, und in drei Tagen war auch sie entseelt, und gab also die — siebente Leiche ab. Bald darauf ward meine kleinste Schwester, und hernach auch der jüngste Bruder krank. Folglich war ich, nebst der noch lebenden Magd meiner seligen Tante, allein gesund im Hause, und wir Beide hatten zwei Patienten zu warten und zu pflegen, wobei wir uns denn freilich nichts anderes vorstellten, als daß wir den Abgeschiedenen und Begrabenen nächstens selbst auch nachfolgen würden. Ja, zuletzt legte sich auch wirklich dieses Dienstmädchen. Also hatte ich keinen einzigen gesunden Menschen mehr um mich im Hause, konnte auch durch Anbieten vielen Geldes und starker Belohnung Niemanden bereden, der Krankenpflege sich zu unterziehen. Ueberdieß brachte es die Gelegenheit des

Hauses so mit sich, daß ich allemal durch die Kammern, worin die Kranken lagen, auf meine Studirstube gehen mußte. Als ich solches den letzten Abend that, redete ich allen drei Patienten tröstlich zu, fiel hernach auf meinem Zimmer vor Gott auf die Kniee und betete: Er möchte über uns Alle in Gnaden verhängen, was sein weiser und heiliger Rath beschlossen, aber doch mein Gebet h'erin gnädiglich erhören, daß, weil meine Pflicht erforderte, meiner Kranken, so lange ich selbst noch gesund wäre, mich anzunehmen, der Wohlstand aber mir verböte, die Dienstmagd zu heben und zu betten: so möchte er entweder Jemanden erwecken und zu mir weisen, der solchen Liebesdienst für Bezahlung auf sich nähme, oder mich durch Zuschickung einer gleichen Krankheit von meiner Pflicht und von aller Verantwortung frei machen, und uns bald insgesammt ein seliges Ende bescheeren. Worauf ich, nach verschlossener Hausthüre, mich in's Bette zur Ruhe niederlegte und erwartete, ob einer von uns Vieren des Morgens noch aufstehen würde.

„Dieß traurige Verhängniß," setzt Lysius nun hinzu, „nahm aber doch zuletzt ein solches Ende, daß Gottes Güte und Erbarmung auch hierin nicht genug gepriesen werden kann." ꝛc. ꝛc.

Aber dieß ist für unseren nächsten Zweck dahier genug. Also kurz — die drei zuletzt erwähnten Patienten erholten sich wieder und überstanden die gefährliche Krankheit. Es blieb sonach buchstäblich bei den sieben im Gesicht gesehenen Leichen. Lysius selbst, nun ohne häusliche Unterstützung, suchte sich eine brave Jungfrau zur Braut aus, that bei deren Eltern, doch, wie er sich im Manuscript ausdrückt, mehr in Todes- als in Freiersgedanken, die Anwerbung um solche, hielt unter seltsamen Anstalten und Umständen Verlöbniß mit ihr, überstand gleich nach demselben selbst eine gefährliche Krankheit, und feierte noch in dem nämlichen für ihn so verhängnißvollen 1696sten Jahre den 22. Oktober sein Hochzeitsfest.

Und so war denn das wunder-seltsame Gesicht nach seinem ganzen Inhalt, bis auf die Braut, die in's Haus kommen würde, wann die sieben Leichen herausgetragen wären, buchstäblich genau erfüllt! — — —

2.

Voranzeigen des Todes.

1) Der menschenfreundliche Arzt **Dr.** Johann Christian Senckenberg, weiland zu Frankfurt a. M. Gründer des dortigen berühmten Senckenbergischen Stifts, bestehend aus Krankenhospital und medicinischem Institut, wozu ein anatomisches Theater, ein botanischer Garten, Bibliothek, chemisches Laboratorium und die später sehr vermehrte Naturaliensammlung gehört, fing seine wohlthätige Anstalt mit dem Bau des Krankenhauses an; aber noch nicht weit war dieser vorgerückt, als der 65jährige, aber noch lebenskräftige Greis, die Arbeit betrachtend, über das Gebälke hinschritt, und am Abend des 17. Novemb. 1772 von der Höhe herabstürzte und den Tod fand. Es wird für gewiß versichert, daß sein Demant, welchen er statt des Knöpfchens im Kragen des Hemdes trug, am Morgen seines Todestags aus der Fassung ihm an die Füße gefallen sey, und sein gewöhnliches großes Trinkglas habe man am Abend auf dem Tisch in zwei Theile zersprungen gefunden.

3.

Ein merkwürdiges Vorausschauen.

Eine Prophezeiung, die in dem zu Recklingshausen erscheinenden Wochenblatte mitgetheilt wird, macht jetzt die Runde durch die rheinischen Blätter: „In den Jahren 1828—1832, erzählt der Einsender jenes Artikels, stand ich in Diensten des Kammerherrn Freiherrn v. Bodelschwingh-Plettenberg als Verwalter der Oekonomie zu Bodelschwingh. In dem nahe dabei gelegenen Dorfe Deinighausen wohnte ein gewisser Colon Jasper, der von prophetischem Geiste begabt seyn wollte. Mit diesem alten ehrwürdigen

Manne traf ich eines Morgens im Wirthshause zu Bodelschwingh zusammen, wo die Rede auf Voraussagungen kam. Ich werde es nicht erleben, sagte Jasper im Laufe des Gespräches — allein Sie werden es noch erfahren. Von Westen nach Osten wird in unserm Staate eine große Heerstraße gebaut, die ihre Richtung durch die zum Gute Bodelschwingh gehörige Waldungen nehmen wird. Auf dieser Straße werden nur Wagen laufen, ohne mit Pferden bespannt zu seyn, welche ein fürchterliches Geraſſel verursachen. Mit dem Beginn der Arbeit an dieser Straße wird eine Theuerung entstehen, so daß die Arbeiter von ihren Arbeiten verschwinden müssen. Nach Vollendung der Arbeit und sobald die Straße fertig, wird ein blutiger Krieg entstehen, wobei er auf die Worte des Propheten Ezechiel 28. Kapitel, 23. Vers, hindeutete. Noch lebende Zeugen können darthun, daß der Prophet Jasper ihnen in loco die Richtung schon gezeigt hat, welche jetzt die Eisenbahn wirklich durch die Holzungen des Freiherrn v. Bodelschwingh nimmt."

4.

Seliger Vorbote.

Aus dem schriftlichen Nachlaß eines ehrwürdigen Greises.

Ein junger Mann, Namens Gebhardi, wurde vom Kaiser Peter III., welcher dessen Vater kannte und ihm wohl wollte, nach Petersburg berufen, um als Offizier bei der Holsteinischen Garde angestellt zu werden. Er langte daselbst in dem Zeitpunkt an, wo Peter III. entthront wurde, und da er in Holsteinischer Uniform erschien, wurde er von dem Pöbel sehr mißhandelt. Der Geograph Büsching, der dessen Vater gleichfalls kannte, nahm sich des jungen Mannes an, ließ ihn in das Schulgebäude bringen, das er als Direktor der Schule mit andern Lehrern bewohnte, und vermochte einen derselben, der verheirathet war, ihn bei sich aufzunehmen. Dieser Lehrer bewohnte mehrere aneinanderstoßende Zimmer zu ebener Erde, deren Fenster alle gegen Norden gingen, und wovon die Aussicht durch

die nah gegenüberstehende Peterskirche äußerst beschränkt war. Der kranke junge Mann wurde in einem derselben, und zwar in dem Eckzimmer, das nur mit einem Fenster versehen und noch dunkler als die andern war, untergebracht, und von einem angesehenen Arzt und einem wohlbekannten Chirurgen behandelt. Letzterer kam eines Tags nach Tisch, um den Kranken zu besuchen. Bei seinem Eintritt in das Zimmer des Lehrers sagte ihm dessen Frau, daß der junge Mann schlafe, nnd daß sie den Vorhang des Fensters herabgelassen habe, damit er um so weniger in seiner Ruhe gestört werde. Wecken soll man ihn nicht, sagte der Chirurg; indessen ist mir daran gelegen, sein Befinden zu untersuchen, ich will daher warten, bis er aufwacht. Man kam überein, um sich die Zeit zu verkürzen, L'hombre zu spielen; der Lehrer, dessen Frau und der Chirurg setzten sich zum Spiel dergestalt, daß alle Drei in das Zimmer des Kranken sehen konnten, in der Absicht, bei der geringsten Bewegung, die sie da wahrnähmen, sich dem Kranken zu nähern. Nachdem sie einige Zeit gespielt, und dabei ihre Augen und ihre Aufmerksamkeit auf des Kranken Zimmer gerichtet hatten, sahen sie selbiges plötzlich von blendenden Strahlen erleuchtet; alle Drei sprangen von ihren Sitzen, traten in jenes Zimmer, während die Helle in selbigem Zimmer noch Statt hatte, die sich aber allmählig verlor, und sahen den Kranken im Bette aufrecht sitzen, der mit heiterer Miene zu ihnen sagte: „So eben war mein Erlöser bei mir und forderte mich ab; ich sterbe diesen Abend um sechs Uhr." Und um sechs Uhr verschied er. — Büsching pflegte zu sagen: Erklären kann ich es mir nicht, aber die Sache ist gewiß; denn auf die Rechtschaffenheit und Wahrheitsliebe der drei Zeugen kann ich zählen.

— y —

5.

Der englische Beistand.

Aus einem wichtigen biographischen Aufsatz über Dr. Joh. Reinhard Hedinger, herzogl. würtemb. Hofpre-

diger und Consistorialrath, im Jahr 1698 von Herzog Eberhard Ludwig zu diesem Amte nach Stuttgart berufen, (s. Knapp's Christoterpe 1836) entlehnen wir folgende, für diese Blätter geeignete Begebenheit. — „Einstmals soll Hedinger seinen Herzog selbst über gewisse Sünden, die er trotz aller Privatermahnungen nicht lassen wollte, öffentlich auf der Kanzel bestraft und zur Buße aufgerufen haben, was so ungnädig vermerkt ward, daß der Fürst den Entschluß faßte, sich in seinem Schlosse persönlich an ihm zu vergreifen. Hedinger ward mit kurzen Ausdrücken vorgefordert, und erschien alsbald mit freier Stirne, durch ernstliches Gebet in seinem Gott gestärkt. Der Herzog, der ihm allein, ohne Begleitung, zu erscheinen befohlen, und sich zu einer thätlichen Mißhandlung seines Beichtigers gerichtet hatte, sah ihn gleich beim Eintritt mit Betroffenheit an, und rief: „Hedinger! warum kommt Er nicht allein?" — „Ich bin allein, Ew. Durchlaucht," erwiederte der Hofprediger. „Nein, Er ist nicht allein!" entgegnete der Herzog. „Und dennoch bin ich allein, Ew. Durchlaucht," antworte Hedinger. Als aber der Fürst, immer auf die rechte Seite Hedingers hinblickend, darauf beharrte: „Er ist nicht allein!" entgegnete der Fromme, ahnend, daß hier eine höhere Hand im Spiele sey: „Ja, ich bin wahrhaftig allein gekommen, Ew. Durchlaucht! Sollte es aber dem großen Gott gefallen haben, einen Engel neben mich in dieser Stunde zu stellen, so weiß ich es nicht." — Der Herzog winkte ihm mit der Hand, und entließ ihn mit Zeichen der Erschütterung."

Hiebei wird es nöthig seyn, zu bemerken, daß Hedinger in seiner Antrittspredigt seine tiefe Verehrung vor seiner Obrigkeit laut ausgesprochen und sich nur die besondre Gnade von seinem Fürsten ausgebeten hatte, ihm, wie der Mönch Nilus dem Kaiser Otto III., demüthig zurufen zu dürfen: „Bewahre Deine Seele!" Ferner machen bei öffentlicher Ermahnung regierender Personen Zeit und Umstände einen großen Unterschied, und am unstatthaftesten sind Strafreden

gegen dieselben in ihrer Abwesenheit. Das sind alsdann nicht Prophetenworte im Namen Gottes, sondern feige Aufforderungen zur Empörung, die besonders in unsern aufrührerischen Zeiten höchst verwerflich sind. Einem Hedinger kam es darauf an, die Seele seines Herzogs, die Seele seines Hofs und seiner Unterthanen zu retten; daraus entstand schwerlich eine politische Unruhe, er begegnete dieser vielmehr. In unsern Tagen will ein gewisses Publikum sehr gern auf Regenten geschimpft haben, an denen ein Tadel, oder auch keiner ist, in Hoffnung einer gewaltsamen Aenderung der äußern Dinge, wovon hier nichts weiter zu sagen ist. Unter solchen Verhältnissen hätte der erleuchtete Hedinger seinen Fürsten nicht leicht öffentlich zur Buße, wohl aber die Gemeinde zur Stille, zur Fürbitte und zur Hoffnung auf Gott ermahnt.

Ein gewisser vormaliger harter Regent saß neben seiner Gemahlin in der Kirche und schlummerte unter der Predigt ein. Plötzlich schreckte er auf, und fragte die Königin mit Heftigkeit: „Was hat er gesagt?“ Sie wiederholte ihm ungefähr die letzte Stelle des Vortrags. „Nein!“ antwortete der König: „das hat er nicht gesagt — — er hat gesagt: Wenn der König sich nicht bekehrt, so ist er verdammt!“ Die Königin leugnete mit Recht, diese Worte gehört zu haben; nach der Kirche aber ließ sie den Hofprediger zu sich kommen, und erzählte ihm den Vorfall. Dieser, hoch verwundert, gab ihr zur Antwort: „So läßt also Gott den Königen heimlich ins Ohr sagen, was wir ihnen öffentlich zu sagen nicht wagen dürfen!“

Unstreitig hatte sowohl dieser fromme Hofprediger bei seiner gleichfalls freimüthigen Aeußerung, als Hedinger Recht. Letzterem war, wie es scheint, sein Benehmen vergeben, ersterm das seinige auch. Immer blieb dabei die Lehre stehen: Fürchte Gott, ehre den König — und: Suche, du Seelsorger, nicht minder deinen Fürsten als den Geringsten deiner Heerde selig zu machen!

— y —

Zum Traumleben gehörend.

1.

Warnender Traum.

Folgender Vorfall wurde mir im vorigen Jahr, bald nachdem er sich zugetragen hatte, von der Müllerin von Heimsuden, einem Filial von hier, erzählt.

Diese Müllerin wurde in einer Nacht dadurch aufgeweckt, daß eine Stimme ihr die Worte zuflüsterte: „Dein Backofen brennt.“ Da sie aber im tiefsten Schlafe lag, so kam sie nicht zur vollen Besinnung, sondern schlief wieder ein. Bald darauf wurde sie auf gleiche Weise aufgeweckt, indem sie abermals die leisen Worte hörte: „Dein Backofen brennt!“ Es war aber niemand bei ihr als ihr Mann, welcher fest schlief, und ihr Säugling, welcher neben ihr lag. Immer noch aber konnte sie sich die Möglichkeit nicht denken, daß ihr Backofen brennen sollte, und konnte sich abermals nicht hinlänglich ermuntern, um die Sache zu beachten, sondern glaubte sich getäuscht zu haben, und schlief wieder ein. Gleich darauf aber ward sie durch diese Worte zum dritten Mal geweckt, und nun ergriff sie ein heftiger Schrecken; sie legt das Kind bei Seite, springt aus dem Bette, wirft ein Kleid über sich, und eilt zum Haus hinaus, über den Hof in das Nebengebäude, in welchem sich der Backofen befand. Kaum öffnet sie die Thüre, so sieht sie mit Entsetzen, daß die Balken, auf welchem der Backofen stund, in Flammen waren. Sie eilt in das Haus zurück, weckt ihren Mann und Dienstboten, und ihren Be-

mühungen gelingt es, das Feuer zu löschen, ohne daß sie im Dorf Lärm machen mußten. In kurzer Zeit würden die Stallungen und Scheunen, welche mit diesem Gelaß, in welchem der Backofen stund, in Verbindung stunden, ein Raub der Flammen geworden seyn, wenn die Müllerin nicht auf eine so unbegreifliche Weise geweckt worden wäre. Die Entstehung des Feuers kann sie sich heute noch nicht erklären.

Buchenbach im Mai 1846.

Gerber, Pfarrer.

2.

Voraussagender Traum.

Der Staatsrath S. zu F. bekam im November oder Anfangs Dezember 1813 gegen Abend einen Anfall von Kolik, ging auf den Abtritt, und wurde erst Nachts um 11 Uhr, indem man die Thür sprengte, todt auf selbigem gefunden. Der Vorfall wurde aus gewissen Ursachen im Hause sehr geheim behandelt. Es befand sich ein russischer Offizier daselbst einquartiert, welcher nichts davon erfuhr. Zu gleicher Zeit lag die Haushälterin, Jungfer N., am Nervenfieber krank, was, wie man behauptet, ebenfalls dem Russen verschwiegen worden war. Diesem träumt Nachts äußerst lebhaft, der Staatsrath S. stehe in seinem Zimmer, nicht weit vom Bette, angekleidet mit dem Licht. Er fragt ihn: „Ei! Herr Staatsrath, sind Sie noch auf? was machen Sie noch so spät?" Er gab zur Antwort: „Ich muß durch Ihr Zimmer und die Jungfer N. abholen." Der Offizier erwacht und sieht den Lichtschein noch so deutlich, daß er sich kaum überzeugen kann, geträumt zu haben. Er erzählt Morgens seinen Traum, und erfährt den Tod des Staatsraths, und am folgenden Tage, wo dieser begraben wird, stirbt die N. — y —

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens,

nebst andern Zugaben

für Freunde des Innern.

Herausgegeben von

Dr. Justinus Kerner.

Vierter Band. Zweites Heft.

Stuttgart.
Verlag von Ebner und Seubert.
1847.

Inhalt.

Seite.

Zur Geschichte der Phänomene im Oberamtsgerichtsgefängnisse zu Weinsberg im Jahre 1836 125
Der träumende Metaphysiker 127
Der ungläubige Geisterseher 134
Spukgeschichte im Pfarrhaus zu Zaisersweiher Oberamts Maulbronn 140
Besondere Vorfälle in einem Hause zu T—ch 151
Spuk in einem Gefängnißthurme 152
Erscheinung einer Mutter 153
Ein muthmaßliches Sichkundgeben nach dem Tode 154
Eine briefliche Mittheilung aus Griechenland über Gegenstände des innern Schauens daselbst 163
Die Wahrsagerei 169
Aus Schrepfers Zeit 187
Heraustreten der Seele 189
Nachträge zur Geschichte einer Idiosomnambulen im vorigen Hefte 195
Der Ritter und der Knabe 201
Merkwürdige Beispiele vom menschlichen Ahnungsvermögen . . . 203
Merkwürdige Ahnungen eines sterbenden Jünglings 208
Napoleons Gedanken über Ahnungen 212
Des Dichters Lenau's vorbedeutender Traum 212
Eine psychologisch merkwürdige Begebenheit 213
Ein wunderbarer Zufall und was mehr 215

Lesefrüchte, mitgetheilt von W. Seite
Die gespenstigen Reiter in der großen amerikanischen Wüste . . 216
Noch etwas aus Amerika 219
Merkwürdige Gebetserhörung einer Mutter für ihr besessenes Kind 221
Ein anderer Fall von Besessenheit in Frankreich 224
Einige Fälle von Nachtwandlern 226
Ein erfüllter Traum mit großem Unglück im Gefolge 1845 . . 227
Geisterspuk an mehreren Orten 228
Sonderbare Muttermäler 232
Mohamedanischer Aberglaube 234
Ein schöner Traum 237
Amputation eines Fußes im magnetischen Schlafe 241
Ueber die Wirkungen in Distanz beim Phänomene im Gefängnisse zu Weinsberg im Jahr 1836 246

Zur Geschichte der Phänomene im Oberamtsgerichtsgefängnisse zu Weinsberg im Jahre 1836.

Den Lesern unserer Blätter werden wohl noch die im Jahre 1836 öfters besprochene Phänomene im Oberamtsgerichtsgefängnisse zu Weinsberg im Gedächtnisse stehen. Ihre vollständige Angabe mit einer Reihe von Zeugnissen belegt, fanden sie in der Schrift: „Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur durch eine Reihe von Zeugen bestätigt und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt ꝛc." — Es ist bekannt und auch in jener Schrift bemerkt, daß die Person, von der dieses Phänomen auszugehen schien, sich in betrügerische Händel durch Schatzgräbereien eingelassen, ein Vergehen, das sie erst vor Kurzem wiederholte und sich deßwegen abermals in Gefängniß und Untersuchung brachte. Da der Charakter dieser Person schon dazumal keinen großen Glauben verdiente, so legte ich auch in jener Schrift auf ihre eigenen Aussagen und Beschreibungen ihrer gespenstigen Verfolgungen und Erscheinungen kein Gewicht, sondern berief mich und berufe mich auch jetzt noch einzig auf die vielen Wahrnehmungen und Zeugnisse anderer bewährter Personen, die dieses Phänomen nüchtern und ruhig beobachteten, wie z. B. auf die Zeugnisse des Herrn Professors Kapf, Herrn Stadtschultheißen Fraas, Herrn Dr. Sicherer, Herrn Professors Duttenhofer, Herrn Malers Dörr u. s. w. und besonders auf die eigenen Wahrnehmungen und Bestätigungen des so besonnenen Untersuchungsrichters,

des damaligen Oberamtsrichters in Weinsberg, Herrn Heyd, jetzt Oberjustizrath und Oberamtsrichter in Ludwigsburg.

Wäre es auch möglich gewesen, daß jenes Weib (was aber übrigens auch der verschlagendsten Person unmöglich gewesen wäre) durch sich oder Andere jene Töne, Lichterscheinungen u. s. w. im Gefängnisse hervorgebracht hätte, so konnte doch da, wo sich so wahr und offenbar jenes Phänomen in Distanz (in fremden Häusern, selbst in andern Wohnorten) zeigte, wie die bewährtesten Zeugnisse bestätigten (namentlich in andern Orten, die Zeugnisse von Kapf, Duttenhofer, Dörr), dieses Weib ein solches nicht betrügerischer Weise von ihrem Gefängnisse aus hervorgebracht haben, ausgenommen, sie wäre mit einem elektro-magnetischen Apparate versehen gewesen, und zwar von einer Art, wie bis jetzt noch keiner erfunden ist. Ob aber nicht ein solcher Apparat in dem Nervenzustand (besonders dem damaligen) dieses Weibes gegründet war, wäre allerdings eine andere Frage. Die Frage: ob dieses Weib nicht, sich selbst bewußt oder unbewußt, vermittelst entbundenen Nervengeistes (wie bei Idiosomnambulen schon statt fand und wie in den sogenannten Hexengeschichten wohl auch vorzukommen scheint) in Distanz wirken konnte und diese Phänomene hervorbrachte? — Daß dieß in dämonisch-magnetischem Zustande mehr als in gewöhnlichen (gutmagnetischen) Zuständen stattfinden könnte, ist eine allerdings noch immer zu bedenkende Frage. — Aber auch hier gibt es Einwürfe, die ich selbst schon in jener Schrift aufstellte. Auf die Aussagen jenes Weibes selbst darf man bei ihrem dämonischen Hange zum Betruge durchaus nie gehen und ich bin auch auf solche, wie schon gesagt, nie gegangen und habe auch nie, wie Andere im Glauben oder im Spotte thaten, von einem gespenstigen „Pater Anton", der all' dieses sollte hervorgebracht haben, diesem Weibe nachgesprochen. Ich habe in jenem Buche nur die Beobachtungen und Zeugnisse Anderer neben der Nacherzählung der Aussagen jenes Weibes (was ich thun mußte), ohne auf sie

ein Gewicht zu legen, gegeben und so dieses Phänomen der Beachtung und Prüfung der Naturforschung anheimgestellt. Ich beschließe diese Worte mit den letzten der Vorrede jener Schrift:

„Die Wahrheit dieses Phänomens, so wie es im hiesigen Oberamtsgerichtsgefängnisse und ohne jenes Weib in den Häusern beobachtet wurde, steht fest, möge jenes Weib vor seiner Inhaftirung und nach seiner Loslassung (und jetzt, setze ich noch zu, nach 12 Jahren in neuer Inhaftirung) sich auch geberdet haben und sich geberden, wie es wolle." *)

— J. K. —

Der träumende Metaphysiker.

Der als Denker und Mensch gleich ehrwürdige Königsberger Philosoph Kant hat vorlängst eine Abhandlung geschrieben, betitelt: „Träume eines Geisterssehers, erläutert durch Träume der Metaphysik," welche zuerst anonym in Riga und Mitau bei Hartknoch 1766 erschien. Dieser Titel des Buchs und nicht Geringschätzung seines Verfassers hat obige Ueberschrift an die Hand gegeben. In der Vorrede gibt er die Veranlassung zu seiner Schrift an, wobei er sich als unparteiischer Zweifler und Prüfer (nämlich sofern ein abgeschlossener Metaphysiker es seyn kann) darstellt, zugleich aber bemerkt, daß besonders das ungestüme Anhalten bekannter und unbekannter Freunde und der Ankauf und die Lesung eines großen Werks (der Schriften Swedenborgs) ihn zu dieser Abhandlung bestimmt habe, von der er weiter hinzusetzt:

---

*) S. noch den letzten Artikel dieses Heftes.

„welche, wie man sich schmeichelt, die Leser nach der Beschaffenheit der Sache völlig befriedigen soll, indem er das Vornehmste nicht verstehen, das Andere nicht glauben, das Uebrige aber belachen wird." Zuvor hatte er den Glaubenden zu Gunsten gesagt: „Welcher Philosoph hat nicht einmal, zwischen den Betheurungen eines vernünftigen und bestüberredeten Augenzeugen und der innern Gegenwehr eines unüberwindlichen Zweifels, die einfältigste Figur gemacht, die man sich vorstellen kann?" aber hernach bekennt er, „daß er so treuherzig gewesen, der Wahrheit einiger Erzählungen von der erwähnten Art nachzuspüren." Dagegen setzt er hinzu: „Er fand — wie gemeiniglich, wo man nichts zu suchen hat — er fand nichts." Wohlan, was er diesseits wohl ohne große Anstrengung gesucht hat, das wird er jenseits ohne Zweifel gefunden haben.

Das erste Hauptstück des ersten, dogmatischen Theils ist überschrieben: „Ein verwickelter metaphysischer Knoten, den man nach Belieben auflösen oder abhauen kann." Hier quält sich die Abhandlung mit der Definition eines Geistes, die doch so leicht zu beseitigen ist, wenn man nicht logisch definiren, sondern die Metaphysik mit dem illustrirenden Bilderbuche der Natur zusammenhalten will. Da gibt es geistige Dinge genug, Kräfte, deren inneres Wesen nicht in die Augen fällt, und die dennoch eine große Macht ausüben. Die Luft und ihre Arten nebst dem Winde, die magnetische und elektrische Anziehung und Abstoßung, alle verborgenen Kräfte der Materie, sind es nicht lauter bewußtlose Geister, die man mit den Geistern, welche Bewußtseyn haben, vergleichen kann? Die gemeine Sprache ist hier die beste Auslegerin. Geist schreibt man den Weinen und allen spirituosen Flüssigkeiten zu; er ist so viel wie Gischt oder Gas, der unsichtbare Einwohner seines Gehäuses, welcher durch Gährung oder Anzündung sich entwickelt und entbunden wird.

In anthropologischer Beziehung verwechselt und vermischt Kant Geist und Seele. Das ist zweierlei. Der Geist ist

zwar an die Seele gebunden, so lange der Mensch hier lebt, hat aber keine Form noch Raum, welche die menschliche Seele allerdings hat und solche mittelst des s. g. Nervengeists oder Nervenäthers, ihres beschließenden Gewandes, kann sichtbar machen. Das Thier hat Seele, aber den menschlichen Geist hat es nicht. Wollten die Philosophen nicht durchaus auf ihren eigenen Füßen stehen, sondern die Basis aller Weisheit, nämlich die Offenbarung der heiligen Schrift, sich zur Grundlage nehmen, so würden sie auch hierin ohne großes Kopfbrechen klar sehen. In dem göttlichen Wort findet sich die einzige wahre, die einzige mögliche, nicht träumende Metaphysik; alle davon abweichende, selbstgemachte, ist wirklich ein Traum. Es darf uns auch der gemeine Sprachgebrauch nicht irren, wonach man alle unkörperliche Erscheinungen Geister nennt, wie sie denn, einschließlich der Menschenseele, allerdings im Verhältniß zu den körperlichen Dingen geistiger Art sind; wogegen man ehedem im Teutschen ganz unrichtig die Wörter Seele (anima, Ψυχη) und Geist (spiritus, πνευμα) sogar vertauschte. Denn der von Gott eingehauchte Geist macht die Seele lebendig, die im Blut wohnende Seele belebt mittelst des Nervengeistes den Leib. Beim Sterben weicht der Geist zuerst hinaus, dann reißt sich die Seele mit ihrer atomistischen Hülle los, und der Körper zerfällt, indem er das noch in ihm haftende Naturleben freigibt.

Inzwischen legt Kant am Ende (S. 25) doch das Bekenntniß ab: „Ich gestehe, daß ich sehr geneigt bin, das Dasein immaterieller Naturen in der Welt zu behaupten, und meine Seele selbst in die Classe dieser Wesen zu setzen." — Aber welches wunderliche Bekenntniß für einen Metaphysiker, der es vorzugsweise mit immateriellen Naturen sollte zu thun haben!

Das zweite Hauptstück dieses ersten Theils ist überschrieben: „Ein Fragment der geheimen Philosophie, die Gemeinschaft mit der Geisterwelt zu eröffnen." Hier wird denn eine immaterielle Welt als selbstständiges und in sich

verbundenes Ganze angenommen. Aber eine bewußte Gemeinschaft mit ihr zu eröffnen, wird man daselbst vergeblich eine Anleitung suchen. Nur wird (S. 38) gesagt, und das meint wohl eigentlich die Ueberschrift: „Es ist demnach so gut als demonstrirt, oder es könnte leichtlich bewiesen werden, wenn man weitläufig seyn wollte, oder noch besser, es wird künftig, ich weiß nicht wo oder wann, noch bewiesen werden: daß die menschliche Seele auch in diesem Leben in einer unauflöslich verknüpften Gemeinschaft mit allen immateriellen Naturen der Geisterwelt stehe, daß sie wechselsweise in diese wirke und von ihnen Eindrücke empfange, deren sie sich aber als Mensch nicht bewußt ist, so lange Alles wohl steht." Und so folgen weitere Betrachtungen, welche darthun, daß der Metaphysiker sich der Geisterlehre durchaus nicht entschlagen kann, jedoch nur Alles prioristisch construiren will, was allein der geprüften Erfahrung angehört. Mit Recht sieht Kant die Seele des Menschen als unter dem beständigen Einfluß der Geisterwelt stehend an, und sagt weiter (S. 45): „Dadurch würde es nun geschehen, daß die Seele des Menschen schon in diesem Leben, dem sittlichen Zustande zufolge, ihre Stelle unter den geistigen Substanzen des Universums einnehmen müßte ꝛc." — „Wenn denn endlich durch den Tod die Gemeinschaft der Seele mit der Körperwelt aufgehoben worden, so würde das Leben in der andern Welt nur eine natürliche Fortsetzung derjenigen Verknüpfung seyn, darin sie mit ihr schon in diesem Leben gestanden war, und die gesammten Folgen der hier ausgeübten Sittlichkeit würden sich dort in denen Wirkungen wiederfinden, die ein mit der ganzen Geisterwelt in unauflöslicher Gemeinschaft stehendes Wesen schon vorher daselbst nach pneumatischen Gesetzen ausgeübt hat. Die Gegenwart und die Zukunft würden also gleichsam aus Einem Stücke seyn und ein stetiges Ganze ausmachen, selbst nach der Ordnung der Natur." Er spricht aber bloß von der (eigenen) Moralität, und nicht von dem Glauben, durch den die Seele in die Gemeinschaft

des höchsten und reinsten der Geister und dadurch am sichersten auch der übrigen reinen Geister gelangt. Er nimmt alsdann (S. 52 f.) die Möglichkeit subjectiv-objectiver Erscheinungen an, nämlich daß bei Personen von ungewöhnlich großer Reizbarkeit die Phantasie durch geistige Einflüsse so verstärkt werde, daß sie „in gewissen Augenblicken mit der Apparenz mancher Gegenstände als außer ihnen vorhanden angefochten würden, welche sie für eine Gegenwart von geistigen Naturen hielten, die auf ihre körperlichen Sinne fielen, obgleich hiebei nur ein Blendwerk der Einbildung vorgeht, doch so, daß die Ursache davon ein wahrhafter geistiger Einfluß ist, der nicht unmittelbar empfunden werden kann, sondern sich nur durch verwandte Bilder der Phantasie, welche den Schein von Empfindungen annehmen, zum Bewußtsein offenbart." — Mit dieser Hypothese möchte er denn nicht ganz Unrecht haben, da die Phantasie wirklich ein plastisches Vermögen besitzt, innere Eindrücke und Empfindungen in Formen zu projiciren (zu verbildern), und auf diese Art sich am leichtesten erklärt, wie fromme Personen von gehabten Erscheinungen Christi, seiner Apostel und anderer Heiligen reden konnten; nur daß diese Theorie nicht verallgemeinert und so das Objective aller geistigen Erscheinungen geläugnet werde, wie Kant geneigt ist zu thun. Denn er sagt (S. 55): „Nunmehr kann man nicht verlegen seyn, von denen Gespensterhistorien, die den Philosophen so oft in den Weg kommen, insgleichen allerlei Geistereinflüssen, von denen hier oder da die Rede geht, scheinbare Vernunftgründe anzugeben. Abgeschiedene Seelen und reine Geister können zwar niemals unsern äußern Sinnen gegenwärtig seyn, noch sonst mit der Materie in Gemeinschaft stehen, aber wohl auf den Geist des Menschen, der mit ihnen zu Einer großen Republik gehört, wirken, so daß die Vorstellungen, welche sie in ihm erwecken, sich nach dem Gesetze seiner Phantasie in verwandte Bilder einkleiden, und die Apparenz der ihnen gemäßen Gegenstände als außer ihm erregen. Diese Täuschung kann

einen jeden Sinn betreffen, und so sehr dieselbe auch mit ungereimten Hirngespinnsten untermengt wäre, so dürfte man sich dieses nicht abhalten lassen, hierunter geistige Einflüsse zu vermuthen." — Hiemit ist nun die „Eröffnung der Gemeinschaft mit der Geisterwelt" abgethan, worunter folglich der Verfasser nur die einseitige Erklärung und Anleitung versteht, sich die schwer längbaren Erscheinungen zurecht zu legen. Man möchte aber auch besorgen, daß ihm „ein Mann von gutem Verstand und wenig Feinheit eben dasselbe dürfte zu verstehen geben, was dem Tycho de Brahe sein Kutscher geantwortet hat," nämlich nach dem Schluß dieses Capitels (S. 57): „Guter Herr, auf den Himmel mögt ihr euch wohl verstehen, hier aber auf der Erde seyd ihr ein Narr;" also in der Anwendung: — auf die reine Vernunft mögt ihr euch wohl verstehen, aber im Gebiete der geheimen Philosophie 2c.

Im folgenden dritten Hauptstück wird vollends wieder in den rationalen Weg eingelenkt. Es ist überschrieben: „Antikabala. Ein Fragment der gemeinen Philosophie, die Gemeinschaft mit der Geisterwelt aufzuheben." Da werden optische Experimente geträumt, auch auf die „Erziehungsbegriffe von Geistergestalten" hingewiesen, und gegen die tiefen „Vermuthungen des vorigen Capitels der Begriff vorgezogen, welcher mehr Gemächlichkeit und Kürze im Entscheiden bei sich führt 2c." (S. 70, 71.)

Endlich setzt das vierte Hauptstück dem Ganzen die stroherne Krone auf. Es heißt: „Theoretischer Schluß aus den gesammten Betrachtungen des ersten Theils." Es ist auch hier nichts zu lernen, bloß die Bescheidenheit des Verfassers löblich, da er (S. 78) seine Unwissenheit im Geistigen, oder „daß er hievon insgesammt nichts verstehe," unverholen bekennt. Am Ende sagt er: „Nunmehr lege ich die ganze Materie von Geistern, ein weitläufig Stück der Metaphysik, als abgemacht und vollendet bei Seite. Sie geht mich künftig nichts mehr an."

Der zweite Theil der Abhandlung kündigt sich als „historisch" an, und bespricht im ersten Capitel „Eine Erzählung, deren Wahrheit der beliebigen Erkundigung des Lesers empfohlen wird." Der hier angeführten Erzählungen von Swedenborgs Umgang mit der Geisterwelt sind eigentlich drei: erstlich eine nur angedeutete von dem Auftrag, den ihm eine Fürstin gegeben, ihr eine geheime Nachricht aus der Geisterwelt zu bringen, den er zu ihrem großen Erstaunen vollzogen habe; die zweite ist die bekanntere von der Witwe Marteville, eine versteckte Quittung über eine Silberservice betreffend; die dritte ist die eben so bekannte über den Brand in Stockholm.

Das zweite Hauptstück hat den Titel: „Ekstatische Reise eines Schwärmers durch die Geisterwelt." Dieses bedeutet so viel, daß der Verfasser aus den weitläufigen Werken Swedenborgs einen kleinen Auszug liefert, oder wie er es nennt, „die Quintessenz des Buchs (der acht Quartbände der Arcana coelestia) auf wenige Tropfen bringt;" wofür er allerdings Dank verdient.

Endlich das dritte Hauptstück: „Praktischer Schluß aus der ganzen Abhandlung," geht dahin, daß die Gewißheit in diesen Dingen eben so unnöthig als zu erstreben der Vernunft unmöglich und vorzuziehen sey, sich zu gedulden und dem Nützlichen zu widmen. Hiemit kann man allerdings einverstanden seyn für solche, die keinen Beruf noch Anlage haben, der Pneumatologie und andern geheimen Wissenschaften auf den Grund der Erfahrung nachzuspüren, wie es denn einem guten Kant wenigstens an der Neigung dazu fehlte, und er lieber in den Wolken der eigenen prioristischen Metaphysik sich bewegte, ohne jedoch von der Wichtigkeit jener verborgenen Dinge ganz unangefochten zu bleiben, auch nachdem er in seinen Schriften den fruchtbaren Beweis geführt hatte, daß die menschliche Vernunft an sich von dem Uebersinnlichen durchaus nichts wissen könne.

Da er in diesem Büchlein oft launig und scherzhaft

auftritt, so wird auch die gegenwärtige Kritik desselben nicht zu verübeln oder des Mangels an Achtung vor einem so edeln Geist anzuklagen seyn. Und so möge noch zum Schluß eine kleine Verwunderung erlaubt seyn über einige Incorrectheiten seiner Sprechweise, da man in diesem Schriftchen durchgängig vor anstatt für geschrieben findet, was freilich ursprünglich einerlei Wort war, und seyn anstatt sind. Letzterer grammatischer Fehler scheint, nachdem unsere Vorfahren sie seynd anstatt sie sind geschrieben und gesprochen, auch die beabsichtigte Vermeidung eines Provinzialismus zum Grund zu haben, da die Preußen im gemeinen Leben umgekehrt sind anstatt seyn zu sagen pflegen („es wird gut sind ꝛc."), wobei man aber unwillkürlich an die Anekdote von Kasimir und Kasimich erinnert wird.

— y —

Der ungläubige Geisterseher.

Indem ich in Folgendem eines von den räthselhaften Begebnissen meines Lebens zur Sprache bringe, achte ich für nöthig, über meine Individualität Einiges vorauszuschicken, um dem Verdacht zu begegnen, als sey ich von Haus aus furchtsam und zum Aberglauben geneigt. Nein, ein blinder Glaube war nie meine Sache, so wenig als der Aberglaube. Was Furcht sey, habe ich erst in der letzten Zeit meines Lebens erfahren: dem Tod habe ich schon in den mannigfaltigsten Gestalten in's Auge gesehen, und ich bin mir bewußt, immer ohne Zittern. An den Anblick von Leichen habe ich mich frühzeitig — auf der Anatomie und anderwärts — gewöhnt, und mit Selbstmördern bin ich schon amtlich

und außeramtlich in vielfache Berührung gekommen. Eben darum ist mir auch das, was ich zu erzählen habe, so räthselhaft, als mein Bericht die buchstäbliche Wahrheit und nichts Anderes enthält. Auf die Spuk- und Geistergeschichten habe ich nie mehr gehalten, als auf die Weibertreue, wo bekanntlich alle dämonische Unholde heute noch ihr Wesen treiben, wie in jenen Tagen, wo man Hexen verbrannte, wo der Teufel umherging, wie ein brüllender Löwe. Und doch sollte mir etwas begegnen, was mich fast bestimmt hätte, einem alten 42jährigen Skepticismus zu entsagen und mich gläubig unter die Fahne des Justinus Kerner zu stellen Die Sache ist folgende. Am Mittag des 16. Juli 1843, als ich mich eben mit meiner Familie zum Essen niedersetzen wollte, sprang eine Bauernfrau vor mein Fenster und rief mir mit meinem Titel. Schrecken und Entsetzen sprachen sich in Gesicht und Geberden aus, und kaum konnte sie die Bitte aussprechen, ich möchte mit ihr gehen, eilig, plötzlich, indem ihr Mann sich neben der Bettstätte erhängt habe. Ich that, was die Menschenpflicht mir gebot und eilte so schnell ich konnte mit der Verzweifelten in ihr nachbarliches Haus. Mit dem Schwager des Unglücklichen, der eben im Hause ankam, und der sich weinend die Haare ausraufte, — weil jetzt sein Haus vermehrt sey, löste ich den unheilvollen Strick und schob ihn in der Eile in meinen Schlafrock. Der Affekt des Schwagers hatte sich zur Wuth gesteigert, und ich mußte mein ganzes Ansehen geltend machen, um den Leichnam vor den rohesten Mißhandlungen zu schützen. Mit Hülfe einiger Herbeigeeilten gelang es mir, die Leiche auf ein Lager zu bringen und die gewöhnlichen Wiederbelebungsversuche, die jedoch vergeblich blieben, anzustellen. — Mittlerweile suchte ich die Angehörigen zu trösten und die lieblosen Verdammungsurtheile niederzuhalten, die jeden Augenblick von den jetzt zahlreich Ankommenden ausbrechen wollten, indem ich darauf aufmerksam machte, daß der Verewigte bisher ein ganz untadel-

haftes Leben geführt und diesen entsetzlichen Schritt ohne Zweifel in einem Zustand geistiger Verwirrung gethan habe. — Als einige Ruhe eingetreten war, traten mehrere Leute auf, die schon vor längst und auch noch am Tage vor dem schrecklichen Ereigniß aus dem Munde des Entseelten gehört zu haben versicherten, daß er mehrere Mal geäußert hätte, er möchte nur mit mir allein etwas reden, er habe etwas, das ihn drücke, und das er allein mir sagen könne. Dieß ging mir tief zu Herzen, besonders da mir jetzt einfiel, daß er am vorigen Tag, als ich meinen Arbeitern einen Trunk bringen wollte, schüchtern, wie er immer war, zu mir herging, aber sich wieder entfernte, nachdem ich ihm ein Glas Getränk aufgenöthigt hatte. Die Sache beschäftigte mich sehr, doch war ich so entfernt von Furcht und Entsetzen, daß ich noch am Abend des nämlichen Tages meine Kinder in das nun allgemein gefürchtete Haus und zu der entstellten Leiche führte, wo ich laut mein Bedauren aussprach, daß der arme Mann nicht zu mir gekommen und sein Herz mir nicht aufgeschlossen habe. Daß ich den Unglücklichen mit lauten Worten der Erbarmung des Höchsten befahl, geschah theils aus eigener innerer Bewegung, theils um des Verstorbenen, endlich auch um meiner Kinder willen. Doch solches gehört nicht hierher. Nachdem ich mich Nachts mit den Meinigen zur Ruhe begeben hatte, wurde ich mit dem Schlag 12 Uhr durch das laute Gebell meines Hundes, der sein Lager vor der Thüre meines Schlafgemaches hatte, aufgeweckt. Wer längere Zeit Hunde gehalten hat, wird wissen, daß man aus der Art des Bellens mit aller Gewißheit schließen kann, ob der Hund zu seinem Privatvergnügen, oder ob er einem andern Hund der Spur nach bellt, oder ob es einem Menschen gilt, dem der treue Wächter den Eingang verwehren will. Das Gebell meines Assor war von der Art, daß ich, wie mein gleichfalls erwachtes Weib, die feste Ueberzeugung aussprach, es befinde sich ein fremder Mensch in der Hausflur. Ich wollte mich erheben, aber ich fühlte mich krank und zum ersten Mal hörte meine

Frau aus meinem eigenen Munde, daß ich mich fürchte und voll Angst sey. Sie lachte ob dieser ungewohnten Rede. Als aber das Gebell immer heftiger und unsere Ueberzeugung, daß ein fremder Mensch im Hause sey, immer stärker wurde, gebot mir die Pflicht als Hausvater, der Sache nachzusehen und ich öffnete — ehrlich gestanden — mit sträubenden Haaren, aber auch mit gespannten Pistolen, die Thüre. Die Wuth meines Hundes kannte keine Grenzen, er bellte an den Wänden hinauf, kehrte sich bald dahin, bald dorthin, immer gerade so, wie wenn er einem zudringlichen Menschen den Weg und Zutritt streitig machen wollte. Mein erster Gedanke war, das Thier sey wüthend geworden, und hätte ich das Spektakel in der Nachbarschaft nicht gefürchtet, so würde ich auf der Stelle den sonst so treuen Hund getödtet haben. Umsonst durchsuchte ich jeden Winkel meines Hauses, Assor flog mit immer erneuter Wuth die Treppen hinauf oder hinab, um in der Hausflur, besonders vor meinem Schlafzimmer, sich wie rasend zu geberden. Ich mußte mich nun wieder zu Bett begeben, ohne irgend einen Grund dieser Erscheinung erforscht zu haben. An das Schlafen war nicht mehr zu denken, das Gebell dauerte fort und es blieb mir nichts übrig, als den Hund in's Zimmer zu rufen, wo der sonst so Muthige zitternd unter das Bett meiner Frau flüchtete und in der hintersten Ecke sich verkroch und um keinen Preis zu bewegen war, zu mir hervor zu kommen. Nun wurde mir so angst und bange, daß ich nicht anders glaubte, als der Erhängte stehe an meiner Seite, ich zweifelte nicht, daß dieses Gefühl die Folge einer anrückenden Krankheit sey, ich wusch Kopf und Brust mit kaltem Wasser, ich las, um mich zu zerstreuen, aber immer war mir zu Muth, als sehe mir Jemand und zwar mein verstorbener Nachbar über die Achsel in das Buch, kurz, ich war krank, und die zwei mir befreundeten Aerzte, die ich am andern Morgen rufen ließ und denen ich offen sagte, daß eine mir ganz ungewohnte Furcht vor dem Selbstmörder mich quäle, daß ich ohne Entsetzen kein anderes Zimmer betreten könne

u. s. w. stimmten mit mir überein, daß Mittel angewendet werden müßten, um mein aufgeregtes Nervensystem zu beruhigen und herabzustimmen. Mein Hund blieb den ganzen Tag, ohne nach Nahrung zu verlangen, in seinem Schlupfwinkel liegen und als er am Abend mit Gewalt vor die Thüre gelegt werden wollte, fing das alte Rasen und Wüthen wieder an und ich war abermals genöthigt, die Runde im Haus herum zu machen. Ich konnte weder bei Tag noch bei Nacht ein Auge schließen, auch durchaus nichts genießen. Bei jedem Schritt, selbst bei jedem Athemzug, war es mir, als stehe mein verstorbener Nachbar an meiner Seite. Ich sprach darüber mit meinen Aerzten und mit den Meinigen, und war fest überzeugt, daß alles dieß von einer krankhaften Aufregung, die unbewußt über mich gekommen war, herrühre. Von jetzt an entfernte sich Assor jeden Morgen und ließ sich den ganzen Tag im Hause nicht mehr sehen. Trieb ihn die Nacht nach Haus, so suchte er mit aller Gewalt seinen Schlupfwinkel unter dem Bett meiner Frau, that ich ihn vor die Thüre, so wüthete er zuerst, darauf heulte er, und als ich ihn einmal mit Gewalt zu mir an mein Bett und auf die Bettdecke zog, so zitterte er am ganzen Leib und bellte, als ob er mich gegen eine ganze Rotte von Räubern zu schützen hätte. — So dauerte der traurige Zustand 4 Tage und 4 Nächte. Plötzlich, wie das Uebel gekommen war, schwand es wieder. Es war mir nicht anders, als erwachte ich aus einem Traum, und es ist und bleibt mir unerklärlich, woher meine entsetzliche Furcht kam, und — wohin sie ging. Ueberall fühlte ich mich beengt und belästigt, als ob ein Mensch mir hart zur Seite wäre, als wenn ich seinen Athem mit dem meinigen einathmen müßte. Wäre ich der einzige leidende Theil gewesen, so wäre mir nie ein anderer Gedanke gekommen, als daß ich krank gewesen sey; aber das ganz auffallende Betragen meines Hundes, dessen regelmäßigen Wandel wir seit mehreren Jahren gewohnt sind, der Umstand, daß alle meine Hausgenossen nicht anders glaubten, als daß nach dem Betragen des Hundes eine fremde Person

im Hause seyn müsse; der weitere Umstand, daß meine Genesung und Heilung so plötzlich erfolgte und daß in dem gleichen Augenblick meinem Hund die gewohnte Ruhe wiederkam; dieß — und Anderes könnte die Meinung rechtfertigen, als bestünde irgend ein besonderer Zusammenhang zwischen meiner Krankheit und Angst, zwischen der Unruhe und Wuth meines Hundes und zwischen dem Unglücklichen und seinem Wunsche, mir sein Herz aufzuschließen.

Ich habe schon da und dort von einem seelischen Leib gelesen, von einer feineren Hülle der Seele, die dem sterblichen Auge unsichtbar und doch gewissermaßen materiell sey. Ich hielt das immer für eitles phantastisches und schwärmerisches Gerede. Heute und seit ich das Erzählte erlebt habe, sind mir in der That allerhand Zweifel aufgestiegen, ob nicht Kerner und seine Glaubensgenossen in Einigem doch Recht haben könnten? Gleicherweise las ich einmal, wo, weiß ich nicht mehr, daß die Organisation und der Instinkt der Hunde mehr auf sich habe, als man gemeinhin glaube. — Wenn eine Wachtel, ein Rebhuhn oder sonst ein Thier eilenden Fußes über ein Feld hingelaufen sey, so wittere es der Hund noch nach vielen Stunden, und es sey fast unmöglich, zu glauben, daß von dieser flüchtigen Berührung des Bodens nach so langer Zeit noch Theile zurück seyen, die irgend welchen Eindruck auf die Geruchswerkzeuge des Hundes äußern können. Man müsse also glauben, diese Thiere seyen mit einem, uns ganz unbekannten, von uns kaum geahneten Sinn begabt, durch den sie leisten, was wirklich wunderbar und unbegreiflich ist, uns aber gleichwohl natürlich erscheine, weil es uns täglich vorkommt. In Summa, wenn es einen seelischen Leib gibt, in welchen die Seele sich kleiden kann, so glaube ich nunmehro, daß ihn ein Hund sehen oder wittern kann, wenn er auch für die Organisation unserer Sinne zu fein wäre, um von uns gesehen werden zu können; item, es gibt Erfahrungen, die auch denjenigen, der mit

seinem Glauben ganz im Reinen zu sein wähnt, in Verlegenheit und Zweifel zu bringen vermögen.

Schließlich will ich noch bemerken, daß seit jenen „Tagen und Nächten mein Hund durch nichts mehr zu bewegen ist, seine alte Lagerstätte vor meinem Schlafzimmer einzunehmen, obgleich ich ihm Teppiche und selbst schon meinen Schlafrock unterbreitete. Er hat sich eigenmächtig seine Ruhestätte im Holzstall auf hartem Reissach ausgesucht. Was endlich das geheime Anliegen des Unglücklichen betrifft, so spricht das öffentliche Urtheil ihn völlig frei von großer Verschuldung; dagegen soll eine ihm sehr nahe stehende Person bei ihm in Verdacht gestanden haben, als lebe sie in verbrecherischer Verbindung mit ihrem nächsten Blutsverwandten. Ob er Grund zu diesem schweren Verdacht gehabt habe, wird einst der an's Licht bringen, vor welchem Mitternacht ist, wie der helle Mittag.

— Pf. W. —

Spukgeschichte im Pfarrhaus zu Zaisersweiher, Oberamts Maulbronn (Württemberg).

Im Jahre 1716 hatte der damalige Pfarrer in Zaisersweiher, M. Schmid, sich an das Consistorium mit der Bitte um Versetzung gewendet, weil er in seinem Hause durch Gespenster beunruhigt und beschädigt werde; das Consistorium ging darauf ein und schlug in dem anliegenden Erlasse (Nr. 1, a u. b) vor, daß Pfarrer Fischer in Simmozheim mit Pfarrer Schmid tauschen solle. Fischer aber scheint nicht darauf eingegangen zu seyn, denn wir finden, daß im gleichen Jahre Diaconus Kißling mit Schmid getauscht habe. Kißling

kam später nach Wimsheim, und auf Kißling, der bis 1734 blieb, von den Geistern also ziemlich Ruhe haben mußte, folgte 1735 M. Sohling. Dieser erfuhr die Geisterplage bald, wandte sich daher um Versetzung an das Consistorium und zur Bestätigung seiner Klage an seinen Vorgänger.

Von ihm rühren nun nachfolgende Aktenstücke (s. 2—5) her, die wir als Curiosa mittheilen. Die Gespenster scheinen aber damals bei der Kirchenbehörde schon keine officielle Geltung mehr gehabt zu haben, denn Sohling blieb bis zu seinem Tod 1776 zu Zaisersweiher. Auch noch später soll dem Vernehmen nach allerhand Verdächtiges in diesem Pfarrhause sich haben wahrnehmen lassen, und nur eine kräftige Reformation desselben an Haupt und Gliedern scheint nun endlich den Feind gebannt zu haben. Was würde aber nun jetzt von unserer Kirchenbehörde beschieden werden, wenn ein Pfarrer allen Ernstes mit solchen Gespenster-Klagen käme, und ein Decan trotz Thomasius und Philosophie ihnen das Wort redete?

1) Erlaß Herzogl. Consist. dd. 21. Jan. 1717.

a) An Special zu Knittlingen. Eberhard Ludwig ꝛc. V. G. z. (unsern Gruß zuvor). Ehrsamer, l. G. (Lieber Getreuer) wir haben Uns auß Ewrem und des Ober-Ampt-Manns zu Maulbronn erstatteten Untgst. Bericht, welcher maßen die die Ohnruh in dem Pfarrhauß zu Zaysersweyhr wegen eines Gespensts annoch continire und dahero der pfarrer umb anderwärtige Bedienstung unthgst. bitte, in mehrerem untgst. referiren lassen. Ist hierauf unser Befelch, Ihr wollet von dem Pfarrer zu gedachtem Zaysersweyhr Euch erkundigen, ob Er mit dem pfarrer zu Simmetzheimb, Calwer Superintendenz, M. Fischern (weßwegen auch an den Special zu Calw wirdt rescribirt werden) der pfarr halber zu mutiren gewillt und dessen erklärung zum Fürstl. Consistorio wiedernmb untgst. berichten, hieran ꝛc.

b) An Special zu Calw. V. G. z. Ehrs. l. G. Demnach wir Unß gdgst. erinnern, daß der pfarrer zu Simmetzheimb, M. Joh. Fischer, umb anderwärtige Bedienstung untgst. angesucht und nun die pfarr Zaysersweyhr Knittlinger Superintendenz hienächst dörffte vacant werden. Alß ist unser Befelch hiemit, Ihr wollet von ermeldtem M. Fischern vernemmen, ob Er die pfarr Zaysersweihr (allwo zwar in dem pfarrhauß einige Zeit hero und sonsten nicht einig gepölder von einem gespänscht verspührt worden, welches sich aber durch Verenderung der Personen vielleicht wiederumb verlieren dörffte) anzunemmen gedenke? und dessen erklärung zu unserm Fürstl. Consistorio förderſamst untgst. berichten. Hieran ꝛc.

2) Eingabe des Pfarrers Sohlinger:

Zeyserweyher den 5. May 1738. Pfarrer allda M. Christian Gerhard Sohling bittet unterthänigst um Mutation seines Dienstes, weil in dem Pfarrhauß Menschen und Vieh nicht nur allein, so lange er dawohnet wie Beylage Lit. A. bezeuget, sondern auch schon vor seinen Zeitten wie aus Beylag Lit. B. zu sehen, durch Zauberei erschröcklich geplagt wird, und schon bei 100 fl. Schaden erlitten.

Mit decanatamtl. unterth. Beybericht.

Durchleuchtigster Hertzog, Gnädigster Fürst und Herr.

Zeittdem ich unterthänigster Supplicant auf hiesige Pfarr gnädigst bin confirmirt worden, und an hiesiger Kirchen diene, werde nicht nur allein mit meiner Frau, sondern auch mit meinem armen Vieh durch Zauberey erschröcklich geplaget und bin bereits in großen Schaden gesetzet worden, wie dann kein Mittel mehr übrig, als daß ich, wie mein Anteceſſor M. Schmid jetzmaliger Pfarrer zu Wimßheim (der gleiche Plage hier auch erfahren, wie solches alles aus beykommenden Beylagen sattsamm erhellet) auf eine Mutation zu gedencken genöthigt werde; weilen nun, Gnädigster Fürst und Herr, wo

anders Keine Hülffe zu hoffen, nicht nur allein mein völliger Ruin, da ohne dem mein Vermögen gering, und hiessige Besoldung schwach, sondern sogar auch unser Leben selbsten in Gefahr stehet, und wir unter diesen ängsten und Jammer uns selbst verzehren müssen, so gehet mein unterthänigsten Bitten und wehmüthigstes Flehen an Euer Hochfürstl. Durchl. durch eine Mutation aus diesem Elend uns gnädigst zu helffen, und ein besseres und ruhigeres Pfarrhauß bei einer andern Gemeinde im unterland, besonders da hiessigen Orts Keine für uns Taugliche Wohnung sich befindet, massen in hiesigem Kleinen Rathhauß der Schulmeister mit seiner Schule sich behelfen muß, die übrigen Wohnungen in dem Flecken meistens leimerne niedere Hüttlen sind. Wollten Euer Hochfürstl. Durchl. in ansehung meines erlittenen grossen Schadens, mich besser zu bedenken, gnädigst geruhen, so werde es taglebens mit unterthänigstem Dank erkennen, sollte es aber nicht seyn können, so bitte unterthänigst auch nur nicht zu deterioriren. Ich verharre in unterthänigster Submission

Euer Hochfürstl. Durchlencht

unterthänigst gehorsamster
M. Christian Gerhard Sohling
Pfarrer zu Zayßersweyher
Maulbronner Amts.

3) (Beylage).

Kurtzgefaßte historische Nachricht von dem schmertzlichen leiden und grossen Schaden, welchen M. Christian Gerhard Sohling Pfarrer zu Zaysersweyher durch Zauberey in dem Pfarrhauß leiden und außstehen muß.

Es ist nun 3 Jahr, daß ich unterthänigster Supplicant als gnädigst confirmirter Pfarrer bey hießiger Kirchen diene, und mich in einem der elendesten Pfarrhäuser behelffe, wie der von dem Baumeister Weyhing, so selbsten auf gnädigsten Befehl die inspection genohmen, vor einem Jahr unterthänigst eingesandte Beibericht mit mehrerem bezeuget, über alle diese

grosse Beschwehrlichkeit aber ist disses das allerelendeste, daß weder Menschen noch Vieh in dissem Hauß die geringste Ruhe nicht haben, sondern erbärmlich gequälet, und in den äusserſten Schaden gesetzet werden, wie folgende umstände mit mehrerem bezeugen: wir waren kaum ein Viertel Jahr in diesem Hauß so überfiele meine Frau eine solche entsetzliche Angst und Bangigkeit, daß sie fast nirgends zu bleiben wußte, auch öffters um Mitternacht aufzustehen und ein Licht zu schlagen genöthigt wurde, morgends darauf hatte sie an ihrem Leib unterschiedliche dunckelblaue Mähler eines Thalers groß, in deren mitten sich deutliche Menschenbiß, da man die Zähn unterscheiden kunte, zeigten, welche ihr die empfindlichsten Schmertzen verursachten, so lange Zeit continuirte, worauf sie in selbigen Jahr noch tödtlich erkrankte, daß man alle Stund auf ihr End wartete. Als mit ihr es sich wiederum besserte, wurde das geflügel, so wir theils erkaufften, theils aber erzogen, also angegriffen, daß wir in einer Nacht 18 Stuck aus dem beschlossenen Hauß und Stall ein paar Stund nach dem Futtern da alles noch auf ware verlohren, ohne ein Geschrey zu hören, oder auch nur eine Feder zu sehen, die Tauben fielen vor unsern Augen nachdem sie zuvor in dem Hoff munter gefressen, und in den Schlag fliegen wollten, todt herunter, mehreren Schadens vom Geflügel nicht zu gedencken; Acht Stuck Schaaf so wir theils mit hieher gebracht, theils nach und nach erzogen giengen uns durch dieses übel zu schanden, und welches gar bedencklich 3 biß 4 große Katzen ließen sich nicht von ihnen abtreiben, so lang noch ein lebendiger Odem in dem Vieh war, der Katzen förchtiges Geschrei, so die ganze Nacht hindurch währte nicht zu gedencken, wir verloren 3 schöne Imen, so den Nachmittag munter flogen des morgends aber gantz todt waren in kurzer Zeitt nach einander. Bey diesem allem hielten wir unser leiden lang verborgen, weil wir undessen nichts gesehen und gehöret hatten, biß unverhofft in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr ein erschröcklicher Fall aus dem Kamin und der Küchen auf den Herd uns von dem Schlaaff erweckte,

welcher das ganze Hauß erschütterte als wir nachsahen, lag der gantze Herd voll Ruß und wir sahen und höreten weiter nichts, und diser Fall nöthigte uns sodann Hülffe zu suchen. massen gleichbalden darauf unser Rindviech so wir haben schröcklich geplaget wurde, daß man demselben daß waßer und Schaum abstreiffen kunte, worauf sich gleichbalden der Nutz von demselben anfangs zum halben Theil, kurtz darauf aber völlig verlohren, wann solches zur Träncke geführt oder von der Weid heimkam, wollte es nimmer in den Stall, war im übrigen munter, wann es aber sollte gemolken werden, wollte es umfallen, wir wurden genöthigt, weil wir gar keinen Nutzen hatten, und die Haußhaltung doch unterschiedliches erfordert, noch ein anderes Stücklen zu kauffen, als wir dasselbe in den Stall brachten, verlohr es auch in den ersten Tagen den Nutzen, und stehet jetzo bereits in die 6 Monath ohne Nutzen, wir veränderten zum drittenmahl den Ort, und wähleten den aus Noth zu einer Speißkammer gewiedmeten Stall dann wir sonst im Haus keine andere Gelegenheit darzu hatten, wiederum dem Viech zu einem Stall, aber vergebens; Als wir das Hauß und Stall mit denen Artzeneyen so uns die von gnädigster Herrschaft privilegirte Viech Aertzte gaben, ausraucherten, tumultuirte es die gantze Nacht hindurch, lieff Stieg auf und ab, unserer meynung nach, dann wir sahen nichts, daß wir vor Schrecken nicht wußten zu bleiben. Den 20. Nov. verwichenen Jahrs wurde auch ich der Pfarrer selbsten erbärmlich fast gegen einem Vierteljahr von allerhand s. v. Ungezieffer gequälet, welche mir aus der Haut mit vielen Schmertzen gegraben wurden vor welchem Tag und Nacht keine Ruhe hatte.

Den 24. Martii dieses Jahrs als wir zu Nacht essen wollten zwischen 7 und 8 Uhr erschröckte uns ein solcher Fall außerhalb hart an dem Stubenfenster, da wir saßen, daß für Schrecken Keines mit dem andern kein Wort reden konnte, als wir uns ein wenig recolligiret, suchten wir überall, hörten aber und sahen nichts, das Haus erzitterte, als ob

es über unserm Haupt zusammen fallen wollte, und biß dato haben wir keine Ruhe, wann wir morgends aufstehen, so ist es, als wann wir auf den Tod geschlagen worden wären, und können uns ziemliche Zeit fast nicht regen und bewegen.

Der Schaden und Unköſten, so wir unter dessen erlitten, ist soviel wir angemercket, folgender: 8 Stück Schaaf 17 fl. 30 kr., 3 Imen 9 fl., an Geflügel so theils erkaufft, theils erzogen 5 fl. 30 kr., den Viehärtzten für Müh und Artzeney 28 fl., den Schaden, so wir unterdessen an 3 Stuck Vieh leiden aestimire auf das allerwenigste auf 40 fl.

Daß dieß alles die gründliche Wahrheit bezeuge ich endsunterschriebener nach meinen Pflichten vor Gott, bin auch bereit auf jeden Puncten mundliche Rechenschaft zu geben, wo und wann es verlanget wird. Der Herr erbarme sich unserer, und weil die bisher gebrauchte erlaubte und ordentliche Mittel nicht helffen wollen, so zeige er sich an uns als einen grossen Gott und trette den Teufel mit seinem Anhang unter unsere Füsse, zeige uns anbey gesegnete Werkzeuge, so sich unserer in dieser großen Trübsahl annehmen, und uns mit Rath und That beystehen.

Pfarrer zu Zayersweyher
M. Christian Gerhard Sohling.

4) (Lit. B.) Brief des früheren Pfarrers daselbst M. Schmid in Betreff der von ihm erlebten Anfechtungen.

WohlEhrwürdig, Wohlgelehrt
Hochgeehrtester Herr Collega!

Das von Euer WohlEhrwürden an mich abgelassene werthe Schreiben ist mir verwichenen Samstag Abends über Oeschelbronn eingeliefert worden, daraus ich mit Verwunderung dero Noth und Unglücklichen Zustand ersehen. Wie ich nun über solchen mit denenselben um so mehr Compassion habe, als ich zur Zeit meines Daseyns eben dergleichen erfahren: So wollte nicht ermangeln, auf Dero Begehren von meinem damaligen Zustand einige Umstände zu berichten.

Es hat nemlich die damalige Unruh in dem Pfarrhaus ihren Anfang genommen den 1. Novbr. 1715 an einem monatlichen Buß- und Bettag Nachts um 8 Uhr, da ich eben an dem Vormittag nach meiner damaligen vorgehabten Materie de Poenitentia an den Bußtagen von der spathen Buß gehandelt. Dann, als wir nachdem Nachteſſen noch an dem Tiſch ſaſſen, geſchahe ohngefähr ein Stoß, gleich als mit einem Fuß an die Kuchenthür, alſo, daß wir vermeinten, es möchte ſich darin etwas unrechts verborgen halten, darauß wir dann alſobald mit einem Liecht, nicht nur in der Kuchen, ſondern auch Studierſtuben und Oehrnkammer nachſahen. Indem aber die Magd auf der Bühne gleichfalls allenthalben außer denen Kammern, welche alle beſchloſſen waren, nachgeſucht, ob nichts daſelbſt zugegen, und wir indeſſen bei der Bühnenſteegen harreten, geſchah an der Kuchen noch einmal ein Stoß ärger, denn zuvor. Darauf weil wir nichts im geringſten wahrnehmen kunten, wir uns wieder in die Stuben begaben. Bald darauff hörte man ein Geträpp auf der Bühne, darauff wir wieder nachſahen, inmittelſt aber den Nachbarn rufften, und ſobald wir mit dieſen auf die Bühne in die eine Kammer kamen, funden wir den Gitter Laden eröffnet, und die Nachbarin rief: der Dieb ſey eben über den Zaun hinauß, in welcher Meinung auch alſobald zween ledige Knechte in gedachtem Haus nachgeeilet, aber nichts, auſſer einem Geräuſch erſehn können.

Samſtag Nachts hatten wir einen benachbarten Knecht zu wachen gebetten, der auch um 2 Uhr gegen Tag hörte die Schnalle an der Haußthür auffahren, da man mit 2 Nachbarn nachſahe, war nichts zu finden.

Sonntags darauff unter der Kinderlehr, giengen meine 3 größte Kinder, deren das ältere bei 10 Jahren ſammt noch 3 benachbarten Kindern c. v. in das Secret, da dann das größte hinter ſich zugeſchloſſen. Alſobald hörten ſie etwas, bald an der Falle reißen, bald mit gewalt an die Thüre ſtoßen. Und als des Nachbars 9jähriges Mägdlein rief, wer

drauſſen ſey, ſahe eine Mannsgeſtallt durch das Halbfenſterlein gegen dem Kind und winkte demſelben mit den Händen. Dardurch dann das Kind ſammt den übrigen in ſolche Forcht gerathen, daß es ſammt meinen Kindern anfieng zu ſchreyen, und meine Kinder, als ihrer Mutter nach der Urſach ſolches geſchreys fragte, vor Angſt und Schrecken nicht mehr erkannten. Des Abends nach der Abendglocken ſtoßte es wiederum 2mal an die Kuchen, und da 4 Mannsperſonen in dem Pfarrhaus wachten, ſpürte man Weiter nichts. Montag Nachts geſchahen 1. 2. Straich in dem Hoff, nicht anderſt, als wann einer wollte Holtz ſpalten. Ueber das fuhr die Kuchenthür, ob ſie wohl allemahl von den Wächtern beſchloſſen, 3mal nach einander auf. Zu geſchweigen des polterns Hin und wieder in dem Hauß. Zu andern mahlen hörte man in dem untern Hauß in dem Speißkämmerlein, als wann einer Fleiſch hackte, über der Stuben ein Geträpp, davon die Stuben zitterte. Zu anderer Zeit, als Herr Pfarrer von Schützingen uns beſuchte, geſchahe 2mal ein Fall, als wann man einen Arm voll Holtz an den Studierſtubenofen geworffen. Da man nachgeſehen, war die Kuchen verſchloſſen, das Holtz in ſeiner Ordnung.

An einem Samſtag Nachts, als ich in der Studierſtuben an meiner Predigt, auf Dom. Invoc. und zwar eben an dieſen Worten ſchriebe: darzu iſt erſchienen der Sohn Gottes — zerſtöre (1. Joh. 3, 8) fieng es an, gleich als einer Katz an der Kammerthür auf- und abzukratzen und endlich an dem Pult einen Knall zu thun, als wann das Pult mitten von einander wäre; da ich nachſahe an dem Pult, Käſtlein und Banck, kunte ich nichts ſehen. Ich ſetzte mich wieder, arbeitete an der Predigt, darüber entſtund ein Geräuſch bey dem Bücherſtand, wie ein Flug Vögel, und ein Knallen, als wäre der ganze Bücherſtand zuſammen gefallen, und war doch alles unverruckt.

In einer andern Nacht drung es gar in die Stuben hinein, band die Wiegenbändel auff, und meine Geſchweyh wurde ſolches, indem Wir ein an den Gichtern liegendes Kind in der Kammer hatten, gewahr, Langte nach dem Kind, ſchrye um

Hülfe, wie man kam, war das Kind aufgedeckt, aber nichts zugegen.

Meine Mutter, welche über 73 Jahr und gantz elend war, warff es in dem Bett hin und her, daß sie nur nicht gar herausgeworffen worden, welche sich dann kümmerlich aus dem Bett herauß gewogen. Die Magd druckte es, daß sie bei 8 oder 10 Tagen bettliegerig gantz Maaßweiß e. v. Blut ausgeworffen.

Uns selbsten setzte es zu, mit einem Drucken bald auff der Brust, bald auf der Seiten, bald mit einer Hitz, bald mit einer Angst und Bangigkeit gegen Mittag, daß wir nirgend wußten zu glauben. Und dieses Wehrte bis auff unsre Abkunfft mit vielen andern Umständen, Unruh auch im Stall, da das Vieh geschwitzt, als wann es mit Wasser begossen wäre, und alle Morgen von den Ketten abgelassen in dem Stall herumlieff. Welches auch an Vieh- und anderm Verlust und Unkosten über 150 fl. gekostet. Der Herr sehe auch Ihre Noth an, und wende solches Uebel von Ihnen in Gnaden ab, deme ich Sie unter hertzl. Gruß empfehlend beharre, Wimßh. den 22. April 1733.

Euer WohlEhrwürden

dienstergebenster Pfarrer allda

M. Schmidt.

5) Beibericht des Decans zu Knittlingen.

Auch gnädigster Fürst und Herr.

Unterthänigster Supplicant M. Sohling, Pfarre zu Zayersweyher hat mir den bedauerlichen Nothstand deß daselbstigen Unsichern Pfarrhaußes schon mehrmahlen schriftlich und mundlich mit wunderbahren Umständen bezenget und bestättigen auch solches die Altte Pastores vicini, daß man solche wohnung immer zuvor Unrein und Unsicher gehaltten habe, wiewohlen unter den Incolis einer mehr, als der andere davon haben leyden und erfahren müssen. Was die Ursach solchen Uebels seye, oder woher es rühre in diesem Hauß,

ist unbekannt, doch bezeuget die Erfahrung, jemehr Fleiß, Treu und Eiffer einer vor Andern in seinem Pfarr-Amt bezeuget, und das Reich der Finsterniß angreiffet, jemehr wird er auch darinnen von diesem angefochten, wie dann dieser jetztmahlige Pfarrer in seinem Officio nichts erwinden laßet. Es ist dieser Mann zu bedauern, daß er um seines Fleisses und Eiffers willen schon so viele Angst und Schaden erleyden müssen, und zwar um desto mehr, da er von geringen mitteln ist und nicht vil zuzusetzen hat, auch sonsten keine Behausung in loco ist, die etwa zu einer Pfarrwohnung könnte gemiethet oder aptirt werden: wäre deßwegen nach meinem unvorgreifflichen Untth. erachten Ihme zu gönnen, wenn er durch eine gnädigste Promotion dißfalls soulagirt würde, das Pfarrhaus ist alt und baufällig, und möchte etwa durch einen Umbau dieses Uebel können gehoben werden, wie man dergleichen Exempel hie und da haben will.

Ich weyß zwar wohl, was Christian Thomasius und Jacob Brunnemann von dergl. Dingen philosophiren wollen, allein habe schon so viele Menschen, ob sie es gleich a priori nicht begreiffen oder beweisen können, a posteriori in effectibus so vil davon erfahren mussten, und dergleichen Ungeheuer bezeuget, und wird doch nicht alle fides humana können in Zweiffel gezogen werden. Womit in submissestem Respect verharre.

Knittlingen den 6. May 1738.

Ewr. Hochfürstl. Durchlaucht

unterthänigst verpflicht. gehorsamster Specialis

M. Joh. David Speidel.

Diese Spukgeschichte im Pfarrhause zu Zaisersweiher theilt das württembergische evangelische Kirchenblatt Nro. 37. 7. Jahrgang am 19. September d. J. mit. Im Jahre 1609, also 107 Jahre früher, hatte sich in der Prälatur zu Maulbronn selbst eine ähnliche Geschichte ereignet, die die Einschreitung der Regierung zur Folge hatte und die wir aus den Originalakten in den Blättern aus Prevorst mittheilten.

Die Geschichte im Pfarrhause zu Zaisersweiher betreffend, ist merkwürdig, daß dieser Spuk noch später und wie mir bekannt ist, noch im Jahr 1795 in diesem Hause bemerkt wurde: denn der Vater des jetzigen Herrn Prälaten Faber, der im Jahre 1795 und noch später Pfarrer zu Zaisersweiher war, klagte, wie seinen noch lebenden Kindern wohl bekannt ist, noch damals darüber, wenn er auch da nicht in der früheren Ausdehnung noch fortdauerte.

Der Beibericht des Dekans zu Knittlingen beschämt meiner Meinung nach die Ansicht manches Dekans der Neuzeit in dieser Sache. Er sagt ganz wahr und vernünftig:

„Ich weiß zwar wohl, was Christian Thomasius und Jakob Brunnemann von dergleichen Dingen philosophiren wollen, allein es haben schon so viele Menschen, ob sie es gleich nicht a priori begreifen oder beweisen konnten, so viel davon erfahren müssen, und dergleichen bezeuget, und es wird doch nicht alle fides humana in Zweifel gezogen werden können."

— K. —

Besondere Vorfälle in einem Hause zu T—ch.

Aus T—ch in Württemberg machte ein bewährter Mann den Blättern folgende Mittheilung:

„Es lebte hier in T—ch lange Zeit eine etwas vermögliche Wittwe, die dieses Spätjahr starb. Das Haus wurde von den Erben an den Meistbietenden verkauft, und es erhielt solches ein hiesiger Bürger. Die Wittwe trieb einen Salzhandel, verkaufte viele Milch u. s. w. Ihr Mann war vor 20 Jahren Stabsrichter hier und wohnte in diesem Hause. Die Leute, die nun dieß Haus bewohnen, haben keine Ruhe; zu Zeiten kommt etwas an den Salzkasten und

klopft dreimal an ihn. Man hört es leise laufen wie in Socken. Zuweilen kommt es auch an die Milchhäfen, macht dann die Küchenthüre und auch andere Thüren auf und zu, schlägt an die Thüren und gibt einen Hall wie das Ende eines dumpfen Glockenschlags.

Einem 70 Jahr alten Manne, der oben im Hause wohnt und sehr übel hört, wurde kürzlich die Thüre dreimal eröffnet und wieder zugeschlagen, dann trat es, ohne daß etwas gesehen wurde, auch dem Tauben hörbar, in das Zimmer und that einen Schlag auf den Ofenstein, daß dieser Mann, trotz seines üblen Gehöres, durch diesen Ton sehr erschrak.

Zu sehen bekommt man nichts, und wenn man auch im Augenblick, wo man den Ton hört, darauf zugeht. Oft klatscht es auch wie mit Händen. Es läßt sich aber nicht alle Tage hören, oft steht es 3, 4 bis 5 Tage an, bis man es wieder hört. Gemeiniglich kommt es Abends 7 bis 11 Uhr und Morgens 1 oder 3 Uhr.

Spuk in einem Gefängnißthurme.

Nach dem Berichte eines Augenzeugen kamen in einem Oberamtsgefängnisse Württembergs in einem Thurme zu M. vom 24. Dezember 1845 bis zum 6. Januar 1846 folgende unerklärliche Erscheinungen vor:

Obgleich im Thurme Niemand als der bejahrte Gefangenwärter wohnte, vernahmen doch die drei daselbst eingesperrten Personen deutlich und zu wiederholtenmalen mitten im Arrestlokal das Wimmern und Heulen eines, aus Ton und Stärke zu schließen, 4—5 Jahre alten Kindes; ferner geschahen im Innern des Arrestofens, auch wenn längst kein

Holz mehr in demselben brannte, starke, fortgesetzte Schläge, und ein Klingen und Klopfen an die Seitenwände des Ofens; helle, lange Seufzer, bei Tag und Nacht, im Innern des Arrestgelasses, ertönten wie von einem anwesenden Menschen. Die Eingesperrten vernahmen öfters die neben ihnen gesprochenen Worte: „Ach, ach wie bin ich doch so unglücklich!" Auch wollen sie gesehen haben, wie die Gestalt eines Mannes eintrat und verschwand u. s. w. Zwei achtbare, vorurtheilsfreie Männer ließen sich eine Nacht zu den Gefangenen einsperren und, obgleich sie beständig ein Licht brannten, vernahmen sie doch dieselben Erscheinungen, wie Klopfen, Scharren, Rauschen mit Papier ꝛc., ohne sich die Sache irgend natürlich erklären zu können. Die Gefangenen wurden abgesondert und in andere Lokale desselben Gefängnisses gebracht, hatten aber daselbst noch mehr Anfechtungen zu erleiden, so daß sie auf ihr Flehen in das alte Lokal zurückgebracht wurden. Als sie endlich nach erstandener Strafzeit in ihre Heimath entlassen wurden, beharrten sie doch in allen Einzelheiten auf der Wahrheit ihrer Aussagen.

In der den Gefangenen erschienenen Mannsperson wollten Einige einen wegen Beförderung von Abortus und Verbrennung der Leibesfrucht im Ofen abgesetzten, nun verstorbenen Gefängnißwärter, Andere nach Gestalt und Aussehen einen Mann erkennen, der sich früher in diesem Gefängnisse mit Gift ums Leben gebracht hatte.

Erscheinung einer Mutter.

Doktor Fuchsberger, der vor zehen Jahren zu Ellwangen lebte, erzählte oft Folgendes: Ich nahm nach dem Tode einer armen Mutter deren Kind zu mir. In einer Nacht sagte dies

Kind: „meine Mama ist da! meine Mama ist da!" und regte die Hände nach einem lichten Strahle aus, den ich und meine Frau nahe an seinem Bettchen sahen und der nicht von außen, da das Zimmer mit Läden verschlossen war, kommen konnte. In mehreren Nächten erschien dieser Strahl wieder und da es meiner Frau bange machte, sagte ich einmal zu ihm hin: „Ich bitte dich, komme nicht mehr zu uns!" Von da an erschien dieser Strahl nie wieder, wir aber adoptirten dann dieses Kind ganz als das unsrige.

Ein muthmaßliches Sichkundgeben nach dem Tode.

Von glaubwürdiger Hand wurde uns folgendes mitgetheilt:

Merkwürdige Vorfallenheiten nach dem Tode der Emma Helena von W., welche den 13. August 1840 Mittags 1½ Uhr an den Folgen eines unaussprechlichen innern Grames getäuschter Liebe an der Schwindsucht starb, und vor ihrem Ende versprach, nach dem Tode bei ihrer Schwester auf der Hochzeit zu erscheinen, und die Eltern und Geschwister zu besuchen. — Sie hielt Wort.

In ihrer Todesnacht, wo Niemand schlief, und die Verblichene auf dem Katafalk von Lichtern und zwei Wächterinnen (Catharina und Soska, Zeugen) umgeben lag, schüttelte sich die Leiche, (so, wie wenn ein Gesunder von einem übergehenden Frost sich abbeutelt) und ihre Schwester A. dazumal im Brautstande, die sich eben im anderen Zimmer niederlegte, fühlte deutlich, daß man ihr zwei Hände unter

das Kopfpolster steckte, und mit selben den darauf ruhenden Kopf sanft schaukelte, welches eine Gewohnheit der Verstorbenen bei ihren Lebenszeiten war, die früh, wenn sie zeitlicher aufstand als ihre Geschwister, von Bett zu Bett ging, und mit unter das Kopfpolster gesteckten Händen die Schlafenden auf diese Art schaukelte, um sie zu wecken, und dabei sang: btogostawee Doga (Lobet Gott).

Ihre Schwester A., welche nicht schlief, da Niemand im Hause zum Schlafen geneigt war, setzte sich auf, um nachzusehen, ob nicht etwa durch einen elastischen Gegendruck dieses Hutschen hervorgebracht wurde. — Da aber die Polster auf dem flachen Erdboden lagen, so legte sie sich wieder zurück, und das Hutschen begann zum zweitenmale. — A. aufgeklärt und furchtlos, erinnerte sich an die Gewohnheit ihrer Schwester und drückte, um sich besser von dem gegebenen Wort der Verstorbenen zu überzeugen, mit aller Kraft den Kopf auf das Polster, der nun zum drittenmale und zwar stärker wie früher geschaukelt wurde, wobei ihr eine kalte Luft übers Gesicht wie ein kalter Athem zog. — A. stand nun auf, ging zum Katafalk, umarmte und küßte die Leiche ihrer Schwester, legte sich dann zur Ruhe und entschlief.

Während dieses im Zimmer vor sich ging, begab sich ein nicht minder sonderbares Ereigniß auf dem Vorhausgang zwischen 11 und 12 Uhr Nachts, welches uns erst am andern Tage früh von der uns im Hofe gegenüber wohnenden Beamtenfrau K. und dem bei ihr im Quartier stehenden Studenten erzählt wurde, wovon jedoch wir im Zimmer nichts hörten. — — Es war nämlich auf unsrem Gang ein so starkes Tönen, als wenn ein stark beschlagenes Pferd herumginge, so daß Frau K. und der Student mit dem Lichte in der Hand in Hof liefen, um zu sehen, wer Nachts ein solches Gepolter machte, und gingen zu diesem Endzweck auch auf die Stiege, als es plötzlich stille wurde. — — Während dieser Zeit war E. am öftesten um A. und ihre Mutter, so daß, obwohl sie selbe nur im Schlaf wirklich ge-

sehen, am Tag unverkennbar ihr Daseyn sich bemerkbar machte, so daß ihre Gegenwart fast zu sagen gefühlt wurde, sie konnte aber nie zum Sprechen gebracht werden, so viel Mühe sich auch A. gab. Dieser Zustand blieb bis zur Verehlichung A. am 4. November, wo sie im Brautgemach, während die jungen Eheleute schliefen, durch Aufräumen ihren Besuch kund gab, und besonders viel mit dem Samorar (Selbstkocher des Thees, eine hier gebräuchliche Maschine, das Wasser zum Thee zu kochen) herumklimperte. — — Seit dieser Zeit war bis zu Ende Februar 1841 weiter nichts zu spüren, als daß einigemal Nachmittags 4 Uhr (der Stunde ihrer Beerdigung) auf dem hölzernen Gang ein Tönen, wie wenn mehrere Leute herum gingen, vernehmbar war. Beim Oeffnen der Thüre war jedoch nichts zu sehen und zu hören, bis der 1. März ein neues Ereigniß herbeiführte, welches sich folgender Weise zutrug: — Die Mutter der Verstorbenen ging gleich nach dem Essen in die Stadt, um etwas zu kaufen, und kam gegen 4 Uhr zurück. — Als selbe an die Küchenthüre kam, hörte sie in der Küche herumgehen und Jemand beschäftiget, das Kupfergeschirr von der Wand herabzunehmen, auch an das Nachtgeschirr anstoßen; darüber erschrocken, probirte die Frau, ob die Thüre gesperrt sey oder nicht. — Da aber selbe gut verschlossen war, so wurde der Schlüssel eingesteckt, wo in demselben Augenblick dieses Wesen sich in das Zimmer durch die ebenfalls verschlossene Thür flüchtete, und die Thür hinter sich heftig zuwarf. — Dieses bestärkte die Frau in der Muthmaßung, daß Jemand sich eingeschlichen haben müßte, und sie eilte, nachdem die Küchenthür mit dem Schlüssel schnell geöffnet wurde, zur Zimmerthür, die aber zum großen Erstaunen ebenfalls fest verschlossen war, und folglich erst geöffnet werden mußte, wo sich dann bei Durchsuchung des Zimmers alles in der gewöhnlichen Ordnung vorfand.

Nicht genug an dem, scheint in der Nacht vom 25. auf 26., am Namenstag E., welcher immer ein Familienfest war, ihre Gegenwart auch von meinem Nachbar, dessen Zimmer-

wand an unsere anstößt, wahrgenommen worden zu seyn, da sein Bett gerade an dieser Scheidewand des von uns unbewohnten Sterbezimmers steht. — Dieser Herr Beamte wurde nach seiner eigenen Erzählung in besagter Nacht durch ein Graben an der Mauer, als wenn Jemand durchbrechen wollte, aufgeweckt, daß er aus dem Bette sprang und Licht machte, um doch in gehöriger Fassung bei einem Ueberfall zu seyn, — da aber dies Pochen und Graben nachließ, hörte er, wie man bei uns das leer stehende Zimmer auskehrte, und die Wände mit dem Besen fegte, welches endlich nach 12 Uhr aufhörte. — Nicht wenig staunte ich, dies alles mit dem Beisatze zu hören, daß man zuletzt geglaubt habe, daß wir vielleicht ausziehen, und darum schon in der Nacht aufräumen und auskehren, um mit allem zeitlich früh fertig zu seyn.

(Wir glauben demnach, daß weil E. vorzeitig gestorben ist, sie wohl so lange nicht zur Ruhe gelangen wird, als ihr die Lebenszeit bestimmt war, die durch Gram von ihr selbst abgekürzt wurde.)

Unerklärliche Begebenheiten, nach dem Tode des Gatten meiner Tochter A—a, welcher am 16. November 1841, nach einer glücklichen Ehe von 1 Jahr und 12 Tagen an der allgemeinen Wassersucht, im 25 Lebensjahre starb.

Da der Verstorbene ein äußerst frommer und gutmüthiger Mann war, so ist auch sein Hinscheiden, ungeachtet seiner großen Leiden, beispiellos Gott ergeben und ruhig gewesen, und es herrschte nach seinem Tode im Hause eine Ruhe wie im Grabe, außer daß die trauernde Wittwe sich manchmal wie von einem sanften Winde angefächelt fühlte und sogar seine Gegenwart um sich zu verspüren glaubte. Ob dies Imagination oder Wirkung des afficirten Seelenzustandes war? doch ging es einmal so weit, daß Alb. im Schlaf ihren Namen mit seiner Stimme, mit folgenden Worten rufen hörte: Alb. gib acht aufs Kind!

Die Angerufene sprang aus dem Bette zur Wiege, und fand die kleine, gegen 3 Monat alte Olga in einer todtenähnlichen Ohnmacht, kalt, mit stieren offenen Augen, mit einem Wort, leblos. — Auf das Rufen eilten wir alle dem Kinde zu Hülfe, und brachten mit vieler Mühe wieder Leben in den halb entseelten Körper der Kleinen. — Durch längere Zeit hörte man im Hause nichts, als Nachts ein Auf- und Abgehen auf dem Boden mit regelmäßigen Schritten, so wie eine Schildwache; — bis am Charfreitag A. mit ihrem Bruder Anton auf den Friedhof ging, wo sie auf dem Grabe ihres Gatten, dann ihrer beiden Schwestern Emma und Hedwig beteten, und sich am Grabe der Letztern ein sonderbarer Vorfall zutrug. — Alb. hörte nämlich mit ihrem Bruder Anton den von ihrem Gatten üblichen Ausdruck Dinda rufen, sah sich um, und um sich von einer Selbsttäuschung zu überzeugen, wollte sie eben den 11jährigen Bruder Anton fragen, ob auch er gehört habe ihren Namen rufen; als derselbe ihr mit der nämlichen Frage entgegen kam, ob sie Dinda rufen gehört? — Beide sahen sich um, und fanden den Friedhof leer, da es gerade vor der Eßzeit gegen 11 Uhr Mittags war. — Sie behielt diese zweite Kundgebung ihres auch nach dem Tode treuen Gatten in ihrem Herzen, und erzählte sie nur uns durch einen Zeugen bestätiget, mit der vorgefaßten Meinung, daß er ihre Bitte an seinem Sterbebette „sie mit sich hinüber zu nehmen" gewiß erfüllen werde. Seit dieser Kundgebung seiner Gegenwart am Charfreitag war, außer dem regelmäßigen Auf- und Abgehen nächtlicher Weile auf dem Boden, mit zeitweiligem Rumoren an Geräthschaften, nichts Erhebliches vorgefallen, bis am 30. März, dem Tage vor dem Ausziehen aus der Wohnung, wo sich während meiner Abwesenheit im Amte ein bedeutendes Poltern auf dem Boden hören ließ, während Alb. mit ihrem Bruder Gustav einem 14jährigen Knaben am Sopha, und der Dienstbot am Ofen arbeitend, saß. — Sie horchten, da die Mutter auf dem Friedhof war, mit gespannter Erwar-

tung der Dinge, die da kommen sollen. — Während dieser Zeit kam die Mutter vom Friedhof nach Hause, und man überzeugte sich, daß das Vorhängschloß am Boden gut zugemacht, folglich Niemand auf den Boden gekommen seyn konnte, welches auch gar nicht möglich gewesen wäre, da der Ausgang aus unserer Küche uns allein zugehörte, das Haus frei und ohne Nebenverbindung steht, folglich menschlicher Zutritt nur mit unsrem Schlüssel möglich war.

Bei allem dem wollte doch Niemand sich hinaufwagen, man machte die Vorhausthüre von der Küche und Zimmerthür zu und wartete auf mich ruhig im Zimmer. — Während dieser Zeit hörte man leise Tritte in der Küche, und plötzlich rieß die Zimmerthüre auf, und schlug von selbst wieder heftig zu, welches, da die Thüre stark angequollen, und nur mit Gewalt aufgemacht werden konnte, von einem Luftzug um so weniger möglich war, als Vorhausthür, Fenster und Bodenthüre fest verschlossen waren.

Gegen 7 Uhr Abends, als ich nach Hause kam, war Ruhe, und man erzählte mir die Vorfallenheiten, deren Untersuchung ich auf den andern Morgen aufschob, da man mit dem Licht nicht auf den Boden gehen durfte. — Doch wer malt mein Erstaunen, als ich bei der Bodenuntersuchung diese Zerstörung sah: da war kein Stück auf seinem Platz, alles Vorhandene, als Bettzeug, Kleider des Vorstorbenen, Wäsche, welche am Strick zum Trocknen hingen, irdene Waschtöpfe, kleine Fäßchen, altes Werk, alles lag am Boden durch einander zerstreut, so, daß der sich über das ganze Haus ziehende Boden wie in Kriegszeiten nach einer feindlichen Plünderung, mit allerlei bunt durch einander überdeckt war.

Am 1. April zogen wir aus, und hörten seit dieser Zeit nichts neues; nur scheint mir, daß Alb. zusehends abnimmt, und somit ihr Wunsch, bald mit ihrem Gatten vereint zu seyn, wohl in Jahresfrist erfüllt werden dürfte.

Bei der Geburt der kleinen Olga lebte noch der kranke wasserſüchtige Vater, und lag in demſelben Zimmer, wo Emma geſtorben, und wo er die Brautnacht zubrachte. Die Frau entband im Nebenzimmer, doch war die Thüre offen. — Während dem ganzen Geburtsakt ſtand die verſtorbene Emma bei dem Bette des Kranken, und verſchwand erſt nach der Entbindung, doch verheimlichte der Gatte dieſe Erſcheinung durch längere Zeit, um ſeine Frau nicht zu beunruhigen.

Als der Gatte noch ziemlich geſund auf dem Lande mit ſeiner Frau lebte, hörten ſie oft auf Spaziergängen hinter ſich gehen, als wenn ihnen Jemand mit geſchwollenen Füßen nachginge, ſo wie er ſpäter waſſerſüchtig zu gehen pflgte, und ein Rauſchen, wie wenn Jemand in einem Atlaßſtoff einherſchreitet, doch ſahen ſie nichts, ſo oft ſie ſich auch umſahen. —

Während der Schwangerſchaft träumte einſt die Frau, ſie ſey ſehr zeitig früh auf den Friedhof gegangen und Grenadiere gruben ein Grab; ſie fragte, wie viel Uhr es ſey? und als jene „5 Uhr" antworteten, erwachte ſie darüber. — Nach dem Tode ihres Mannes erzählte ſie mir den Traum; um 5 Uhr früh ſtarb der Gatte, und von ſolchen Grenadieren, welche das Grab gruben, wurde er abgewaſchen. —

Seitdem H. geſtorben, erſcheint er ſeinem Freunde Carl, welcher bei der Gränzwache dient, täglich vor Mitternacht, einmal auch während er Schildwache ſtand; gewöhnlich aber, wenn er ſich niederlegt und das Licht auslöſcht, dabei überfällt Letztern eine ſolche Angſt, daß er ſich ſchnell zudeckt, um nichts zu ſehen, und ſich auch nicht traut, ſeinen verſtorbenen Freund anzuſprechen. — Guſtav, Bruder der Wittwe, begleitete einmal aus der Stadt den Carl, bis in die ſehr entfernte Kaſerne nach 10 Uhr Abends, da hörten ſie auf dem ganzen Wege hinter ſich Tritte, wie wenn einer mit geſchwollenen Füßen ihnen nachgegangen wäre, und zwar je ſchneller ſie gingen, deſto ſchneller folgten auch dieſe Tritte, gingen ſie langſamer, waren auch die Tritte langſamer, ſo daß beide in

Angst die Kaserne erreichten, doch sehen konnten sie hinter sich nichts, so oft sie sich auch umsahen.

In dem neuen Quartiere hören sie oft auf dem Boden Nachts herumgehen in gleichmäßigen Schritten, und immer so, als wenn Jemand mit geschwollenen Füßen herumginge, (so wie der Verstorbene in der letzten Zeit gegangen war) — dann sah die Frau mit ihrer Magd die an der Wand hängende Uhr des Verstorbenen durch längere Zeit sich wie ein Perpendikel bewegen, ein andermal den Säbel, und zwar durch $^3/_4$ Stund als sie Vormittags an der Wiege des Kindes saß, ohne das geringste Geräusch oder Schäppern zu verursachen, was nie möglich war, wenn man, wie ich selbst versuchte, den Säbel in schwingende Bewegung brachte, was natürlich nach einigen Schwingungen auch gleich aufhörte. — Die Pistolen, wurde einigemal losgedrückt, sie hingen an der Wand und waren gar nicht geladen, man hörte blos den Schlag, welchen der Hahn beim Aufschlagen machte. — Eine Nacht, als sie munter im Bette saß, hörte sie ein russisches Lied mit Guitarrbegleitung vor ihren Fenstern singen, ganz mit der Stimme ihres verstorbenen Mannes, und zwar ein Lied, wie es hier ganz unbekannt ist. —

Albina's Traum am 15. August 1842 zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags.

Nachdem meine Tochter über den Verlust ihres Gatten, welcher am 16. November 1841 früh 5 Uhr starb, sich weder durch Gründe der Religion, noch durch vernünftige Vorstellungen trösten lassen wollte, und sich auch noch im Verlauf eines halben Jahres nicht in den Willen der Vorsehung fügen wollte, sondern unausgesetzt Lästerungen gegen Gott ausstieß, und sogar dessen Daseyn in Abrede stellte; so erschien ihr der Verblichene in oben bemerkter Stunde wie er leibte und lebte im Traume, stellte sich zwischen das Bett und die Wiege des Kindes und warnte Albina, welche sich täglich den Tod herbeiwünschte,

mit folgenden Worten gegen ihre Gott versuchenden Aeußerungen:

„Dinda! Dinda! höre doch einmal auf mit deinen tollen, wahnwitzigen Treiben, denn du wirst nicht zur Seligkeit gelangen, und wirst auf der Welt herumwandern, welches unaussprechlich schrecklich ist, und so zwar schrecklich, daß ich es dir mit Worten gar nicht beschreiben kann. — Du brauchst dir den Tod nicht herbeizuwünschen, denn es ist dir bestimmt, daß du im 31sten Lebensjahre sterben und das Kind zurücklassen mußt, — du kannst dagegen machen, was du willst, so wird alles vergeblich seyn, das Kind muß zurückbleiben." — Dann nahm sie ihr Gatte und fuhr mit Ihr zum Zeichen ihrer Vereinigung durch die Luft, worüber sie erwachte und vor Schrecken ganz außer sich war. — Mit bleichen Lippen und sträubenden Haaren eilte sie ins Zimmer zu den Eltern, um sie von dieser Begebenheit mit dem Beisatze zu benachrichtigen, daß ihr Gatte ihr einen geschriebenen Zettel vorgehalten, auf welchem ihre Lebensdauer von 31 Jahren festgesetzt gewesen, welche sie der höhern Bestimmung gemäß nicht überschreiten werde. — Ihre Erwiederung, daß Olga dann erst 8 Jahre alt seyn werde, und daß sie des Kindes wegen gerne leben möchte, habe die Antwort zur Folge gehabt, die bereits oben bemerkt ist, daß das Kind seine Eltern zeitlich verlieren und allein zurückbleiben müsse.

Der Traum scheint auf die Frau einen größern Eindruck gemacht zu haben, als alles frühere, und es scheint ihr leid zu thun, sich den Tod so schnell gewünscht zu haben; auch glaubt sie erst jetzt wirklich, daß doch eine Fortdauer nach diesem Leben statt finden müsse. — Seit einiger Zeit riecht sie oft einen Leichengeruch, der sich im Kreise um sie herum bewegt, den auch die Mutter einigemal roch. —

Zum Schluß erzählte sie mir, daß sie als 10jähriges Kind gegen einen Trismus (Mundsperre) magnetisirt worden sey, und seither oft magnetische Zustände gehabt hatte, doch

nie eigentlich Somnambüle gewesen sey: doch hatte sie von allen Dingen Ahnungen und prophetische Träume, die sie über ihre Zukunft belehren, — auch hat sie gleichsam ein Gefühl, in andere Menschen hinein zu sehen. — —*)

Eine briefliche Mittheilung aus Griechenland über Gegenstände des innern Schauens daselbst.

Athen am 5. September 1847.

Es befinden sich in Griechenland, auch in Athen, mehrere Personen, sowohl weiblichen als männlichen Geschlechtes, die, wenn man die nöthigen Vorbereitungen dazu macht, welche sehr einfach sind, in Wasser, Spiegel, Oel, Dinte und überhaupt in allen Gegenständen, die der höchsten Politur fähig sind, alles, was man haben will, darin sehen; die entferntesten Gegenstände, z. B. Städte, Gegenden, Gegenwärtiges, Vergangenes, Zukünftiges. Man richtet Fragen an diese unkörperliche Wesen, die in diesen glänzenden Gegenständen dann erscheinen. Der Seher oder die Seherin hört dann die Antworten in dumpfen Tönen. Diese Wesen machen dann auch Zeichen und erscheinen auch in Menge je nach dem Tag und Citierung der Formeln, oft erscheinen auch nur drei, bei einem geübten Seher oder Seherin in 5 bis 10 Minuten, bei nicht geübten braucht es etwas länger. Kinder, die rein und unschuldig sind, sind alle fähig, zu sehen, jedoch Mädchen leichter.

Die Gegenstände, die man zu sehen verlangt, erscheinen in ein paar Sekunden, und ebenso verschwinden dieselben, braucht man sie nicht mehr. Länger als eine Stunde kann man den Seher oder die Seherin nicht schauen lassen, weil

*) Wir möchten einem magnetischen Zustande dieser Frau auch das Meiste von ihren gespenstischen Erlebnissen zuschreiben. K—r.

durch den Rauch (?) und das beständige hineinschauen sie sehr ermüdet wird. Dazu zeigen sich bestimmte Tage als solche, in denen es besser gelingt, doch kann man es alle Tage machen.

Eine Dame aus Venedig, gebürtig aus Wien, die sich vor drei Jahren in Athen befand, hatte einen Neffen in Wien, der seit 3 Jahren an einem Beinfraß krank lag. Sie war in meiner Familie bekannt und klagte, daß sie keine Nachrichten von ihrer Schwester bekomme und dieses jungen Menschen wegen, von dem sie wußte, daß er sich seit Kurzem schlechter befand, sehr bekümmert sey. Ich sagte ihr, wenn sie wolle, könnte ich ihr sagen, ob dieser Mensch todt sey, oder was sich sonst mit der Familie zugetragen habe. Sie fieng zu lachen an und glaubte es nicht, da ich sie aber versicherte, sie werde in einer halben Stunde alles genau erfahren, so willigte sie endlich ein. Nun holte ich eine solche Seherin und diese fieng zum größten Erstaunen der Frau das Haus in Wien von allen Seiten genau zu beschreiben an, dann ging sie ins Haus und sagte, daß sie im mittlern Stocke einen Menschen im Bette entdeckt, der sehr bleich und abgemagert seye, beschrieb dann die Züge, Augen, Haare desselben und sagte, er sey sehr krank. Bei ihm sah sie eine ältliche Frau und eine jüngere stehen, die Mutter und Schwester. Ich sagte ihr, — sie solle die Bettdecke wegnehmen lassen (gleichsam unter sie sehen) und schauen, an was der Mensch leide. Dies geschah, und die Seherin erklärte: er leide am Fuß, der Schenkel seye ganz eingewickelt. Nun verlangte ich von ihr, sie solle den Verband abnehmen lassen (unter den Verband sehen). Auch dies geschah, und bei diesem Anblick fuhr die Seherin zurück und sagte: Gott! dieser Fuß ist ganz entstellt, grau, kohlschwarz, und diß besonders da, wo man ihm einen Schnitt machte, um den Knochen zu reinigen. Diese Krankheit ist eine Fistel. Man fragte sie nun: ob die Wesen im Spiegel nicht sagen könnten, wie Hülfe zu leisten? und es wurde ihr geantwortet: „Driza (Fistelwurzel) in Milch ge-

kocht und damit gewaschen." Auch nach dem Namen des Kranken fragte man sie, den sie in der That wie er ist, angab, auch die Dauer seiner Krankheit bestimmte sie genau wie sie war. Die nächste Post von Wien bestätigten die Aussagen der Seherin ganz genau.

Nun fragte jene Dame auch nach ihrem Sohne in Venedig, der viel Talent zum Zeichnen hat. Es war 3 Uhr Nachmittag, und die Frage war: wo dieser Mensch in diesem Augenblick sey und was er mache? Antwort: er befindet sich in einem großen Hause, ich sehe große Tische, viele Köpfe und andere Gegenstände an der Wand, viele junge Leute sitzen an den Tischen und jeder hat Köpfe oder Blumen vor sich.

Man sagte ihr nun: sie solle den jungen Menschen, den man ihr mit Namen nenne, auffinden. Sie fand ihn, beschrieb ihn ganz so wie er ist, denn ich kenne ihn auch. Sie erzählte: er mache einen Kopf auf Papier.

Das war nun wirklich so: denn der junge Mensch besucht um diese Zeit die Zeichenschule in Venedig.

Nun fragte die Dame, sich noch mehr zu überzeugen, wo sich ihr Bruder in diesem Augenblicke befinde? Dieser war in Athen. Antwort: „er ist in einem Hause hier." Sie erkannte das Haus und sagte: er hält in der Hand einen weißen Lappen und putzt große Räder mit Zähnen u. s. w.

Dieser Mensch war zu jener Zeit Lehrer der politechnischen Schule und stellte in jenem Augenblicke eine Maschine zusammen.

Als er Abends zu seiner Schwester kam, frugen wir ihn wo er heute Nachmittags 3 Uhr gewesen wäre? er sagte: in der politechnischen Schule, wo ich eine Maschine zusammenstellte, die ich selbst reinigen mußte, aus Furcht, sie möchte von andern verdorben werden.

Der früher in Athen gewesene preußische Gesandte Prassier de St. Simon hat dieses Schauen gelernt und hat Dinge mit dem Spiegel erlebt, die werth sind, in Ihre Blätter aufgenommen zu werden. Herr Professor Haas, der sich jetzt

in Deutschland als Professor der Archäologie befindet, könnte Ihnen die Geschichte erzählen, da auch ihm Sachen gesagt wurden, die ihn in Erstaunen setzten. —

Auch hier kommen Ahnungen und voraussagende Träume in griechischen Familien sehr häufig vor.

Ein Beispiel ist folgendes: Frau N. träumte eine Woche vor der griechischen Charwoche: ihr verstorbener Gemahl früher in Athen Nomarch, seye mit ihren zwei vor Jahren verstorbenen Töchtern in einem länglichten Wagen gekommen, die Töchter seyen aber groß gewesen (in der Größe, die sie, würden sie lebend geblieben seyn, jetzt erreicht hätten), ihr Gemahl habe sie bei ihrem Namen gerufen: „Catharina, komm! es ist Zeit, daß du mit uns gehst!" Sie ging auch wirklich und anstatt daß sie sich setzte, legte sie sich in den Wagen. Dieser rollte in eine ganz unbekannte Gegend ohne Bäume und Häuser; unterwegs begegnete sie einem Mann, der im Gesichte schwarz war, der sie ansprach, ob sie ihn nicht mitnehmen wollten. Ihr Gemahl antwortete: er könne hinten auf den Wagen steigen. Die Frau sagt: dieser Mensch, der so schwarz bemalt ist, wird uns wenig Ehre machen, wenn wir dort ankommen, und mit diesem erwachte sie. In der Frühe erzählte sie der Tochter den Traum und sagte, sie werde bald sterben, darauf deute dieser Traum. Seit diesem Tage befand sie sich nicht mehr wohl, fieng an ihr Haus zu bestellen und starb acht Tage nach Ostern. Den schwarzen Mann betreffend, so vermuthe ich, daß das ein Anverwandter ihres Mannes war, der vierzehn Tage vorher zu Triest starb.

Merkwürdig ist bei dieser Geschichte noch Folgendes: Ein paar Tage vor dem Tode dieser Frau sah ihr Schwiegersohn, der Sektionschef im Ministerium des Krieges ist, Abends als er nach Hause ging in der Hausflur einen Sarg vor sich aufrecht hergehen, der ganz so aussah, wie er später für die Leiche jener Frau gebracht wurde, schwarz mit Silbertressen beschlagen. Dieses Gesicht hatte er zwei Tage nach einander und er glaubte nicht anders, als es bedeute seinen Tod, weßwegen er alle seine

Angelegenheiten in der Stille in Ordnung brachte und den Erfolg erwartete, der sich an seiner Schwiegermutter bewährte.

Ein zweites Beispiel ist dieses: Senator N. träumte: sein Verlobungsring seye zersprungen und gab sich im Traume alle Mühe, ihn zusammenzufügen, aber vergebens. Darüber wachte er auf, wollte aber seiner Frau von diesem Traume nichts sagen, denn es ist hier der Glaube, daß wenn der Verlobungsring springt oder verloren geht, was Trauriges erfolge. Aber in der nämlichen Nacht träumte es auch seiner Frau: sie seye mit all ihren Angehörigen in einem großen Saal, der festlich verziert war, die Thüre ging auf und ihre verstorbene Mutter, die in Ipsara vor mehreren Jahren starb, seye mit ihren verstorbenen Kindern in den Saal getreten und zwar in eben der Kleidung, die sie als sie starb trug, und habe zu ihr gesagt: „Komm mit mir, es ist Zeit jetzt!" auf welche Worte sie verschwunden. Sobald die Frau erwachte, sagte sie zur Schwiegertochter: „Ich werde bald sterben: denn meine Mutter kam, mich abzuholen." Ihrem Manne wollte sie den Traum nicht sagen, ihn nicht zu bekümmern, aber acht Tage darauf, an einem Sonntage, war sie eine Leiche. Merkwürdig ist dabei, daß, als sie in ihrem letzten Schlaf lag, 3—4 Stunden vor ihrem Tode, nachdem sie lange nichts mehr gesprochen hatte, auf einmal sagte: „Jetzt kommt unser Schiff nach Piräus und unser Sohn ist darauf, ich sehe es!"

Die Umstehenden verwunderten sich darüber, denn sie wußten alle, daß er auf der Reise nach Marseille war. Gegen Mitternacht starb sie; Sonntags in aller früh kam ein Matrose von Piräus nach Athen in das Haus in der Absicht, ein Trinkgeld wegen seiner fröhlichen Botschaft zu erhalten, fand die Frau todt und sagte, es seye ihr Schiff mit dem Sohne gestern Abend um 9 Uhr im Hafen eingelaufen, der Sohn befinde sich in der Quarantaine gesund.

Derlei vorbedeutende Träume kommen bei den Griechen sehr oft vor, aber auch andere, wie z. B. von folgender Art: Ein Freund von mir wurde von einem andern um Darleihung

eines Planes gebeten. Sein Wille war, ihm denselben zu leihen, aber er konnte den Plan durchaus nicht mehr finden, so daß er gegen seine Frau äußerte: es beunruhige ihn dies, der Freund könne glauben, er wolle ihm nicht gefällig seyn. Nachts aber bekam er einen Traum, in welchem sich ihm an einer gewissen Stelle des Hauses ein Behälter darstellte, den er öffnete, und auf seinem Grunde unter andern Papieren (im Schlafe) wirklich den verlangten Plan hervorzog. Erwacht, suchte er ihn an jener im Traume gesehenen Stelle auf, und fand ihn daselbst auch wirklich.

Vor vier Jahren verkaufte ich an einen hiesigen Kaufmann Vorhänge für 300 Dr. und noch ein Stück Bettvorhang für den Commis im Hause für 24 Dr. und trug die ganze Summe von 325 Dr. in's Buch ein. In meiner Strazza war alles detaillirt. Nach 3 Monaten schickte ich die Rechnung von 325 Dr. an den Kaufmann, aber dieser antwortete mir: er seye nur 300 Dr. schuldig: denn ich könnte mich selbst überzeugen, daß er nur 6 Fenster im Hause habe, folglich 6 paar à 50 Dr. dreihundert Drachmen machen. Ich konnte mich nicht erinnern, woher die 25 Dr. kamen, da ich die Strazza, weil sie vollgeschrieben war, cassiert hatte und im Buch blos die Summe sich befand, auch der Commis konnte sich nicht erinnern. Zuletzt sagte ich: es könne mir gleich seyn, ich hätte mich geirrt, nahm die 300 Dr. und quittirte die Rechnung, aber ich konnte keine Ruhe finden, nicht wegen des Verlustes von 25 Dr., sondern darüber, daß ich die Rechnung nicht auch ins Buch detaillirt einschrieb. In der Nacht träumte mir, ich wär im Gewölbe, hätte dort das Strazzabuch genommen, das ich unter die Bank geworfen, hätte in diesem geblättert und die ganze Rechnung detaillirt gefunden, die 25 Dr. kamen von dem Stück Bettvorhang.

Erwacht, fand ich die Strazza an jenem Orte, ging zu dem Kaufmann, zeigte ihm die detaillirte Rechnung und erzählte ihm auch den Traum, worauf der Commis sich der Sache völlig erinnerte und die Irrung gehoben war.

Auch Heilungen durch magnetische Behandlung werden

hier unternommen, von welchen ich Ihnen später berichten werde.

Sowohl ich, als auch hochgestellte Personen in Athen, wünschen, Ihr Urtheil besonders über das Schauen und Wahrsagen aus glänzenden Gegenständen, was hier so häufig und mit so auffallendem Erfolge geschieht, im Magikon, das auch hier gelesen wird, erfahren zu können.

— Ky. —

Anmerkung.

Ich bin dem Herrn Schreiber dieses in Athen für seine Mittheilungen sehr verbunden und wünsche, er möchte die Güte haben, dieselben fortzusetzen, was durch die Nastische Buchhandlung in Athen auf dem Wege der Buchhändlersgelegenheit wohl am Besten geschehen würde.

Was seine Wünsche betrifft: unsere Erläuterungen über das Schauen und Wahrsagen aus glänzenden Gegenständen zu erhalten, so verweisen wir ihn und andere Leser auf das Ausführlichere über diesen Gegenstand im Nachstehenden.

Die Wahrsagerei.

Da uns diese Mittheilung aus Athen auf das Wahrsagen vermittelst des Schauens in glänzende Gegenstände: Oel, Dinte, Wasser, Crystalle, führt, so können wir nicht umhin, dasjenige auch für die Leser des Magikons zu benützen, was Görres hierüber in seiner Christlichen Mystik erzählt, wo er namentlich auch andere Beispiele dieser Art Wahrsagungen und besonders auch auffallende aus dem Oriente anführt und in seiner geistreichen Sprache und Weise abhandelt. (Görres christliche Mystik 3. B. S. 598.)

„Eine der ältesten Weisen, die Zukunft zu erforschen, ist die: durch einen reinen Knaben im Crystalle, im Spiegel, oder in der Durchsichtigkeit des Wassers nach ihr zu schauen. Schon das Alterthum hat sie gekannt, und Pausanias legt die Weise aus, wie man sie zu Patras in Achaia geübt; nach Spartianus hat auch der Imperator Julian von ihr Gebrauch gemacht; Salisbernensis erzählt, wie einer seiner Erzieher sich seiner in der Jugend dazu gebrauchen wollen, ihn aber untüchtig zum Werke befunden. *) Auch in späteren Zeiten ist öfter davon die Rede gewesen; so bei Peller, **) der umständlich über den Crystallseher berichtet, der dem englischen Gesandten die nach dem regierenden zunächstfolgenden Könige Englands gezeigt. Der Dichter Rist erlebte Aehnliches, als er in seiner Jugend irgendwo Hauslehrer gewesen. Die Schwester seines Zöglings hatte eine Liebschaft angefangen, die aber die Aeltern nicht genehmigen wollten. In der Verzweiflung ihres Herzens wendet sie sich an ein altes Weib, daß dieses ihr die Zukunft deute. In Abwesenheit der Ihrigen wird das Weib berufen, um sein Versprechen zu erfüllen; über den Vorbereitungen im einsamen Zimmer aber wandelt das Mädchen ein Grausen an, und sie geht hinauf, um Rist zu bitten, daß er zugegen sey. Dieser läßt sich endlich bereden, daß er mit hinuntergeht. Er findet in der Kammer das Weib geschäftig; sie breitet ein blau seiden Tüchlein, mit Drachen und Schlangen gestickt, über die Tafel; setzt darauf eine grüne, gläserne Schaale; legt in diese ein goldfarb seiden Tüchlein, und darauf eine ziemlich große Crystallkugel, die sie wieder mit einem weißen Tüchlein bedeckt. Sie fängt nun an etwas zu murmeln, und sich wunderlich dabei zu geberden; hebt, als sie geendet, die Kugel mit großem Respecte aus der Schale, und hält sie nun am Fenster den beiden Anwesenden vor. Diese sehen Anfangs nichts; bald aber

*) Polycra L. II. c. 11.

**) In seinem Politic. scelerat. p. m. 43—45.

tritt im Crystall die Braut in prächtigem Brautschmuck hervor; aber bleich, betrübt und jämmerlich anzuschauen. Nun aber findet, zu noch größerem Schrecken, auf der anderen Seite sich auch der Bräutigam hinzu; der sonst ein gar freundlicher Mensch, jetzt aber verstörten und entsetzlichen Gesichtes zwei Pistolen unter seinem Reisemantel hervorlangt, und die in der Linken auf sein eigenes Herz richtet, die in der Rechten aber der Braut vor die Stirne setzt und losdrückt; wobei ein dumpfer Knall sich vernehmen läßt. Die Crystallseher und selbst die betroffene Alte erstarren, und machen sich davon; lange will der Schrecken in der Erinnerung des Gesichtes nicht von ihnen lassen. Die Aeltern fahren unterdessen in ihrem Widerstande fort, trennen das Verhältniß und nöthigen die Tochter, einem vornehmen fürstlichen Bedienten die Hand zu geben. Die Hochzeit wird ausgerüstet, der Tag anberaumt, der Bruder der Braut mit seinem Erzieher, beide derzeit auf der Schule von Rostock, werden eingeladen; aber Rist hat keine Lust, der Einladung zu folgen, und läßt den Zögling allein hinziehen. Die betrübte Braut wird zur bestimmten Stunde in sechsspänniger Hofkutsche abgeholt, und die Begleitung schließt sich zu Pferde an. Aber der desperate erste Liebhaber hat seinen Stand bei einem wohlgelegenen Hause vor dem Thor genommen, und wie der Wagen dort vorüberfährt, stürzt er hervor, gibt Feuer auf die Braut, fehlt jedoch, und schießt einer Dame neben ihr den Hauptschmuck vom Kopf herunter. Er merkt an dem Geschrei, daß er fehlgeschossen, eilt daher in's Haus, und es gelingt ihm, in der allgemeinen Verwirrung zu entrinnen. Die Reise wird unterdessen nach einiger Unterbrechung fortgesetzt, und die Hochzeit geht vor sich. Aber der Gatte entartet bald zu einem grimmigen Haustyrannen, der die Gattin tagtäglich auf's härteste mißhandelt; so daß sie zuletzt dem Kummer, Gram und Herzeleid erliegend, kaum 30 Jahre alt, in der Blüthe ihres Lebens am gebrochenen Herzen stirbt. Der verzweifelte Liebhaber that später eine

gute Heirath, und lebte, als Rist die Sache niederschrieb, noch in gutem Wohlstand. *)

Einen anderen Fall hat der bekannte Spengler aufbehalten, der Folgendes erzählt: **) zu ihm sey einst ein Bewohner der Stadt aus einer der ersten Familien Nürnbergs gekommen und habe in einem Tuche eingewickelt einen runden Crystall zu ihm gebracht, von dem er gesagt: er habe ihn von einem Fremden erhalten, den er vor vielen Jahren zufällig auf dem Markt getroffen, und auf seine Bitte drei Tage in seinem Hause bewirthet. Beim Abschied habe der zum Danke ihm den Crystall zurückgelassen, und ihm dabei gesagt: wenn er irgend etwas Verborgenes zu wissen verlange, solle er einen unschuldigen Knaben in denselben sehen lassen; und wenn er diesen nun befrage um das, was er sehe, werde derselbe, was er zu wissen begehre, erblicken und ihm anzeigen. Er bezeugte dabei: er sey in dieser Sache niemal betrogen worden, sondern habe viel Wunderbares durch die Vermittlung des Knaben erfahren; während andere Leute nichts als ein pures, schönes Glas gesehen, außer denn seine Hausfrau, welche, als sie mit einem Knaben schwanger gegangen, nun gleichfalls die Gestalten (durch Vermittlung ihrer Frucht?) in ihm erblickt. Zuerst sey immer die Gestalt eines Mannes erschienen in der Kleidung, wie sie damals üblich gewesen. Dann habe das Uebrige sich sichtbarlich hinzugefunden, nach dem man gefragt; zuletzt, wenn Alles abgethan gewesen, sey die Gestalt des Mannes davon gegangen, und dann das Uebrige verschwunden. Die besagte Gestalt sey übrigens oft gesehen worden, wie sie die Stadt durchwandelt, und in die Kirchen eingetreten. Die Sache war bald in Nürnberg ausgekommen; so daß wenn jemand die Wahrheit läugnete, oder ein Vergehen verhehlte, man

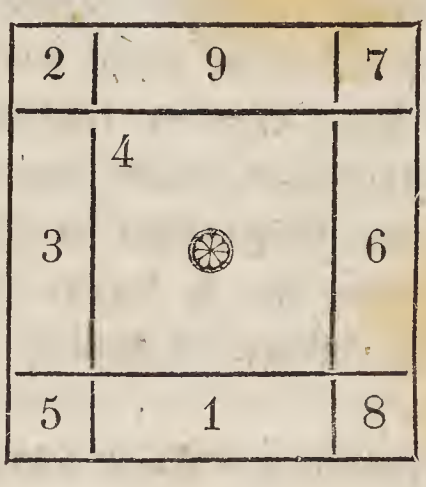
*) J. Risten's alleredelste Zeitverkürzung S. 255 u. f.

**) In der Vorrede zu seiner Ausgabe von Plutarch's Schrift de defectu oraculorum.

ihn mit dem Manne im Crystall zu bedrohen pflegte. Auch wurde einmal von Gelehrten ein Zweifel in ihrer Wissenschaft vor den Crystall gebracht, und die Antwort im Crystall gelesen. Das hatte der Inhaber nebst noch vielerlei Anderem früher dem Berichterstatter erzählt, seither waren ihm Scrupel aufgestiegen, und er kam eines Tages zurück und sagte: er glaube, es sey jetzt Zeit, sich jedes weiteren Gebrauches des Crystalles abzuthun. Er sey nun überzeugt, er habe sich mit ihm nicht wenig versündigt, und darüber schon seit lange große Gewissensvorwürfe verspürt; darum sey er Raths geworden, sich nicht ferner mehr damit zu schaffen zu machen. Darum übergebe er ihm, was er empfangen, und gestatte ihm gern, damit anzufangen, was ihm beliebe. Spengler lobte ihn dieses seines Entschlusses wegen, übernahm den Crystall, und nachdem er ihn in Stücke zerschlagen, warf er ihn zugleich mit dem seidenen Tüchlein, worin er gewickelt war, in den Abtritt.

So lautet der Bericht von diesem Vorgang, ohne Zweifel mit Wahrhaftigkeit aufgefaßt, aber zu wenig von den näheren Umständen enthaltend; überdem außer der Angabe des Inhabers durch keinen weiteren Zeugenbeweis unterstützt; und darum nicht hinreichend, um ein irgend sicheres Urtheil über die Sache zu fällen. Darum ist es erwünscht, daß man in neuester Zeit darüber eine bestätigende Erfahrung gemacht; die, was dieser älteren fehlt, vollständig ergänzt, und alle Sicherheit gewährt, die man in solchen Fällen irgend verlangen kann. Aegypten, seit den Zeiten der Pharaonen wegen seiner Zauberkünste berufen, hat diesen Fall geboten. Engländische und französische Reisende hatten erfahren: in Cairo befinde sich ein Magier Scheikh Abda el Kader el-Moghrebi, d. i. aus dem Westland Marocco, der sich mit solcher Art des Zaubers abgebe, und im Hause des Consuls Salt schon einen Dieb mit seiner Kunst entdeckt. Sie machten daher alle gemeinsam und auch jeder für sich, zu verschiedenen

Zeiten und an verschiedenen Orten Versuche mit ihm, die sie später eben so gesondert bekannt gemacht. *) Die Weise seines Verfahrens aber war folgende. Ein noch nicht mannbarer Knabe, eine Jungfrau, eine schwangere Frau, oder eine schwarze Sclavin, wie sie sich eben bieten, werden gewählt, um die Gesichte zu schauen, und die geschauten auszusprechen. Dem Gewählten zeichnet der Magier mit der Rohrfeder in die rechte flache Hand mit schwarzer Dinte ein Viereck in dieser Form, und nachdem er in die neun



kleineren Quadrate die neun Zahlenziffern in der vorgestellten Ordnung eingeschrieben, gießt er in die Mitte des größten

*) Die Engländer in: An account of the manners and Customs of the modern Egyptians, written in Egypt during the years 1833 — 34 and 35, partly from notes made during a former visit to that country in the years 1825, 26, 27, 28, by Edward William Lane. 2 Vol. Lond. 1837. Der Bericht steht Vol. I. p. 346—360. Neben dem Verf. waren hier als Zeugen zugegen Lord Prudhoe, der seither die genaue Wahrheit des Berichtes gegen jeden betheuert, der deswegen nachgefragt, Major Felix und der Resident Salt, denen sich noch als fünfter ein ungenannter Hochgestellter beigefügt, der im quarterly Review N. CXVII. July 1837. p. 203 weitere Aufschlüsse giebt. Ueber die Versuche, die die Franzosen ihrerseits bei ihrem Residenten angestellt, hat Leon Delaborde im Augustheft der Revue des deux mondes vom Jahre 1833 übereinstimmende Nachricht ertheilt, so daß also in Bezug auf den Zeugenbeweis an der Thatsache nicht die mindeste Ausstellung zu machen ist.

etwa einen halben Theelöffel voll derselben dicken Dinte; so daß sie einen Ball von der Dicke einer Pistolenkugel und in ihr einen Spiegel bildet, in dem er das Individuum sich zuerst selbst beschauen läßt. Zuvor hat er auf einen schmalen Streifen Papier einen arabischen Zauber aufgeschrieben, ein Theil des 21. Verses des 50. Capitels vom Koran lautend: Und dies ist die Entfernung, und wir haben entfernt von dir deinen Schleier, und dein Gesicht ist heute scharf. Wahrheit! Wahrheit! Ein anderes Papier nimmt dann die gleichfalls arabische Anrufungsformel auf: Tarschun! Tarzuschun! kommt herab! kommt herab! seyd zugegen! wohin sind gegangen der Fürst und sein Heer? wo ist El-Ahhmar? der Fürst und sein Heer, erscheint ihr Diener dieser Namen! Tarschun und Tarzuschun sind nach der Deutung des Magiers die ihm dienstbaren Geister, El-Ahhmar ist also der Geisterfürst, die Formel wird in 6 Streifen zerschnitten. Der Knabe wird nun vor dem Magier auf einen Stuhl gesetzt, in Mitte der Gesellschaft, die beide ein Kreis umgibt; ein Becken mit glühenden Kohlen wird zwischen den Knaben und den Meister gestellt, der von einem zwiefachen Weihrauch Takeh mabachi, und Konsonbra Diaon genannt, zu gleichen Theilen in das Kohlenbecken wirft, von Zeit zu Zeit indischen Ambra beifügend, so daß ein dicker Rauch das Zimmer erfüllt und unangenehm auf die Augen wirkt. Er steckt das Papier mit den Worten aus dem Koran dann in den Vordertheil der Mütze des Knaben, wirft einen der mit der Anrufungsformel beschriebenen Papierstreifen in die Kohlen, und indem er nun die arabischen Worte:

Anziln ainha el Dschenni ona el Dschennum
Anziln betakki matalahontonhon aleikum
2 3 2
Taricki, Anziln, Taricki

mit einer gewissen, nothwendig innezuhaltenden Cadenz, die letzte Hälfte meist in der bezifferten Ordnung, wiederholend

murmelt oder singt, unterbricht er dies Recitativ nur, indem er den Knaben, dessen Hand er immerfort in der seinen hält, fragt: ob er etwas im Dintenspiegel sehe. Der Antwort Nein auf die erste Frage folgt eine Minute später ein Zittern des Knaben, der nun ausruft: ich sehe einen Mann, der mit dem Besen den Boden fegt. Sage mir, wenn er fertig ist, erwidert der Magier, und fährt mit der Beschwörung fort. Jetzt ist er zu Ende! ruft der Knabe, und jener unterbricht wieder sein Murmeln mit der Frage: ob er wisse, was eine Fahne sey, und da die Antwort bejahend ausfällt, so erwidert jener: so sprich denn, bring eine Flagge! Der Knabe thut so, und sagt bald, er hat eine gebracht; welcher Farbe? roth. So ließ er ihn nacheinander eine schwarze, weiße, grüne, blaue fordern, bis er sieben vor sich sah. Während dessen hatte der Magier den zweiten und dritten Papierstreifen mit Anrufungen in das Feuerbecken geworfen, dabei neues Rauchwerk aufgelegt, und sang mit steigender Stimme an der Beschwörung fort. Nun hieß er den Knaben fordern, daß des Sultans Zelt aufgeschlagen werde, es geschah; Truppen wurden dann verlangt; sie kamen und schlugen ihr Lager um das grüne Zelt ihres Herrn auf; sie mußten nun in Reih und Glied treten, und der vierte, bald auch der fünfte Streifen wurden in's Feuer geworfen. Ein Ochs mußte beigeschafft werden; vier Männer brachten ihn auf des Knaben Begehr hergeschleppt; drei andere schlugen ihn, er wurde getheilt, in Stücken an's Feuer gesetzt, und als Alles bereitet war, wurde es den Soldaten vorgesetzt; sie aßen und wuschen darauf ihre Hände. Das Alles beschrieb der Knabe, als ob er es vor sich sehe.

Das Alles kehrte unveränderlich, bei jeder einzelnen solchen Handlung und bei jedem Knaben, wieder und endete damit, daß der Magier ihm gebot, den Sultan zu fordern; der sofort mit schwarzem Barte, grünem Baniſch und einer hohen rothen Kappe bedeckt, auf einem Braunen zu seinem Zelte ritt, abstieg, in ihm niedersaß, Caffee trank, und die

Aufwartung seines Hofes annahm. Nun sagte er zu der Gesellschaft: welche Frage irgend jemand thun möchte; jetzt ist es an der Zeit. Lane forderte nun Lord Nelson; der Magier gebot dem Knaben zu sagen: mein Meister grüßt dich und begehrt, daß du den Lord Nelson bringest; bring ihn mir vor Augen, daß ich ihn sehe, eilig! Der Knabe that so, und sagte allsofort: ein Bote ist abgegangen, und bringt jetzt einen Mann in schwarzer (dunkelblau ist den Orientalen schwarz) europäischer Kleidung, der Mann hat seinen linken Arm verloren. Er hielt dann einige Augenblicke inne; darauf tiefer und angestrengter in die Dinte sehend, sagte er: nein er hat den linken Arm nicht verloren, er hat ihn vor der Brust. Nelson pflegte den Aermel des verlorenen Armes vor der Brust zu befestigen; aber er hatte nicht den linken, sondern den rechten Arm verloren. Ohne von dem Mißgriff etwas zu sagen, fragte Lane nun den Magier, ob die Gegenstände in der Dinte erschienen, als wenn sie vor Augen stünden, oder wie in einem Spiegel. Wie in einem Spiegel, war die Antwort, und das erklärte den Irrthum des Knaben vollkommen; der übrigens von Nelson nie etwas gehört zu haben schien, da er nur nach mehreren Versuchen den Namen aussprechen lernte. Der Andere, den er forderte, war ein Aegyptier, der lange als Resident in England sich aufgehalten, und als Lane sich eingeschifft, an langwieriger Krankheit bettlägerig war. Der Knabe sagte: hier wird ein Mann auf einer Bahre herbeigebracht, in ein Betttuch eingehüllt; er beschrieb dabei sein Gesicht als bedeckt, und ihm wurde gesagt: er solle verlangen, daß es enthüllt werde. Er that es, und sagte dann: sein Gesicht ist blaß, und er hat einen Schnurrbart, aber keinen Bart; was richtig war. Bei einer dieser Gelegenheiten war ein Engländer zugegen, der die Sache lächerlich machte, und sagte: nichts werde ihm Genüge leisten, als eine völlig ähnliche Erscheinung seines Vaters, von dem er sicher wußte, daß keiner der Anwesenden ihn kenne. Nachdem der Knabe nach ihm bei seinem Namen gerufen, beschrieb er einen Mann

in fränkischer Kleidung, eine Brille tragend, die Hand an's Haupt gelegt, mit dem einen Fuße auf dem Boden aufstehend, den andern aber hinten aufgehoben, als ob er von einem Stuhle aufstehe. Die Beschreibung war genau in jeder Beziehung, die Lage der Hand wurde durch ein anhaltendes Kopfweh herbeigeführt, die des Fußes aber war durch einen Sturz vom Pferde bei der Jagd veranlaßt worden. Delaborde seinerseits verlangte den Herzog De la Riviere. Der Bote wurde abgesendet, und ein Offizier wurde vor den Sultan gebracht, in Uniform mit Silberborden um Kragen, Aufschläge und seinen Hut. Delaborde war verwundert; denn der Herzog ist der Einzige in Frankreich, der als Oberjägermeister solche Borden trägt. Er fragte bei dieser Gelegenheit den Knaben, woran er den Sultan erkenne? Dieser erwiderte: seine Kleidung ist prächtig, seine Hofleute stehen vor ihm, die Arme gekreuzt vor der Brust, und bedienen ihn; er hat den Ehrenplatz auf dem Divan und seine Pfeife und Caffeekanne glänzen von Diamanten. Auf die weitere Frage, woran er erkannt, daß der Sultan nach dem Herzog gesendet? erwiderte er: ich hörte seine Worte in meinen Ohren, und sah seine Lippen sich dazu bewegen. Ein andermal verlangte einer der Gesellschaft den Shakspeare. Als der Knabe, ein Nubier, die Gestalt vor sich sah, brach er in Lachen aus, und sagte: hier ist ein Mann, der hat den Bart unter seiner Lippe und nicht am Kinn, und hat auf dem Kopfe wie einen umgestürzten Becher. Wo lebte er? fragte ein Anderer; auf einer Insel, war die Antwort.

Das war der Verlauf der Handlung, die indessen nicht zu jeder Zeit mit gleichem Erfolg gelang; wo das Fehlschlagen dann in der Regel dem Wetter, der Dummheit des Knaben oder seinem nicht gehörigen Alter zugeschrieben wurde. Zeigte er Furcht oder Unruhe bei den Gesichten, dann wurde er entlassen, und ein anderer für ihn eingestellt. War er ermüdet, oder sollte die Sache zu Ende gehen, dann legte der Magier ihm die Daumen auf seine Augen, einige Beschwörungen

hersagend, und nahm ihn von seinem Stuhle weg. Der Knabe versuchte dann wohl noch einmal in die Dinte zu sehen, um die schönen Dinge wieder zu erblicken. Er kam dann bald zu sich, und wurde sehr fröhlich in Erinnerung dessen, was er gesehen; gefiel sich darin, es wieder zu erzählen, immer neue Umstände hinzufügend; so daß man nicht zweifeln konnte, daß er die Erscheinungen wirklich geschaut. Statt des Knaben hatte er auch einst ein junges englisches Mädchen genommen, und als er ihre Hand bereitet, sah das Kind, nachdem es eine Zeitlang in die Dinte geschaut, einen Besen, der kehrte, ohne daß ihn ein Mann geführt; und erschrack darüber so sehr, daß sie nicht länger mehr hineinblicken mochte. Der Magier hatte bei einem dieser Versuche, des anwesenden Leo Delaborde gespannte Aufmerksamkeit, und die Macht, die sein Blick an die Person des Europäers übte, wohl bemerkt, und sagte ihm als er den Knaben entlassen: er sey sicher, durch ihn mit dem gleichen Erfolg, wie mit dem Entlassenen zu wirken. Die Gesellschaft drang in ihn, den Versuch zu wagen; nur ungern gab er der Aufforderung nach, und sah in kurzer Frist seine Gestalt, seine Augen sich trüben im Schwanken der Flüssigkeit, sah bald auch etwas; aber ein Grauen wandelte ihn an, und er brach ab, vorwendend: es sey vergebens, er sehe nichts. Er kaufte ihm indessen später um 30 Piaster das Geheimniß ab, und übte das Gelernte sogleich an seiner Seite mit Erfolg am Knaben desselben aus. Schnell nach Alexandria berufen, setzte er die Versuche um so eifriger fort, weil er dort ein Einverständniß des Magiers mit den Knaben, die er überdem in den entlegensten Quartieren der Stadt aufsuchte, nicht fürchten durfte, und es gelang ihm damit, wie er sagt, wunderbar. Unter Andern ließ er eines Tages Lord Prudhoe, der in Cairo war, erscheinen, und der Knabe, in der Beschreibung seines Anzugs, den er genau angab, sagte unter Andern: sieh, das ist sonderbar, er hat einen Säbel von Silber. In der That war der Lord vielleicht der Einzige in Afrika, der einen Säbel in silberner Scheide trug. Ein anderesmal sollte er

einen Dieb im Hause des Dragoman Msarra in Cairo entdecken; aber der Bote wollte trotz vielen Rauches und starker Beschwörungen nicht erscheinen. Endlich kam er doch und gab die Beschreibung seiner Gestalt, und von Bart und Turban, daß man nicht zweifeln durfte, er stehe vor ihm. Auch ein Engländer, der lange in Aegypten gewohnt, lernte die Kunst vom Magier. Der Berichterstatter im Review wollte eine Probe damit anstellen, und sandte nach einem Knaben. Der Proceß wurde durchgemacht, und gelang vollkommen. Begierig zu erfahren, worin das Geheimniß bestehe, erfuhr er: daß es ihm nur durch genaue Wiederholung der Formeln, die ihn der Magier gelehrt, gelungen sey. Er sey übrigens keiner Art von Gewalt oder Einfluß auf das Kind sich bewußt, und es finde durchaus kein geheimes Einverständniß von dieser Seite statt; und obgleich er später den gleichen Versuch noch mehrmal mit dem gleichen Erfolge wiederholte, sagte er doch immer, er wisse durchaus nicht, wie das Alles also sich begebe.

In der That konnte von einem solchen Einverständnisse zwischen dem Magier und dem Knaben nicht die Rede seyn; da es den Fragenden völlig frei stand, jeden Beliebigen von irgend woher zu wählen, und den Vorbereiteten dann um jede beliebige Person zu befragen. Auch der Magier trieb nicht irgend eine Gaukelei, etwa mit Anwendung eines Spiegels; die Zuschauer kannten schon, wie ein Augenzeuge ausdrücklich sagt, diese flache, moderne Erklärung, und merkten scharf auf. Der Schauplatz war Lane's Zimmer, 15 Fuß lang, auf 10 Breite; eine Thüre führte aus ihm in ein Cabinet, das sonst keinen Zugang hatte, und wo niemand sich befand. Im Zimmer selbst war bei einem Versuche nur er, der Magier und der Knabe, und Osman der Dolmetscher des Consulates. Der Magier saß still auf dem Sofa zwischen Lane und Osman, und der Erste beobachtete ihn und den Gefährten auf's allerschärfste; wie er mit seiner Linken die Finger von des Knaben rechter Hand, in der die Dinte sich befand, hielt, und nicht gestattete, daß er auch nur einen Augenblick die ganze Zeit

über von ihr auffah. Bei jeder Frage beobachtete der Zeuge den Osman aufs schärfste, und war gewiß, daß dieser dem Magier oder Knaben kein Zeichen gegeben; auch kannte er meist die geforderten Personen nicht. Er hatte Sorge getragen, daß er nie zuvor Verkehr mit den Knaben haben konnte; und sah wohl auch mitunter den Versuch mißlingen, wenn er im Falle war, Notizen mittheilen zu können. Kurz, es war keine Vorsicht zu ersinnen, die er nicht angewendet hätte. Einer der Augenzeugen, bei andern Versuchen der Art, versichert: es hätten wohl auch Zuschauer zwischen dem Magier und dem Knaben gesessen; der Erste sey zudem auch, wenn die Sache einmal im Gange gewesen, mitunter aufgestanden, und im Zimmer umhergegangen; so daß, da die Annahme eines groben Betruges ganz unstatthaft ist, zur Erklärung ein ganz anderer Weg eingeschlagen werden muß.

Da der Knabe Dinge sieht, die fernab in Raum und Zeit von ihm liegen, und die kein Anderer der Anwesenden gewahrt, so ist er hellsehend; da er es aber nicht gewesen, als man ihn gerufen, so ist er es geworden; kann es aber durch keinen Andern als den Magier geworden seyn. Dieser aber ist ein solcher, der sich auf dergleichen versteht, und auch die Gabe der Mittheilung an Leute, die dafür empfänglich sind, besitzt. Wie nämlich Laborde um die Einweihung in das Geheimniß mit ihm unterhandelt, rühmt er sich: wie er, von zwei berühmten Scheikh's seines Landes unterrichtet, neben diesem noch viel andere besitze; und der Europäer hat dabei Gelegenheit zu bemerken, daß manche dieser Wirkungen auf tiefen physicalischen Kenntnissen, andere auf einem mit Raschheit und Ungestüm wirksamen Magnetismus ruhen. So sagt er unter andern: „ich habe überdem die Gewalt, jemand auf der Stelle einschlafen zu machen, oder zu bewirken, daß er niederstürzt, sich an der Erde wälzt, in Wuth geräth, und doch mitten in diesen Anfällen mir Rede stehen und seine Geheimnisse enthüllen muß. Gefällt es mir noch, dann lasse ich irgend eine Person auf einem isolirten Taburete nieder-

sitzen, und indem ich mit besondern Manipulationen (dieselbe, deren die Magnetiseure sich bedienen) mich um ihn bewege, bewirke ich, daß er auf der Stelle einschläft; so jedoch, daß er mit offenen Augen spricht und sich benimmt, als sey er wach ganz und gar, was dann zu den wunderbarsten Ergebnissen führt." Man sieht also: hier ist eine entschieden kräftige, leicht in Mittheilung übergehende magnetische Anlage, die sich auch an einem durchdringenden, alles bewältigenden Auge, dessen Macht selbst Laborde gefühlt, zu erkennen gibt. Die größere oder geringere Empfänglichkeit des gewählten Individuums scheint gleichfalls das Gelingen zu bedingen; solche, die gleich Anfangs in ihren Angaben geirrt, werden daher als untauglich oder zu alt entlassen; die aber im Beginne schon das Rechte getroffen, blieben auch fortan bei ihm. Indem der Magier den Knaben bei der Hand faßt, und ihm zugleich gebietet, daß er unausgesetzt in die Flüssigkeit derselben blicke, muß sich vom Auge zur Hand und von dieser wieder zum andern Auge eine Strömung bilden, die gegen den Knaben gerichtet, allmälig in ihm jene magnetische Lösung hervorruft, die zum Hellsehen nothwendig erfordert wird. Der Rauch von Coriandersaamen, Amber und andern ätherische Oele enthaltenden Specereien, in die für schnellste Wirkung tauglichste Dunstform gebracht, wird auch seinerseits durch Stimmung der Empfänglichkeit förmlich mitwirken; wenn anders sonstige physische Einwirkungen nicht stören, wie es einmal geschehen, als stürmischer Himmel, wie der Magier gefürchtet, den Versuch gänzlich mißlingen machte. Der Eintritt der Wirkung zeigt sich durch eine Anwandlung der Furcht, ja bei reizbaren Individuen des Schreckens; und eine Trübung und Verwirrung des Auges im Schwanken der Flüssigkeit in der Hand, wie selbst Delaborde beim Versuch sie fühlte. Der Zustand bildet sich in stufenweisem Fortschritt langsam und allmälig aus, und diese Stufen werden von Seite des Magiers durch die nacheinander verbrannten Anrufungen jener Geister, die mit dem Hellsehen wirksam eintreten sollen; von

Seite des Knaben durch die Folge jener Erscheinungsreihe bezeichnet, die von der Selbstspiegelung ihren Ausgang nehmend, durch den fegenden Besen zu dem Manne, der ihn führt, übergeht; dann durch sieben Flaggen verschiedener Farben, als eben so viele Grade des Fortschrittes, vorschreitet; und mit der Schließung des Kreises der dienstbaren Geister um ihren Herrn, den Sultan, her sich geschlossen findet. Der Knabe ist nun hellsehend, der Tropfen Dinte ist was der Crystallspiegel in jenem älteren Versuche, wie der Sultan, was dort der Mann in alter Tracht; er dient dem Hellsehen zum Reflexe, das eben darum, wie die Heiligen die Dinge recht im Spiegel der Gottheit schauen, in diesem Naturspiegel sie catoptrisch, und darum verkehrt erblicken muß. Wie aber nun alle Naturkräfte ihre Herren haben, und der Gebieter der magnetischen, den alle von ihnen Belebten umstehen, und nach dem sie unverwandt hinblicken, im Erdpol wohnt; so hat auch jede geistige Macht einen geistigen Gebieter in Mitte des geistigen Kreises wohnend, der ihr sichtbar wird, wenn sie durch Steigerung in diesen seinen Kreis sich eingeführt findet. Wie aber in jenem höheren Schauen, der stete Gegenstand desselben, und die Liebe des Schauenden, der Herr es ist, der den Zustand herbeigeführt, und dabei Betrachtungen, Gebete, Weihen mitwirkend erscheinen; so ist es hier der Magier und die geistige Macht, mit der er im Rapporte steht, und die verschiedenen Anrufungen, die er durch des Feuers Zunge, oder die eigene zu ihm reden läßt, entsprechen genau den verschiedenen Stadien des Zustandes, den er hervorbringen will, und in denen die allmälige Uebertragung des Rapportes vom Beschwörenden auf den Beschworenen sich vollbringt. Der Hof des Sultans ist dann, nach orientalischer Anschauungsweise, nur der geistige Zauberkreis im Reflexe, in dessen Centrum das unvermittelte Sehen in der Gegenwart erfolgt; und die Citationen durch die ausgesendeten Boten bezeichnen, nur die Richtungen der centralschauenden Thätigkeit, auf diesen oder jenen Gegenstand, der

dann sogleich in den Gesichtskreis tritt; und zwar so, daß er in der Seele des Fragenden geschaut und gelesen wird. Der Zustand aber, wie er allmälig stufenweise sich gebildet, so auch nimmt er gradweise wieder ab; die Bilder schienen, nach Aussage der Zeugen, gegen das Ende allmälig sich mehr und mehr zu trüben, und verlieren sich ganz, wenn der Magier, die Daumen auf die Augen des Knaben legend, entgegengesetzte Strömung hervorruft, und dadurch den Rapport abreißt. Der Zustand, in dem alsdann der Knabe sich befindet, die Trunkenheit, das Unstäte im Auge, der Schweiß, der ihm auf der Stirne steht, und das Angegriffenseyn seines ganzen Wesens geben Zeugniß von dem Grade der Aufregung, in dem er sich zuvor befunden. Die Naturanlage und die Kraft des Magiers ist dabei, wie man sieht, das Wesentliche; und man merkt es dem Berichte der Europäer, die seine Kunst ihm abgelernt, leicht an: daß der Orientale ihnen wohl die Form treulich mitgetheilt, vom Wesen der Sache aber ihnen nicht mehr geben konnte, als er schon in ihnen vorgefunden, und etwa vorübergehend durch seine größere Kraft belebt; was die Resultate im Anfange verwirren, gegen das Ende aber ganz rückgängig machen mochte.

Wie um das Schauen im Crystall und Spiegel, so ist es um alle verwandten Verzweigungen der Wahrsagerei beschaffen. Ob Jemand vor Sonnenuntergang aus dreien Brunnen, nach einer alten Zauberanweisung, oder aus dem Taufbecken in einen Becher Wasser schöpft; ob er ein Feuer zündet, und nach Beschwörung der Geister des Wassers und des Feuers, nun in den Elementen die Zukunft zu erschauen sucht; ob es ein glänzend polirtes Schwert ist, das viele Leute schon erschlagen, oder auch die Patene des Priesters, auf der man nach Meister Hartliebs Ausdruck, Gott in der Messe handelt und wandelt; oder ob man endlich geschmolzene Metalle oder Wachs ins Wasser gießt; es lauft Alles auf dasselbe hinaus. Alle, selbst der Nagel eines Kindes, dessen man mitunter sich gebraucht, dienen nur als Spiegel; und

wenn der Hellsehende darin Wahrheit mit naheliegendem Trug erblickt, so wird dem Andern nichts als der Reflex seiner eigenen Bethörung entgegentreten. Den magischen zweideutigen Künsten dieser Art schließen sofort jene sich an, die, aus der früheren Naturverehrung hervorgegangen, über dem Grundsatze sich erbauten: alle geistige Freiheit in jeglichem Thun und Handeln sey von einer fatalistischen Naturnothwendigkeit beherrscht; jegliches Lebensschicksal liege daher in seinen bedingenden Motiven keimhaft in der Natur verborgen, und lasse sich sohin, ehe denn es sich vollbringe, zum Voraus in ihr lesen und erkennen. Aus diesem Grundsatze gingen dann Auspicien und Augurien hervor; Blitz, Donner und Wetterleuchten wurden in ihnen Boten der verhüllten Zukunft; im Erdbeben tönten dumpf die Warnungen des Schicksals aus den Tiefen; das brandende Meer müht sich von ihr zu reden, und Windesbrausen stürmt seinen Verhängnissen voran. An Pflanzen und Bäumen thun sie sich zum Voraus kund; und wie die Thiere sie in ihren Eingeweiden eingeschrieben tragen, so lenkt sie, wie den Schritt des Rosses, so auch besonders den Flug der Vögel, die in verhüllter Sprache von ihr zu singen und zu sagen wissen. Bedeutsam sind daher auch vor Vielem die Träume, bedeutsam auch die Geburten; weil ungewöhnliche Ereignisse in der moralischen Welt, durch seltsame Gestaltungen in der organischen sich anzukündigen pflegen. Auch die Loose fallen so oder anders durch dieselbe Naturmacht, die auch die Ereignisse so oder anders wendet; und so deutet denn im allgemeinen Zusammenhang immer eines auf das andere zurück. Vor Allem ist es der Himmel, — jenem Glauben zugleich Spiegel alles Irdischen, und die Stätte, wo die Schicksalsloose ausgehängt werden, damit jeder Sterbliche die seinigen erkenne, — der vorzüglich in letzterer Hinsicht viele ausgezeichnete Geister beschäftigt hat, die es an keiner Mühe haben fehlen lassen, um seine Geheimnisse zu ergründen. Wenn aber ihr Bemühen in manchen Fällen, die sich nicht wohl ablängnen lassen, zu einem Resultat geführt; so ist es minder Folge der

angestellten Rechnungen gewesen, als durch ein inneres Hellsehen des Astrologen, dem das Horoscop nur zum strahlensammelnden Spiegel gedient, gelungen. Die Rechnung konnte auch darum nicht zum Ziele führen, weil einerseits bei mangelhafter Kenntniß des Planetensystems schon mehrere Hauptgleichungen ihr gefehlt; andererseits das Horoscop nicht auf den Moment der Geburt, sondern auf den der Empfängniß hätte gestellt seyn müssen. Uebrigens hat es der Kunst, wie trüglich sie immer in so vielen Fällen sich erwiesen, nicht an Keckheit in der Anwendung gefehlt. Cecco Esculano, ein berühmter Astrolog des vierzehnten Jahrhunderts, der ein Buch: Comment. in sphaeram Sacrobusti über seine Kunst bekannt gemacht, war wegen Rückfälligkeit in alte Irrthümer im Jahre 1327 von der Inquisition zum Tode verurtheilt worden. In seinem Urtheil wird unter Andern als Grund angegeben: weil er in seinen Vorlesungen gesagt, durch die Herrschaft der Quarte der achten Sphäre würden göttliche Menschen geboren, die sich Dii de Nabcoh (wahrscheinlich erhabene Götter, vom semitischen Nabi, hoch) nennten, und die Gesetze und Meinungen der Welt änderten, wie Moyses, Merlin und Simon der Magier gethan. Weiter darum, daß er gelehrt: weil Christus bei seiner Geburt das Zeichen der Wage und zwar im zehnten Grade ihres Aufsteigens gehabt, darum müsse sein Tod für recht verhängt gehalten werden vermöge der Vorhersagung; er habe auch sterben müssen des Todes, den er wirklich gestorben. Weil ihm ferner im Winkel der Erde das Zeichen des Steinbocks gestanden, habe er müssen in einem Stalle geboren werden; seine Armuth habe sich eben so als die natürliche Folge davon ergeben, daß der Scorpion im zweiten Hause sich befunden; seine tiefe, unter Metaphern verhüllte Weisheit, aber sey ihm gekommen, weil Merkur im Zeichen der Zwillinge in seinem eigenen Hause, und im neunten Himmelstheil sich befunden. Eine solche Lehre, die den höchsten Akt göttlicher Freiheit in dieser Weise von der Naturnothwendigkeit ganz und gar abhängig macht, mußte von der Kirche mit aller Entschie-

denheit abgewehrt werden, und man sieht, wie nahe auch hier dämonischer Trug lauert. Das ist auch mehr oder weniger bei den verwandten Künsten der Fall, und sie gehören daher Alle näher oder ferner der Vorschule dämonischer Mystik an; am meisten jene, die sich zugleich einen Mißbrauch des Heiligen gestatten. Denn wie das Krankhafte gewisser Gattung ein Medium des Bösen ist, an das es sich mit Vorliebe hängt; so der Wahn im Geiste, der eben auch seinen krankhaften Zustand bezeichnet. Und wie das Böse in zwei Arten sich offenbart: einmal im Nichtthun des gebotenen Thuns, und dann im Thun des Schlechten; so gibt diese geistige Krankheit in zwei Weisen sich kund: einmal im Nichtglauben dessen, was beglaubigt ist; und dann im Glauben dessen, was als unglaubhaft verworfen werden sollte; also im Unglauben und im Aberglauben. Beide also, in allen ihren vielfältig wuchernden Verzweigungen, sind gleich sehr Aneignungsmittel für das Schlechte, und werden dadurch zu Bändern, die den Menschen mit dem wurzelhaft Bösen einigen.

Aus Schrepfers Zeit.

Ein Mann aus Leipzig, Namens Becker, der mit Brillen und andern geschliffenen Gläsern handelte, stand in Verbindung mit dem berüchtigten Schrepfer. Ein vorurtheilsfreier, unbefangener und angesehener Einwohner kam zu ihm, um Einiges von ihm zu kaufen. Jener Mann saß vor einem Pult, über ihm war ein Gerüste, das mit Gläsern verschiedener Art besetzt war. Während beide mit einander sprachen, fingen die Gläser an zu klingen, und gaben helle, durch die ganze Tonleiter modificirte Töne von sich. *) Was ist das?

*) Vgl. Blätter aus Prevorst 8. Samml. S. 27.

fragte der Käufer. O, antwortete Becker, ich kann das Zeug gar nicht los werden, es macht mir immer zu schaffen. Ein andermal kam eben derselbe zu Becker; kaum hatte sich dieser von seinem Sitz erhoben, als der Stuhl, auf dem er gesessen, sich von selbst umzudrehen schien. Der Käufer lächelte und sagte: So leicht bin ich nicht zu hintergehen; ein mechanisches Kunstwerk, oder auch Wirkung eines Magnets! Hier ist der Stuhl, antwortete Becker, untersuchen Sie ihn selbst, es ist ein gewöhnlicher, einfacher Stuhl, an der Bewegung, die er macht, habe ich gar keinen Theil. Doch daß es Dinge der Art gibt, und daß Einige wissen, was Andere nicht kennen, davon habe ich Lust Ihnen einen Beweis zu geben. — Er schrieb alsdann etwas auf ein Blatt Papier, faltete und versiegelte es, und gab es dem Käufer mit dem Bedeuten, es nicht zu öffnen, als wenn er in Absicht auf Schrepfer etwas Auffallendes hörte. Einige Zeit nachher wurde ihm gemeldet, daß Schrepfer sich erschossen habe. Ihm fiel das versiegelte Blatt ein, und er eilte damit zu Becker, der sogleich zu ihm sagte: Jetzt können Sie lesen, was ich geschrieben habe. Er erbrach das Blatt, und auf selbigem stand geschrieben: Den . . . . . wird Schrepfer sich im Rosenthal erschießen.

Nach diesem aus den hinterlassenen Papieren eines würdigen Mannes genommenen Bericht hätte also Schrepfer, mit welchem Becker in Verhältnissen stand, wirklich magische Kenntnisse besessen, wie auch andere Nachrichten über ihn beweisen. Daß solche nicht ganz guter Art waren, scheint sein Ende zu zeigen. Es laufen über ihn die widersprechendsten Urtheile umher. Die Meisten halten ihn für einen bloßen Betrüger, dabei für einen sehr unwissenden Menschen; es sind aber zum großen Theil solche, die überhaupt keine magische Künste für wahr gelten lassen. Andere behaupten, daß er wirklich geheime Kenntnisse besessen, aber auf eine unredliche Weise dazu gelangt sey. Er ist und bleibt vielleicht für immer, wie manche Person oder Sache, ein unauflösbares Räthsel.

— y —

Heraustreten der Seele.

1.

Aus England.

(Morton on Apparitions in Ottwoys? the spectre or nows from the invisible World. p. 180.)

Einem jungen Mann in London, nach Mortons Zeugniß nüchtern, religiös, nicht zu wunderlichen Einbildungen geneigt, auch nicht närrisch oder kränkelnd, noch auch zur Doppelsichtigkeit oder Träumerei geneigt, sondern wohlunterrichtet, besonnen und wacker, geschah Folgendes: Er stand als Lehrling bei einem Kaufmanne in London, der eine Faktorei in Amerika hatte, und sollte sogleich dahin sich einschiffen. Das Schiff lag segelfertig in Gravsond; sein Lehrherr machte die nöthigen Briefe und sonstigen Abfertigungen für ihn zurecht, konnte ihn daher beim Drange der Arbeit nicht wie gewöhnlich mit zu Tische nehmen, und hieß ihn darum in der Schreibstube bleiben, bis er komme ihn abzulösen. Dem gemäß, als er abgespeist ging er hinunter, um ihn zum Essen hinaufzusenden, und sah ihn durch die Thüre der Schreibstube dort beim Buchhalter schreibend sitzen, wie er ihn zuvor verlassen. In dem Augenblicke wurde er durch irgend einen Umstand bestimmt, wieder die Treppe schnell hinauf zum Eßzimmer zu gehen, von wo er eben herabgestiegen; ließ daher den jungen Mann, ohne mit ihm zu reden, in der Schreibstube zurück; wie er aber oben war, sah er ihn mit seinen andern Leuten am Tische sitzen. Das Vorzimmer, in dem sie saßen, öffnete gegen die Treppe und konnte von ihm ganz übersehen werden, so daß darin kein Irrthum stattfinden mochte. Der junge Mann, wenn er sich nicht unsichtbar zu machen verstand,

konnte nicht ungesehen auf der Treppe an ihm vorübergegangen seyn, was ihm auch die Schicklichkeit nicht gestattet hätte. Der Lehrherr sprach nicht zu ihm, was ihn nachher gereute, sondern ging in der Bestürzung vorüber in das Eßzimmer, das rechts von dem der Leute lag; aber er sandte von da sogleich Jemand hinüber, nachzusehen, ob er wirklich dort am Essen sitze, und er war ganz eigentlich dort; so daß, was er in der Schreibstube gesehen hatte, das Scheinbild gewesen seyn mußte. Daß es Anlage bei ihm war, ergiebt sich aus spätern Umständen, die sich mit ihm zugetragen.

Er war seit längerer Zeit in Boston und ging von da aus seinen Lehrherrn, im Postscripte eines Briefes, um Nachricht wegen seines Bruders an. Denn, sagte er, jüngst am 20. Juni, als ich völlig wachend nach 6 Uhr in der Frühe im Bette lag, sah ich diesen meinen Bruder am Fuße des Bettes die Vorhänge öffnen, und er blickte, ohne zu sprechen, mir in's Gesicht. Ich voller Schrecken faßte mich doch genug, um sagen zu können: Bruder, was ist's mit dir? Er hatte seinen Kopf mit einem blutigen Tuch umwunden, war sehr blaß und schrecklich anzusehen, und sagte: ich bin schrecklich ermordet von dem und dem, aber mir soll Gerechtigkeit werden; worauf er verschwand. Der junge Mensch, ein Student in London, war, 14 Tage vor dem Datum des Briefes, dort in einer Schlägerei mit einem Schüreisen niedergeschlagen worden, und bald darauf an der Wunde gestorben.

Morton hatte den Brief eine Stunde nach seiner Ankunft in London gelesen, kannte die Hand des Schreibers, wie ihn und seinen Bruder vollkommen wohl, konnte also nicht hintergangen werden.

2.

Mittheilung aus der Schweiz.

Wer die Localität unsers Hauses kennt, wird sich erinnern, daß sich oben drei aneinanderreihende Zimmer befinden, von denen das erste mein Schlafzimmer, das zweite das Schlafzimmer meines Mannes und das dritte die große Amtsstube ist.

Es war in der Mitte Julis 1842, wo wir nach einem auf gewöhnliche Lebensweise, und man kann sagen, mit ganz gleichgültiger Gemüthsstimmung, zurückgelegten Tag, ungefähr um 10 Uhr Abends in die obere Etage uns begaben, gegenseitig gute Nacht sagten, ich rechts in mein Zimmer und mein Mann etwas links in sein anstoßendes.

Plötzlich vernahm ich in meinem Zimmer, nachdem ich schon einige Stunden sehr wohl geschlafen, ein starkes Geräusch, das sich aber schwer vergleichen läßt, weil ich in diesem Augenblicke erst erwachte, und vergebens auf Wiederholung desselben, oder eines leisen Athemzuges irgend eines lebenden Wesens wartete. Alles um mich war völlig stille, und die Verbindungs-Thüre schien mir eben so wohl verschlossen, als die am Eingang. Selbst mein zweijähriges Kind, das in meinem Bette mir zur Seite schlief, athmete tief und vor Schrecken aufgeregt; doch war es nicht erwacht.

Zu sehr hielt ich mich überzeugt, daß dieß Getöse wirklich in meinem Zimmer war, zu gewiß wußte ich, daß es keinen Falls von einem kleinen Thiere hervorgebracht wurde, und daß kein großes in dasselbe gekommen seyn konnte, was sich auch des folgenden Morgens durch die fest verschlossenen Thüren bewies. Je länger ich lauschte, je ärgerlicher und ängstlicher wurde ich, weil sich Nichts zu meiner befriedigenden Beruhigung heraus stellen wollte, und immer größer wurde der Drang, zu meinem Manne hinüber zu springen, ihn Licht anzünden zu heißen, um in meinem Zimmer Nachforschungen anstellen zu können. Ich dachte bei mir, ist es ein Mensch,

so wird sich's vielleicht bald und um so eher wieder regen, wenn ich stillschweigend beobachte; und sollte es doch nur ein Thier seyn, so habe ich nichts zu fürchten. Aber immer kämpfte ich mit mir selbst, ob ich nicht doch besser thäte, schnell heraus zu springen und meinen Mann zu wecken; allein die Liebe zum Kind hielt mich fest an dessen Seite, und auch ein wenig Schaam, — daß wenn er suchte und vielleicht nichts fände, er mich kindischer Furcht beschuldigen möchte, — obwohl ich geistig bei ihm war, mit ihm sprechen wollte.

So mochte ich ungefähr eine halbe Stunde hingebracht haben, als die Uhr in meines Mannes Zimmer 2 schlug, wo ich endlich im Bette mich aufrichtete, allenthalben umher blickte, und auch da zu bemerken glaubte, daß Alles in gewohnter Ordnung sey, wozu mir die nicht finstere Nacht verhilflich war.

Ermüdet durch 2 Stunden langes Wachen und der Beruhigung, daß dasjenige, was ich hörte, gar nichts Störenwollendes für mich gewesen seyn müsse, schlief ich endlich ein, und erwachte erst wieder zur gewohnten Stunde des Aufstehens, wo mein erstes war, zu schauen, ob die Thüren auch gehörig zu seyen, und kein fremdes Wesen in meinem Zimmer sich aufhalte: allein Alles war in Ordnung, nichts verrückt oder herabgefallen.

Ich begann mich anzukleiden, und bald kam mein Mann in's Zimmer, mich zu fragen, was mir heute Nacht gefehlt habe? Ob ich vielleicht Zündhölzlein aus seinem Nachttischlein gewünscht, oder in der großen Amtsstube, wo sich deren gewöhnlich auf dem Kamine befinden, — gesucht hätte? Ich erwiederte, daß ich eine halbe Stunde vor 2 Uhr erwacht sey, aber bestimmt nicht aus dem Bette kam. Hierauf erzählte er mir ausführlich, daß er plötzlich erwacht sey, mich ganz leise auf den Zehen durch meine Thüre in sein Zimmer kommen sah, als wolle ich ihn nicht wecken, sogar daß ich weiße Strümpfe an hatte (was zwar im Bette nie der Fall ist), gewahrte er, und wollte nur warten, ob ich nichts zu

ihm sagen werde. Aber ich ging blos an ihm vorüber, begab mich in die Amtsstube, sodann zu deren Thüre hinaus, auf den Estrich hinauf, welcher sich ob unsern Zimmern hinzieht, wo er sogar ober seinem Kopfe noch deutlich meine Schritte zu hören glaubte, und das Holz seiner Zimmerdecke krachte.

Mein Mann glaubte zu gewiß, daß ich es war, um den geringsten Zweifel darein zu setzen, und wollte mich doch nicht anrufen, da er sogar an die Möglichkeit dachte, daß ich mondsüchtig seyn könnte, ließ alle weitere Vermuthungen dahin gestellt seyn, bis zum folgenden Morgen, wo er mich dann befragen wollte, und gab sich sehr bald darauf in aller Behaglichkeit dem Schlafe wieder hin.

Natürlich waren wir nach beiderseitiger Erklärung, ob diesem äußerst sonderbaren, als gleichzeitigen Zusammentreffen sehr verwundert, und bis zur heutigen Stunde ist uns diese Scene noch so dunkel, wie uns überhaupt nicht dünkt, daß bei der Verschiedenheit unserer Wesen, diese doch in so eng geistiger Verbindung stehen könnten, und wohl möglich, daß der wahre Aufschluß in jenes Leben hinüber spielt, wo uns die Kraft geistigen Wirkens klarer seyn wird, als ihn alle Gelehrsamkeit im irdischen Leben zu geben vermag.

Der Einsender bemerkt zu vorstehender Geschichte, daß ihm hier ein sogenanntes Heraustreten der Seele stattgefunden zu haben scheine. Eigenthümlich hiebei ist aber, und wie ich glaube neu, das (vielleicht nur subjektive) Geräusch, welches dem Erwachen vorherging und das Heraustreten zur Folge hatte; dann die Fortdauer des klaren, überlegenden Bewußtseyns. Das herausgetretene Seelenbild (so nenne ich es lieber, als Seele) begab sich durch die Amtsstube nach dem Estrich; was wurde dort aus ihm? Fand eine Rückkehr zu der wirklichen Person statt? Wohl schwerlich! Vergleiche ich diesen Fall mit manchen verwandten, so möchte ich fast vermuthen,

daß die reelle menschliche Individualität unter gewissen Umständen Scheinbilder ihrer selbst hervorzubringen vermag, die wie Traumgestalten dem Gegenstand ihrer Sehnsucht polarisch angezogen zuwandeln, demselben sichtbar werden, und nach erreichtem Zwecke spurlos verschwinden. Diese Schemen würden sich demnach sehr von den Erscheinungen Abgeschiedener, in welchen deren reelle Individualität enthalten ist, unterscheiden, und durch den plastischen Trieb der Seele bewußtlos hervorgebracht werden. Das sich selbst Sehen beruht, wie ich glaube, auf dem gleichen Grunde; hier wird durch eine Art luxurirenden Bildungstriebes eine Scheingestalt der konkreten wirklichen Person äußerlich hervorgebracht. —

Schließlich sey nun noch bemerkt, daß Spukerei in jenem Hause meines Wissens weder vor, noch nachher beobachtet worden ist. — Die Dame, welche die Sache erzählt, ist in den dreißiger Jahren, und erfreut sich der besten Gesundheit.

— R. —

Bemerkung hiezu.

Für dieses Heraustreten der Seele (oder nach dem Einsender des Obigen, — des Seelenbildes) aus dem Körper, und für das sich vermittelst des Nervengeistes und der Luft, sichtbar, fühlbar und hörbar machen in der Ferne, finden wir in der Geschichte der Seherin von Prevorst und in den Geschichten anderer Magnetischer Belege, aber in keiner Geschichte zeigt sich diese Erscheinung auffallender als in der in unserem vorigen Hefte gegebenen Geschichte einer Idiosomnambulen, zu der wir hier, eben in Beziehung auf jenes Heraustreten der Seele, noch einige merkwürdige uns mitgetheilte Nachträge geben.

Nachträge

zur Geschichte einer Idiosomnambulen im vorigen Hefte.

I. Es war einige Wochen vor Neujahr 1832, als S. B. in ihren magnetischen Schläfen zu ihren Schwestern sagte, daß sie am Berchtoldstag, als den 2. Januar 1832, über die Hettinger Brücke gehen, und daß sie alsdann tanzen würden. Die Schwestern aber, welche noch an keine Parthie auf diesen Tag eingeladen worden, bezweifelten dieß, — allein Susette bestand darauf. (Es ist hier zu bemerken, daß dieser Tag in Z. ein allgemeiner Freudentag ist, an welchem sich die meisten jungen, auch ältern Leuten, in Gesellschaften vereinigen, um den Abend und die Nacht dieses Tages theils durch Mahlzeiten, Spielen, am meisten aber mit Tanz durchzumachen.) Wie gesagt, also war ihren Schwestern noch nicht das geringste einer solchen sogenannten Berchtholden bekannt, und da ihre Schwester so tief im Bette lag, so dachten sie auch nicht an eine solche Fête.

Genug! zwei Wochen vor dem Neujahr wurden wir Freunde unter einander einig, eine solche Berchtolden zu veranstalten. Da die Schwestern B. uns die bekanntesten und auch die liebsten Frauenzimmer waren, so luden wir solche als Tänzerinnen ein. Wegen der Krankheit ihrer Schwester weigerten sie sich solches anzunehmen. Susette im magnetischen Schlaf, aber guter und fröhlicher Laune, munterte sie aber dazu auf, und versicherte dieselben, sich ihretwegen kein Bedenken zu machen, denn eine Freude in Ehren sey erlaubt, und sie werde es ihnen nicht verübeln. Gut! Es wird Berchtoldstag Abend, und die zwei ältesten Schwestern von S. sind bereit ihren Tänzern zu folgen. Und richtig mußten wir, um an diesen Ort, wo wir unsern Tanz hatten, zu kommen, über die Hettinger Brücke gehen. Bei ihrem

Fortgehen wünscht ihnen S. noch viel Vergnügen dazu und schläft magnetisch ein. Es dauert nicht lange, so fängt sie unter Lachen zu erzählen an, was die jungen Leute für Spiele und Schwänke trieben, daß sie auch dabei und die ganze Gesellschaft so einig, herzlich vergnügt und lustig sey, als man sich nur denken könne. So dauerte dieß die ganze Nacht, stets beschäftigte sie sich mit uns, nannte jedes Spiel, das wir spielten und jeden Tanz, den wir tanzten. — Als wir dann am Morgen nach Hause kehrten und die Schwestern zu erzählen anfangen wollten, wurde ihnen zu ihrem größten Erstaunen von der Mutter alles Getriebene und Vorgefallene erzählt. Als sie dann zu ihrer Schwester kamen, lachte diese und versicherte sie, daß sie (S.) die ganze Nacht bei ihnen gewesen sey und sich mit ihnen gefreut habe. — Man mag dieses nun deuten, wie man will, aber es ist wahr und es sind einige Personen, die dieses erzählen können.

II. Als der Bruder Gottfried zu S. kam, um bei ihr Abschied zu nehmen, weil er wieder verreiste, so fragte S. ihn noch, ob sie ihn wohl auch besuchen solle. G., wohl merkend, in welchem Sinne dieß gemeint sey, bat S., ihn ruhig zu lassen und nicht auf eine ihm so sehr unangenehme und Furcht erregende Art heimzusuchen. S. sagte ihm aber, daß sie ihn dennoch, aber ihm unsichtbar und auf keine bösartige Weise besuchen werde. Kurze Zeit hernach spät am Abend schlief sie magnetisch ein und sagte, daß ihr Geist verreisen werde, um G. in S. zu besuchen. Bald nachdem sie eingeschlafen, erzählte sie, daß G. in seiner Kammer, sehr müde und mit Kummer für seine Schwester erfüllt, auf seinem Stuhle eingeschlafen sey. Es war 10 Uhr Abends. Einige Tage darauf erhielten die Eltern einen Brief von G., in welchem er meldete, daß er vor einigen Abenden um 10 Uhr von der Arbeit ermüdet auf seinem Stuhle in der Kammer eingeschlafen sey, und in diesem Schlafe hätte er folgenden Traum gehabt. Er habe nämlich ganz deutlich seine Schwester S. gesehen, welche mit einem Besen kehrte

und beständig kehrend sich ihm genähert und dann verschwunden sey. Er versicherte, daß ihm in seinem ganzen Leben nie etwas in einem Traume so klar und deutlich gewesen sey, und bestand darauf, S. habe ihn nach ihrem Versprechen auf diese Art besucht. Tag und Stunde von beiden trafen pünktlich überein.

III. Jetziges Ereigniß von Spukerei von S. scheint mir ein ziemlicher Beweis vom Daseyn des so sehr bekrittelten Nervengeistes und seiner Kräfte (S. die Seherin von Prevorst von Dr. Kerner) zu seyn. Die Thatsache ist wahr und hat sich an einem Orte und bei Leuten ereignet, welche weder wahnsinnig, noch abergläubisch oder dumm waren. Auch wurde über diese Erscheinung nicht abgesprochen und geurtheilt, ohne zu untersuchen, sondern von sachkundigen und wahrheitliebenden Männern untersucht.

Als S. sich in jenen Zuständen ihrer Krankheit befand, in welchen sie die Kraft zu spuken und ihren Geist von sich zu entfernen hatte, besuchte sie ein Vetter von ihr, Hr. Dr. Ruffli von Seengen im Canton Aargau. Als Hr. R. in's Haus trat, lag S. eben im schlafwachen, hellsehenden Zustande. Kaum war er im Wohnzimmer, so rief S., daß man Hrn. Dr. R., der ihr sehr lieb war, doch zu ihr führen wolle. Hrn. R. war dieß, besonders als Arzt, doppelt interessant und erwünscht, sie gerade in diesem Zustande zu sehen, in welchem sich ihr sonst gewöhnlich keine männliche Person nähern durfte. Als er bei ihr war und die Frendenbezeugungen beiderseits zu Ende waren, auch Hr. R. viel Interessantes von ihr vernommen, wollte er sich entfernen. Bevor S. dieses zuließ, äußerte sie den Wunsch und die Absicht, ihn bald einmal in S. zu besuchen. Hr. R. äußerte darüber seine ungeheuchelte Frende und sagte ihr, daß es ihn sehr freuen würde, wenn sie nach ihrer Genesung einige Zeit bei ihm die Molken und Kuhmilch trinken würde. Dann lächelte S. aber und sagte ihm, sie hätte im Sinne, ihn auf eine ganz andere und vielleicht unangenehme Art zu

besuchen. Hr. R. merkte leicht, in welcher Hinsicht und wie sie dieses meinte, und versicherte sie nochmals, daß ihm ihr Besuch zu jeder Zeit angenehm und eine Freude wäre. S. lächelte wieder und sagte, sie glaube doch nicht, daß ihm alsdann ihr Besuch sehr angenehm sey. Herr R. verreiste dann.

Einige Zeit, nachdem Hr. R. wieder nach S. zurückgekehrt war, gingen er und seine Frau zu Bette. Er war schon darin und seine Frau trat eben aus einem Nebenzimmer mit einem Lichte in der Hand, um ein Gleiches zu thun; kaum war sie im Zimmer, als sich die Thüre öffnete und S. trat in ihrem Nachtgewande in Pantoffeln herein, und blies der Frau R. das Licht aus! — Beide sahen sie und waren völlig wach, weder wahnsinnig noch träumend, noch abergläubisch oder dumm. Kurz sie sahen S. mit ihren leiblichen Augen und ganz deutlich. — Hr. R. schrieb sogleich nach Z. an die Eltern von S. und es ergab sich, daß S. um jene Zeit in tiefem magnetischem Schlaf und gleich einer Leiche dagelegen. —

Hr. R. besprach sich bald darauf mit einigen befreundeten Aerzten, welche sich aber trotz aller Anstrengung diese Begebenheit auf keine handgreifliche Weise und mit ihrem klaren Menschenverstande erklären und begreiflich machen konnten.

IV. Ein anderes Beispiel ist Folgendes. Die Mutter von S. besorgte eine Nacht durch einmal selbige und mußte ihr hauptsächlich immer warmen Thee in der Küche, welche im untern Stockwerke des Hauses war, besorgen. Als die Mutter einmal hinuntergehen wollte, um die Kanne frisch zu füllen, sagte S., die eben im magnetischen Schlaf lag, sie wolle die Mutter begleiten; die Mutter wußte wohl, wie S. dieses meinte und bat sie, dieß zu unterlassen und ihr zu ihrer sonstigen vielen Mühe nicht noch Schrecken und Furcht einzujagen. S. wurde ganz still. Die Mutter ging aus dem Zimmerchen und als sie oben an der Stiege war, wurde ihr das Licht, welches ganz ruhig brannte, da kein Lüftchen

ging, plötzlich ausgelöscht. Sie erschrack, ging hinunter, besorgte den Thee und als sie die Stiege hinauf ging, rauschte etwas wie Papier an ihr über die Flur vorüber und huschte neben ihr durch die Thüre in's Zimmer. Als sie eintrat, lachte S. und fragte, ob die Mutter sie bemerkt hätte. Die Mutter bejahte dieß, machte ihr aber einige Vorwürfe über die Angst und Schrecken, die S. ihr verursacht.

V. Einmal, als die Mutter durch das lange Wachen erschöpft sich zu Bette gelegt hatte und sehr angegriffen war, wachten an S. Bette ihr ältester Bruder K. und ihre jüngste Schwester Regula. S., die durchaus nur von der Mutter besorgt seyn wollte, begehrte, daß man selbige rufen sollte. K. machte ihr Vorstellungen, daß dieß jetzt nicht seyn könne und daß S. ihrer Mutter auch einmal die so sauer verdiente Ruhe gönnen sollte, er und R. wollten ihr ja alles mögliche Nöthige schon besorgen. S. ließ nicht nach und als K. die Mutter doch nicht rufen wollte, drohte ihm diese, sie würde ihn schon zwingen. K. winkte R., sie solle scheinbar die Mutter rufen, S. merkte dieß und drohte ihm mit glühenden Augen und schäumte vor Wuth, indem sie sagte: „Ich würde das nicht risquiren, wenn ich an Deiner Statt wäre!" K. dachte bei sich selbst: du bist nur meine Schwester und wirst mich doch nicht zwingen. Nach einigen Augenblicken sahen K. und R. ein auf dem Ofen sich befindliches Stückchen Brod in die Höhe hüpfen, ebenso die Arzneiflasche und andere auf dem Tische liegende Gegenstände. Dann hob sich plötzlich wie von unsichtbarer Hand heftig der Stuhl mit K. in die Höhe, welcher dann mit R. in der größten Angst in eine Ecke sprang und diesem Wesen mit Schaudern zusahen. Alsobald riefen sie dann ihre Mutter und S. lachte in ihrem Bette auf eine schauerliche Weise und mit Heftigkeit rief sie K. zu: „He! ich habe dich doch gezwungen!"

VI. An einem Abende, als die 2 Schwestern Schmied, Basen von S. und Töchter von einer Schwester von Frau B. ihren Laden eben schließen wollten, weil es dämmerte,

vernahm die ältere Schwester ein deutliches Stöhnen und Seufzen in einer Ecke des Ladens, sie machte ihre Schwester darauf aufmerksam, welche dieses ebenfalls bemerkte; gleich darauf zersprang mit starkem Knall die schöne große Glasglocke ihres Leuchters. Sie untersuchten sogleich und konnten nichts finden; ihnen ward unheimlich zu Muthe und so sprachen sie halb im Scherz: es geistet oder es ist jemand gestorben. Kaum waren sie zu Hause, so meldete man ihnen, daß so eben eine alte Base von ihnen, die schon lange krank gelegen, gestorben sey. — Dieß war die zweite Erfüllung der zwei nahen Särge, die S. in einem ihrer Schläfe gesehen. Es war ungefähr 8 Tage nach St's. Tod. Die erste war ihr Tod und was sich bei Erfüllung des dritten Sarges zugetragen, will ich gleich erzählen.

VII. Den 12. Mai 1833 Abends erkrankte Ferdinand K., der Sohn einer Schwester von Fr. B., ein gesunder, kräftiger und thätiger Jüngling von 22 Jahren, den ich sehr gut kannte. Er war Colorist oder Farbenbereiter in einer Fabrik im Hard an der Limmat, eine Viertelstunde von Z. entfernt. Er klagte nur über Kopfschmerzen und Uebelkeiten und sein Bruder Emil erbot sich, bei ihm zu wachen. F. lehnte dieß ab, er sagte, daß dieß schon besser werde. Emil ging nach Hause und am Morgen, ehe man seinen Tod (er starb gleich am 13. Morgens 6 Uhr) im elterlichen Hause erfuhr, erzählte seine Schwester Mina: Diesen Morgen um 6 Uhr, als sie nur noch geschlummert, hätte sie plötzlich einen leisen schnellen Schlag auf die Achsel bekommen (ganz nach ihres Bruder Ferdinands Gewohnheit, wenn er sich entfernte), darauf habe sie eine männliche Gestalt im Hemde aus dem Zimmer gehen sehen. Gleich darauf meldete man ihnen seinen Tod.

VIII. Den Tag darauf erhielten Hrn. K's. einen Brief von Röschen, einer Tochter des Hrn. B. (Fr. B. ist die Schwester von Fr. Br., Fr. Sh. und der sel. Fr. K., welche ihrem Vetter Ferdinand sehr lieb gewesen war.)

Diese erzählte: daß sie am Morgen des 13. plötzlich vor ihrem Bette ihren Vetter Ferd. gesehen, dieser habe ihr die Fronte seines Körpers gezeigt, welche ganz schwarz gewesen sey und gesprochen: „vorne herunter ist Leid!" (Trauer), sodann habe er sich gedreht und hinten wäre er ganz roth gewesen; dann habe er gesagt: „hinten herunter ist Freude!" und sey verschwunden. Diese Nachricht kam nach Z., ehe man den Tod Ferdinands geschrieben hatte. In diesem Brief bat Röschen, man möchte ihnen doch gleich Nachricht geben, denn sie besorge, es möchte etwas Trauriges vorgefallen seyn.

Diese sonderbare Begebenheit ist uns allen unerklärlich und wissen gar nicht, was wir daraus machen sollen. Wir sind gespannt, was sich wohl noch ereignen möge, denn dieß deutet offenbar etwas Kommendes an.

Der Ritter und der Knabe.

Herr Dr. Menzel erzählt bei Beurtheilung des letzten Heftes dieser Blätter folgende Geschichte.

Zum Dank für den Genuß, den uns diese neuen Geistergeschichten gewährt haben, wollen wir auch eine Preis geben. Vor mehreren Jahren wurde der Knabe eines wohlhabenden Edelmanns des Nachts durch ein Traumgesicht erschreckt. Er sah einen Ritter in verrostetem Harnisch vor sich, der ihm erklärte, nur durch ihn könne er erlöst werden. Dabei reichte er ihm einen großen verrosteten Schlüssel hin und gebot ihm, diesen Schlüssel am nächsten Himmelfahrtstage Morgens unter der Predigt von einer gewissen Brücke herab in den Fluß zu werfen. Der Knabe erwachte entsetzt, klagte, was er gesehen, seinem Vater und dieser hätte sich und ihn

beruhigt, wenn nicht — der alte Schlüssel, von dem man nie etwas zuvor im Schlosse gesehen, wirklich im Bette des Knaben gefunden worden wäre. Der Vater kannte die Ehrlichkeit des Knaben und konnte an Betrug nicht glauben. Doch schlug er sich die Sache wieder aus dem Sinn, bis der Ritter sich zum zweitenmal dem schlummernden Knaben vorstellte und Drohungen gegen ihn ausstieß, falls derselbe seine Bitte nicht erfüllen werde. Der Knabe klagte es wieder seinem Vater und dieser glaubte sich nun an den Geistlichen des Orts wenden zu müssen. Dem Geistlichen aber schien es räthlich, einmal die Familie zu beruhigen und zweitens alles Aufsehen zu vermeiden, um das Haus nicht in Verruf zu bringen. Da nun das Hineinwerfen des Schlüssels in's Wasser an sich durchaus nichts Bedenkliches haben konnte, so rieth er dem Edelmann, den Wunsch des Geistes zu erfüllen und erbot sich selbst mit dabei zu seyn, indem er am Himmelfahrtsmorgen einen Andern für sich predigen lassen wolle. Hierauf erschien der Ritter dem Knaben wieder, dankte ihm und war sehr freundlich. Es waren noch einige Wochen bis zum anberaumten Tage. In der Nacht vorher aber erschien der Ritter dem Knaben noch einmal, um ihn zu mahnen, daß er den Termin ja nicht versäume. Nun begaben sich am Himmelfahrtstage zur bestimmten Stunde der Edelmann und sein Sohn mit dem Pfarrer in aller Stille auf die Brücke und der Knabe warf den Schlüssel in's Wasser. Kaum aber waren sie in's Schloß heimgekehrt, als ein Bauer meldete, so eben sey ein großes Stück der alten auf einem Felsen über dem Fluß erhöhten Burgruine zusammengebrochen. Man untersuchte die Stelle und fand in einer engen, jetzt aufgebrochenen Vermauerung einen verrosteten Harnisch, in dem noch ein Gerippe steckte. Der Edelmann ließ das Gerippe begraben und in der nächsten Nacht erschien der Geist dem Knaben noch einmal und zum letztenmal, in lichtem Glanze, ihm dankend und verkündend, daß er nun erlöst sey.

Merkwürdige Beispiele von menschlichem Ahnungsvermögen. *)

An der Natur des Menschen gibt sich zuweilen das Walten jenes Führers, welcher dem Thiere gleich einer unsichtbaren schützenden Macht zugesellt ist, als zurechtweisende, warnende Stimme des Ahnungsvermögens kund. Die Aeußerungen dieses menschlichen Ahnungsvermögens sind von ungleich höherer und wunderbarerer Art als die des thierischen Instinktes. Denn während die instinktmäßigen Handlungen des Thieres entweder mit Bewegungen in der umgebenden Natur in Beziehung stehen, welche, obgleich unsern Sinnen verborgen, den Keim einer nahen künftigen Naturbegebenheit schon in sich tragen, oder wohl gar wie dunkle Erinnerungen erscheinen könnten an die frühern Entwicklungsstufen des eigenen Lebens und an seine Bedürfnisse, während dieselben mithin in ihren bewundernswürdigen Kombinationen einem gewöhnlichen, wenn auch schwierig zu lösenden Rechenexempel gleichen, sind die Handlungen und inneren Eingebungen des menschlichen Ahnungsvermögens ihrer Verkettung nach etwas durchaus Unberechenbares. Häufig sind sie der Vernunft auch darin unbegreiflich, weil sie völlig ohne Zweck und Folgen erscheinen, weil ihre Bilder der Seele sich eben so zufällig aufdrängen, wie das Bild eines Vorübergehenden, der uns auf der Straße begegnet. Denn was bringt es für den Engländer Williams in seinem abgelegenen Scrorrierhouse, oder was bringt es für Andere einen Nutzen, daß ihm dem Träumer, in einem Nachtgesicht die Ermordung des Lord Schatzmeisters Parceval so kund gegeben wird, als sey er selber als Augenzeuge dabei gestanden; welchen Zweck konnte es haben, daß der Schottländer

*) S.: „Ueber Ahnen und Wissen. Von Dr. G. H. v. Schubert." München, literarisch-artistische Anstalt, 1847.

Jac. Lodin auf seinem Sterbebette im Geist an die Stätte hingeführt wurde, wo man in demselben Augenblick Jakob V. ermordete. Dennoch fehlt es auch nicht an vielen Beispielen, in denen uns die Aeußerungen des menschlichen Ahnungsvermögens gleich den Eingebungen eines schützenden Engels erscheinen, welche entweder dem, welchem sie widerfahren, oder durch seine Vermittlung auch Andern zur Warnung, zur Rettung aus nahen Gefahren dienen.

Dr. Böhm, zu seiner Zeit Professor der Mathematik in Marburg, war ein durchaus nüchterner, verständiger Mann; allen Phantasien und Voraussetzungen, die nicht auf mathematisch festem Grund beruhten, von Herzen abgeneigt. Eines Tages wird er zu einem seiner Kollegen eingeladen, um dort mit andern Freunden und Bekannten einen vergnügten Nachmittag und Abend zuzubringen. Man unterhält sich bei dem Genusse einer Tasse Kaffee und bei dem Rauchen einer Pfeife Tabak ganz vortrefflich. Da überfällt plötzlich unsern Mathematiker ein unbeschreibliches Gefühl von Unruhe. Ihm ist es, als müsse er jetzt nothwendig nach Hause auf sein Zimmer gehen. Auf alle Weise sucht er sich selber den zwecklosen Einfall auszureden, er hatte zu Hause nichts zu thun; hier unter den Freunden genießt er eines Vergnügens und einer Unterhaltung, dergleichen ihm, dem einsam lebenden Manne, nur selten zu Theil wurden. Aber so sehr er auch widerstrebt, und den Drang seiner Unruhe durch Vernunftgründe abzufertigen sucht, ist dieß dennoch alles vergeblich, er kann nicht anders, er muß aufstehen, muß sich unter einem wenig genügenden Vorwande von der heitern Gesellschaft, er weiß nicht auf wie lange, verabschieden und nach Hause gehen. Dort angelangt, setzt er sich verdrießlich in einen Winkel seines Zimmers. „Was willst Du denn eigentlich hier, Du Thor," — so schilt er sich selber — „was hat Dich bewogen, die gute Gesellschaft zu verlassen, um hier lange Weile zu leiden?" Er ist indeß noch nicht lange in seinem Winkel gesessen, da regt sich in ihm der seltsame Drang der Unruhe

von Neuem. Ihm ist es, als müsse er seine Bettstelle von dem Orte, an dem sie seither stand, hinwegrücken an das andere Ende des Zimmers, dahin, wo der Schreibtisch seinen Platz hatte. Umsonst ist es, daß ihm sein mathematischer Verstand gegen diesen sinnlosen Einfall allerhand Einwendungen macht. So lange er das Haus bewohnt, hat das Bett an seinem jetzigen Orte gestanden, weil dies in jeder Hinsicht der bequemste und passendste für dasselbe ist, auch der Schreibtisch kann keine bessere Stellung einnehmen, als die ist, die er eben hat. Dennoch, er kann nicht anders; er ruft seinen alten Diener und dieser, dem er die eigentliche Antwort auf seine Frage über das Warum? schuldig bleibt, hilft ihm das Bett an die Stelle des Schreibtisches, diesen aber dahin rücken, wo bisher das Bett stand.

Kaum haben die alten Geräthschaften ihre Stellen vertauscht, da wird unser Mathematiker vollkommen ruhig; seine Beängstigung ist verschwunden, heiter kehrt er zu seiner Abendgesellschaft zurück. Hier bleibt er bis gegen 10 Uhr Abends, dann, in gut bürgerlicher Weise, kehrt er in seine Wohnung zurück. Es will ihm sonderbar und ungeschickt dünken, daß er heute an ganz anderer Stätte als gewöhnlich schlafen soll; hätte er sich nicht vor seinem alten Diener geschämt, dann wäre er nicht abgeneigt gewesen, Alles wieder in die alte Ordnung zu stellen. Indeß läßt er es für heute so gelten, er legt sich zur Ruhe nieder und versinkt bald in einen tiefen Schlaf. Nach mehren Stunden erweckt ihn ein furchtbares Getöse. Die Zimmerdecke, gerade über der Stelle, wo noch gestern sein Bett gestanden, war eingebrochen; das niederstürzende Mauerwerk hatte den Schreibtisch, der dorthin versetzt war, zerschmettert; dasselbe Loos hätte ihn getroffen, wenn das Bett heute Nacht an seinem alten Ort geblieben wäre.

In öfter vorkommenden Fällen beziehen sich die Warnungen des Ahnungsvermögens nicht auf eine Gefahr, welche dem, der die Vorahnung hatte, selber, sondern welche einem Andern sich nahet. So in einem Falle, den Madame Beau-

mont erzählt. Ein gewisser Herr wollte mit einer Gesellschaft von Freunden eine Wasserfahrt auf dem Flusse machen, da kommt seine taubstumme Schwester eilig herbei, sie bittet ihn mit flehenden Geberden und fußfällig, von der Fahrt abzustehen. Die Freunde selber, aus Mitleid mit der tief Geängstigten, unterstützen ihre Bitte; der Bruder, mit unterdrücktem Unmuth, bleibt am Lande zurück. Doch bald mußte sein Unmuth einem andern Gefühle weichen. Das Boot, auf dem die Lustfahrt geschah, war auf seinem Wege durch einen unglücklichen Zufall umgeschlagen, mehrere der in ihm Sitzenden, welche nicht schwimmen konnten, waren ertrunken, ein Schicksal, welchem auch der Bruder der taubstummen Dame nicht entgangen seyn würde, da er des Schwimmens völlig unkundig und von leiblich unbeholfener Natur war.

Hier war es ein nahe befreundetes Leben, das durch die Ahnung der stummen Seherin gerettet wurde; andere Male hatte eine solche innere Anregung zur Rettuug eines ganz fremden, vielleicht nie gesehenen Menschen dienen müssen. Aus vielen andern heben wir hier nur ein Beispiel dieser Art hervor, welches Geheimerath Hillmers mittheilte.

Ein Mann vom Stande, welcher als Freund der freien Natur ein schöngelegenes Landhaus bewohnte, konnte eines Abends, nachdem er sich zur Ruhe begeben, durchaus nicht einschlafen. Ihn quält der Gedanke: er müsse noch einmal aufstehen und hinuntergehen in seinen Garten. Dort aber, das weiß er, hat er ja durchaus nichts zu thun; warum soll er sich deßhalb die vergebliche Mühe machen; er sucht sich des eben so lästigen als lächerlichen Einfalles auf jede Weise zu entschlagen. Doch der peinigende Gedanke will nicht weichen, seine Anforderung wird von Augenblick zu Augenblick immer zudringlicher, endlich muß er ihm nachgeben; so leise als möglich, um die Ruhe der Gemahlin nicht zu stören, erhebt er sich vom Lager und kleidet sich an. Als er so eben zu seinem Gang sich anschickt, erwacht die Gemahlin, sie fragt ihn, wohin er wolle, er sucht sie durch die Antwort

zu beruhigen, daß er nur einige der werthvollsten Kostbarkeiten seiner Nelkenflora, die vor dem Gewächshause außen auf einem Gestell standen, in Sicherheit bringen wolle. Alle Einwendungen, daß ja in der heutigen schönen Sommernacht auch kein Lüftchen sich rühre, vermögen nichts über ihn; ohne ein weiteres Wort zu sagen, eilt er hinunter in den Garten. Hier treibt ihn jene innere Anregung, die ihm im Bette keine Ruhe gelassen, weiter, zur Hinterthür des Gartens hinaus, auf einen Fußsteig, der zwischen Saatfeldern hinan führt auf den nachbarlichen Hügel. Je länger er geht, desto mehr fühlt er sich gedrungen, seine Schritte zu beschleunigen. Endlich ist er auf der Anhöhe und hier vernimmt er aus einiger Entfernung her ein Hilfsgeschrei. Er nimmt seine Richtung dahin, woher der Laut kam und gelangt so zu einem in der Nachbarschaft gelegenen Steinkohlenschachte. Der, welcher so ängstlich um Hilfe rief, war ein Bergmannsknabe. Mit der letzten Anstrengung seiner Kräfte suchte dieser das Haspelhorn der Winde, durch welche der Kübel heraufgezogen wird, wo nicht zu drehen, doch festzuhalten. Der Vater des Knaben, im Begriff auszufahren, war auf der Leiter ausgeglitten und hatte sich beim Hinabfallen an dem Kübel festgehalten, welcher jetzt von der doppelten Last der in ihm enthaltenen Steinkohlen und des auf ihm liegenden Bergmannes so beschwert war, daß die Kraft des Knaben nicht hinreichte, ihn heraufzuwinden. Wäre der kräftige Mann, den der seltsame Drang des Mitgefühls hieherführte, dem jungen Burschen nicht zu Hilfe gekommen, dann hätte dieser in einem der nächsten Augenblicke das Haspelhorn müssen fahren lassen und sein Vater wäre beim Hinabsturz in die Tiefe zerschmettert worden.

Merkwürdige Ahnung eines sterbenden Jünglings.

Unter allen meinen Schülern waren mir keine lieber, als die Geschwister Christian und Maria Th.; denn sie waren folgsam, wohlbegabt, sehr freundlich, und zeichneten sich durch Schönheit des Körpers aus. Die Eltern waren sehr reich, wohlthätig gegen die Armen, und hatten nur die genannten zwei Kinder. Als beide confirmirt waren, hielt und behandelte ich dieselben immer noch, wie zur Zeit da sie die Schule besuchten, und ich wurde auch von ihrer Seite nicht anders behandelt und geliebt, als da ich noch fast täglich mit ihnen in der Schule zusammentraf. Als der bildschöne immer noch sehr eingezogene Jüngling das zwanzigste Jahr erreicht hatte, kam er eines Tags aus Veranlassung einer mir geleisteten Fuhre sammt seinem Vater auf mein Zimmer: unter Anderem bat mich der Sohn, ich möchte meinen Einfluß auf seinen Vater dahin verwenden, daß er ihn persönlich dem Militärdienst genüge leisten lasse, und für ihn keinen Mann kaufe. Er halte es für unrecht, wenn immer nur die Armen und Aermsten unter das Militär müßten. Er habe Geld und brauche in der Kaserne weder Hunger noch Durst zu leiden; dabei sehe und lerne er Etwas, im andern Falle wachse er auf, wie einer von seinen Stieren und habe von seinem Reichthum Nichts, als daß er früher aufstehen und mehr arbeiten müsse, als andere Leute. Komme dann eine Hochzeit, oder ein Kirchweihtanz, so dringen sich die Soldätlein vor, spielen die Flotten, obgleich sie meistens in der Kindheit gebettelt haben. So sprach Christian, und ich freute mich seiner Rede; denn es war Verstand darin; der Vater aber verweigerte auf das Entschiedenste seine Zustimmung, und ich brachte ihn nur mit Mühe dahin, daß er die Sache dem Gutdünken seiner Frau anheimstellte, was freilich nicht viel mehr als eine abschlägige Antwort war. Bald darauf zog er bei der Rekruti-

rung eine niedere Loosnummer und freute sich darüber eben so sehr, als er sich hintendrein ärgerte, als er erfuhr, daß er wegen eines alten Großvaters, dessen einziger Enkelsohn er war, vom Militärdienst frei seyn müsse. Kaum sechs Wochen nach der Zeit, von welcher ich eben redete, ließ mich dieser, mein Liebling, in sein Haus erbitten, weil er krank sey. Seit vierundzwanzig Stunden hütete er das Bett und klagte über Kopfschmerzen. Bei meinem Eintritt grüßte er mich freundlich und kündigte mir an, daß er in wenigen Tagen sterben würde, und daß ich ihm noch vor dem Sonntag seine Leichenpredigt werde gehalten haben. Das sey es aber nicht, fuhr er fort, warum er mich hätte rufen lassen; sondern er wolle mich fragen, warum denn Gott beschlossen habe, daß in kurzer Zeit seine ganze Familie aussterben müsse, da sie doch keine größeren Sünder als andere Leute seyen? Natürlich suchte ich ihm diese schauerlichen Gedanken auszureden, aber er behauptete, er wisse gewiß, daß es geschehe, und in wenigen Wochen werde ich es auch wissen. Ich that; was meines Amtes war, konnte aber durchaus nicht glauben, daß dieser blühende Jüngling so früh eine Beute des Todes werden würde, viel weniger, daß ich es für möglich gehalten hätte, daß diese ganze, mir so werthe Familie aus der Zahl der Lebendigen würde ausgetilgt werden. Ich besuchte den Kranken noch öfter, und jedesmal bat er mich eindringlicher, ihm doch zu sagen, warum Gott seinen und der Seinigen Untergang beschlossen habe? Am dritten Mittag nach meinem ersten Besuch überraschte und betrübte mich die Nachricht, mein junger Freund sey gestorben. Wie er mir vorhergesagt hatte, so war es eingetroffen: noch vor dem Sonntag hatte man ihn ins frühe Grab gelegt, auf welches ich eigenhändig zu seinem Gedächtniß einen schönen Nußbaum pflanzte. Noch am Tage, da die Leiche Statt fand, wurden die Großmutter und die noch junge Mutter heftig krank, und damit ich den Leser nicht länger ermüde, will ich kurz bemerken, daß sechszehn Tage nach dem ersten Leichenbegängniß beide Frauen fast in der-

selben Stunde starben, und nun neben einander im Grabe ruhen. Nun war nur noch der Vater mit seiner siebenzehnjährigen Tochter übrig. Als jener nach dieser Leichenfeier zu mir ins Haus kam, fand ich ihn so verändert, daß ich ihn kaum erkannte; besonders aus seinen Augen schien ein ganz anderer Geist als der seinige zu blicken, so daß ich mich beinahe entsetzte, und mich gedrungen fühlte, ihn aufs Eindringlichste und Flehendlichste zu ermahnen, sich geduldig unter Gottes Rath zu beugen, und nicht irre zu werden an der Güte und Barmherzigkeit Gottes. Leider fühlte ich, daß meine Worte ohne Wirkung wieder zu mir zurück kamen, deßwegen äußerte ich gegen einige meiner Bekannten, daß dieser unglückliche Vater nur durch die Macht Gottes vor einem traurigen Ende könne bewahrt werden. Nach dieser doppelten Leichenfeier und zwar noch an demselben Tage wurden Vater und Tochter, die einzigen noch Ueberlebenden, gleichfalls krank auf das Lager geworfen; die liebliche Tochter, insbesondere mit einer Heftigkeit, die an kein Aufkommen mehr denken ließ. Der Vater schien sich nach acht Tagen wieder zu erholen; denn eines Vormittags erhob er sich von seinem Lager und kleidete sich an. Eine Stunde darauf schmetterte mich die Nachricht darnieder, daß dieser sonst so brave und christlich gesinnte Mann sich in seiner Scheune erhängt habe. Die arme Tochter, welcher schon Tage lang der letzte Athemzug auf den Lippen schwebte, und vom Anfang ihrer Krankheit an ganz bewußtlos war, erwachte über dem Lärmen, der wegen des Entseelten vor dem Hause entstanden war. Ihre erste Frage war: Wo ist mein Vater? Man belehrte sie, daß er von einer Leiter gestürzt sey und sich ein wenig verletzt habe. Nein, sagte das arme Kind, mit einer unbegreiflichen Fassung, ich weiß es wohl, mein Vater hat sich erhängt!

Während Jedermann glaubte, diese schwecklich Nachricht müsse dem guten Mädchen den Todesstoß versetzen, nahm von Stunde an ihre Krankheit eine entschiedene Wendung zum Bessern. Nach acht Tagen verbreitete sich die Nachricht durch die Wär-

terin, die Kranke habe in der Abenddämmerung ihren verstorbenen Vater gesehen und mit ihm geredet. Als sie nun genesen war und mich das erste mal besuchte, machte ich ihr die Mittheilung, daß die Lästerzungen von ihrem Vater sagen, er sey ihr als ein Geist erschienen und habe mit ihr geredet. Ich stellte ihr das Thörichte und Liebloſe eines solchen Glaubens vor, und suchte sie über das Schicksal ihres Vaters möglichst zu beruhigen. Dagegen erzählte mir nun das Mädchen zu meiner großen Ueberraschung, es sey ganz wahr, daß sie ihren Vater gesehen habe und zwar in ganz wachem Zustand. In der Abenddämmerung, als ihre Wärterin in der Küche gewesen, sey ihr Vater, werktäglich gekleidet, aus der Kammer herausgekommen und vor ihr Bett hingestanden. Ohne sehr zu erschrecken habe sie ihn angeredet und gesagt: „Vater, du bist ja gestorben und begraben, was machst du hier?“ darauf habe ihr Vater erwiedert: „du weißt, daß ich mich in der Verzweiflung erhängt habe, ich konnte ohne den Christian und die Mutter nicht leben. In vier Jahren wäre ich eines natürlichen Todes gestorben, und diese vier Jahre muß ich auf der Erde schweben; die Mutter und der Christian sind bei einander an einem viel bessern Ort als ich, doch komme ich, wenn meine Zeit herum ist, auch zu ihnen.“ Da mich die Wärterin hatte reden hören, so kam sie in die Stube, mein Vater aber ging schnell wieder in die Kammer zurück. — So erzählte das Mädchen, das ich als sehr wahrheitsliebend kenne. Ueber die Sache selbst will ich kein Urtheil abgeben, so viel aber versichere ich, daß das Kind mich nicht belog, und daß ich lediglich berichtet habe, wie ich berichtet worden bin.

J. Weil.

Napoleon über Ahnungen.

Napoleon sagte einst in einer Gesellschaft: „Wenn der Tod in der Ferne eine von uns geliebte Person trifft, so verräth fast immer eine Ahnung diese Begebenheit, und die vom Tode getroffene Person erscheint uns in dem Augenblick, da wir sie auf der Erde verlieren." Darauf erzählte er folgende Geschichte: „Ein vornehmer Hofmann Ludwig des XIV. war in der Gallerie von Versailles in dem Augenblick, wo der Monarch seinen Hofleuten das Bülletin der Schlacht bei Friedlingen, den 14. Oktober 1702, welche Villars in Deutschland gewann, vorlas. Plötzlich erblickte der Hofmann am Ende der Gemälde-Gallerie den Schatten seines Sohnes, der unter Villars diente, und rief: „Mein Sohn ist todt!" Einen Augenblick nachher nannte ihn der König unter den Todten."

Lenau's voraussagender Traum.

Einige Jahre früher, ehe den edlen, vortrefflichen Dichter Lenau (Nikolaus Niembsch von Strehlenau) die traurige Katastrophe des Wahnsinns befiel, hatte er in einer Nacht einen sehr bangen und offenbar voraussagenden Traum, der ihn auch beängstigend ins wahre Leben begleitete. Er sprach von demselben oftmals zu mir und nannte ihn bedeutungsvoll, auch sprach er ihn in Versen also aus:

„Der Traum war so wild, der Traum war so schaurig,
So tief erschütternd, unendlich traurig.
Ich möchte gerne mir sagen:
Daß ich ja fest geschlafen hab',

Daß ich ja nicht geträumt hab',
Doch rinnen mir noch die Thränen herab,
Ich höre mein Herz noch schlagen.

Ich bin erwacht in banger Ermattung,
Ich finde mein Tuch durchnäßt am Kissen,
Wie man's heimbringt von einer Bestattung;
Hab' ich's im Traum hervorgerissen
Und mir getrocknet das Gesicht?
Ich weiß es nicht.

Doch waren sie da die schlimmen Gäste,
Sie waren da zum nächtlichen Feste.
Ich schlief, mein Haus war preisgegeben,
Sie führten darin ein wüstes Leben.
Nun sind sie fort die wilden Naturen,
In diesen Thränen find' ich die Spuren
Wie sie mir Alles zusammengerüttet
Und über den Tisch den Wein geschüttet."

K.

Eine psychologisch merkwürdige Begebenheit.

Herr v. Kleist und sein Freund Herr v. Wintergarten gingen nach der Schlacht von Leipzig über das Schlachtfeld, und trafen einen schwer verwundeten französischen Officier, der sie flehendlich bat, seinem Leiden ein Ende zu machen und ihn vollens zu tödten. — Die beiden Freunde gingen aber fort, um einen Chirurgen zu holen, der dem Officier beistehen solle. — Dieser aber, da er sah, daß sie seine Bitte nicht erfüllen wollten, rief ihnen die gräßlichsten Flüche und Verwünschungen nach. Längere Zeit nach diesem Vorfall wollte Kleist einen Oheim in den Rheingegenden besuchen, sein Freund Wintergarten begleitete ihn, sie trafen den Oheim nicht zu Hause, und machten deßwegen einen Spaziergang mit einander, auf diesem Gang kamen sie an eine Ruine, in der ein noch ziemlich

gut erhaltener Thurm war, es war eine schöne Mondschein-Nacht, und da der Oheim noch nichts von ihrer Ankunft wisse, also auch nicht in Sorgen um sie seyn könne, so beschloßen sie, hier über Nacht zu bleiben. Der Wächter, dem sie es sagten, rieth ihnen ab, es zu thun, der Thurm seye nicht zum Bewohnen eingerichtet und habe keine Betten u. s. w. Da sie aber doch nicht davon abstehen wollten, sagte er ihnen: es sey in diesem Thurm nicht sicher vor Gespenstern und sie würden gewiß unglücklich, wenn sie hier blieben; dieses reizte sie aber um so mehr — sie blieben, ließen sich Licht bringen — und setzten sich an einem Tischchen, jeder eine geladene Pistole vor sich und zwei Lichter, einander gegenüber und redeten so lange mit einander — Mitternacht war vorüber, ohne daß ihnen etwas begegnete; auf einmal sah Kleist, daß die Thüre aufging und der französische Officier, der ihnen die fürchterlichen Flüche und Verwünschungen nachgerufen hat, trat herein, und auf einem Teller hielt er den Kopf von Wintergarten, den er Kleist hinreichte. Dieser ganz darüber entsetzt, wehrte ihn von sich ab — der Franzose drang aber immer heftiger auf ihn ein, und Kleist nahm in der Verzweiflung seine Pistole und feuerte sie auf die Erscheinung ab — er erwachte — und sein Freund Wintergarten lag todt vor ihm, die Kugel war mitten durch die Brust gegangen. Kleist war von diesem Augenblick an wahnsinnig. — — Er wurde wieder geheilt und befand sich nach mehreren Jahren in einer Gesellschaft von Officieren in Berlin, diese baten ihn, ihnen doch diesen Vorfall zu erzählen, er weigerte sich lange — konnte aber endlich ihren Bitten nicht mehr ausweichen, er erzählte und als er an den Moment kam, wo sein Freund von ihm erschossen wurde, kehrte sein Wahnsinn zurück, er wurde nie mehr davon hergestellt. — —

Ein wunderbarer Zufall und was mehr.

Noch jetzt sind Trümmer von einer alten Mauer zu sehen, welche einst Schottland von England schied; so fest war das uralte Werk gemauert, daß sich im abergläubischen Schottlande noch jetzt unter dem Volke der Glaube erhält, sie sey durch Zauberei zu Stande gebracht worden. Dieser Volksglaube hat indeß vorzüglich dazu beigetragen, daß die Wundersteine immer mehr vom Orte ihrer Bestimmung fortgewandert sind. Denn jeder Wundergläubige des Landes suchte sich von der Mauer mehrere Steine zu verschaffen, wenn er ein Haus bauen wollte, weil er wähnte, das Werk stehe länger, sobald er sich der magischen Wirkung dieser Steine versichere. Der Unfall eines Edelmannes, der auf der Grenze ein Schloß besaß, hat dem Aberglauben neue Wurzeln gegeben. Des Sir John Blunders Gärtner fand kürzlich beim Graben einen Stein, auf welchem in alter Schrift folgende Warnung zu lesen war: „Ich bin ein Stück von der großen Mauer, hierher gelegt zur Sicherheit von Schloß und Garten; man lasse mich in Ruhe, denn Unglück drohe ich Jedem, dessen Hand gottlos mich von der Stelle hier bewegt." Sir John legte wenig Gewicht auf diese verhängnißvolle Drohung und sah als Antiquenliebhaber darin weiter nichts als einen hübschen Beitrag für seine Sammlung von Alterthümern. Der Stein war aber so kolossal, daß seine Hebung nicht so lo leicht war; es wurden indeß bald Vorkehrungen getroffen. Als nun der Stein in einer beträchtlichen Höhe emporgehoben war, ließ sich der Edelmann von seiner Neugierde verlocken und stieg rasch in das Loch hinein, um zu sehen, ob nicht, bevor bei dem Herausheben die Erde darüber zusammen fiele, unter dem Steine noch andere Alterthümer verborgen seyen. Seine beiden Söhne waren dabei und sprangen mit hinein; aber in dem Augenblicke, wo die drei Wagehälse lachend über die angedrohte Gefahr einige alte Trümmer aus der Tiefe heraus-

zogen, wollten auch die Arbeiter hineinsehen, der Hebel entschlüpfte ihnen, der Stein rollte in das Loch zurück und zerschmetterte die drei Unglücklichen in dem gemeinsamen Grabe. Aber als ob bei diesem Ereignisse eine infernalische Macht wirklich die Hand mit im Spiele habe und den Leuten den Glauben in die Hand thun wolle, wie man zu sagen pflegt, folgte dem ersten Unglück ein zweites auf den Fersen. Der älteste Sohn des Mr. Blunders hatte sich unlängst erst verheirathet. Als seine junge Gattin, welche schwanger war, nun von dem Unfalle hörte, lief sie athemlos herbei und befahl, den Stein sogleich wieder herauszuheben, weil sie hoffte, die Unglücklichen könnten vielleicht dem entsetzlichen Grabe noch lebend entrissen werden. Es geschah und sogleich bemerkte sie, daß ihr Gatte, welcher zuerst herausgezogen wurde, noch Lebenszeichen von sich gab. In ihrer Ungeduld konnte sie nicht erwarten, daß der Stein und die herabgestürzten Trümmer ganz zur Seite geschafft würden und sprang in das Loch hinein; aber plötzlich rissen die Stricke, welche den Stein am Abhange festhielten, er rollte auf's neue in die frühere Lage zurück und begrub das vierte Schlachtopfer mit seiner verderbenschweren Masse. So ging eine ganze Familie unter und gab dem Aberglauben in ihrem Tode neue Nahrung. Ein entfernter Verwandter, der durch das tragische Ende dieser Familie unerwartet zu einem reichen Erben geworden ist, läßt die Oeffnung jetzt füllen und ein Denkmal über derselben errichten, welches diesen wunderbaren Unfall verewigen soll.

(M. Z.)

Lesefrüchte, mitgetheilt von W.

1.

Die gespenstigen Reiter in der großen amerikanischen Wüste.

Die Jäger aus dem fernen Westen, welche in den Schluchten der Oregongebirge auf den Biberfang aus-

gehen, betrachten keinen Theil ihrer langen Reise von der Grenze bis in diese wilden Jagdgegenden, wo die pelzliefernden Thiere stets in größter Menge angetroffen werden, mit mehr Widerwillen, als den durch die große Wüste, wo die Seitenarme des Padouka-, Kanzas- und Arkansaw-flusses in dem lockern Sande zur Hälfte verschluckt werden. — Die Indianer, welche diesen ausgedehnten Landstrich bewohnen, bestehen aus mehreren umherziehenden Stämmen, leben aber gleich den andern Indianern von der Jagd. — Auch hier betrügt die täuschende Luftspiegelung der Wüste den von Durst gequälten Reisenden und oft erzählen die Wanderer in jenen Oeden von den ungeheuren Gestalten und unnatürlichen Formen, die, wie ein Brockengespenst, von dem heißen und zitternden Dunst zurückgeworfen, im Auge des erschrockenen und mit Furcht erfüllten Reisenden vergrößert und verdreht erscheinen. *)

Auch sollen wunderbare Feuer sich auf der ausgedörrten und aufgesprungenen Erde hin- und herbewegen, wobei die Heerden wilder Pferde, die man in der Ferne weiden sieht, manchmal von riesenartigen und überirdischen Reitern, deren Pfade in Flammenkreise gehüllt sind, gespornt zu werden scheinen. **)

---

*) Wenn der Tag etwas vorrückte und man die Sonnenhitze zu fühlen anfing, so sah man allenthalben aus der Ebene ganze Massen solcher Dünste aufsteigen, wodurch alle Gegenstände in geringer Entfernung vergrößert und mannigfach verdreht erschienen. Drei Elenthiere, die wir zuerst erblickten, liefen in einiger Entfernung von uns über den Weg. Die Wirkung der Luftspiegelung und unsere unbestimmte Idee von der Entfernung machten, daß uns diese Thiere in wunderbarer Größe erschienen. Einen Augenblick glaubten wir den Mastodon von Amerika in diesen unermeßlichen Ebenen, die zu seinem Aufenthalt geschaffen scheinen, umherwandern zu sehen. (Major Long's Reise in die Felsengebirge.)

**) Leuchtende Erscheinungen, wie die oben erwähnten, sollen auch in den Bergwerksgegenden, westlich vom Missisippi, gewöhnlich seyn. Der Armenarzt, Dr. Erwin James, der ausgezeichnete Naturfor-

Die Nomadenstämme, welche ihren Wohnsitz in der Wüste aufschlagen, oder die ungebildeten Abenteurer, welche aus einer freundlichen Gegend hieherziehen, werden auf *verschiedene* Weise berührt. Die ungeheuren Gestalten und überirdischen Erscheinungen flößen ihnen große Furcht ein. Den Indianern, Creolen und nomadischen Jägern zufolge sind diese geheimnißvollen Einöden mit wirklichen Wesen bevölkert, wobei die grotesken Gestalten, nachdem sie sich dem Auge häufig gezeigt haben, endlich Individualität und Namen erhalten; auch sagt man, die indianischen und creolischen Wanderer würden mit den ihnen erschienenen Bildern so vertraut, daß sie die Gesichtszüge zu erkennen behaupten und selbst die Identität von Gestalten beschwören könnten, wenn sie ihnen wieder vorkämen. — Unter den am häufigsten erwähnten Erscheinungen sind die der *gespenstischen Reiter* (Ghost Riders) diejenigen, deren Dasein mit mehr Zuversicht behauptet und deren Namen mit mehr als gewöhnlicher Scheu ausgesprochen wird. Diejenigen, welche dieselben gesehen zu haben behaupten, beschreiben sie als zwei riesenhafte Gestalten, die

---

scher und Reisende, erhielt von den in jener Gegend Ansäßigen mehrere Berichte darüber. Ein Bewohner jener Gegend erzählte ihm von zwei wandernden Predigern, die etwa 9 Meilen östlich von Contre-Licka einer unbeschreiblichen Erscheinung begegneten. Während sie zur späten Abendzeit neben einander herritten, machte der eine von ihnen den andern auf eine *Feuerkugel* aufmerksam, die an seiner Peitschenspitze hänge. Kaum hatte er seine Aufmerksamkeit darauf gewendet, so fing schon eine ähnliche sich am andern Ende der Peitsche zu zeigen an und einen Augenblick darauf waren ihre Pferde und alle Gegenstände um sie her in einen Flammenkreis gehüllt. Die Sinne der wandernden Priester waren inzwischen so verwirrt geworden, daß sie keiner weitern Beobachtung mehr fähig waren und deßhalb auch nichts weiter von dem Vorgefallenen berichten konnten. — Ferner erzählte er eine Thatsache, die durch die glaubwürdigsten Zeugen beurkundet wurde, daß man nämlich aus einer bedeutenden Strecke Landes *große Rauchsäulen* habe aufsteigen sehen, welche sich aus dem leichten und porösen Boden, wie aus der Decke der Kohlenmeiler erheben.

einen Mann und ein Weib vorstellen, die sich mit ihren Armen umfaßt halten und beide auf einem Pferde sitzen, das ein eben so überirdisches Aussehen wie diese selbst hat. Einige geben an, sie seyen so nahe an denselben gewesen, daß sie die Gesichtszüge erkennen konnten und versichern, daß das Gesicht des Mannes, obgleich mager und todtenblaß, und durch den Ausdruck von Schrecken und Schauder furchtbar verzerrt, dennoch deutlich als das eines weißen Mannes zu erkennen sey, während die — obwohl zusammengehaltenen und leichenartigen Züge des Weibes offenbar die einer Indianerin seyen. — Andere dagegen behaupten bestimmt, daß noch Niemand nahe genug zu den Erscheinungen habe gelangen können, um diese Einzelnheiten zu bemerken, indem ihrer Behauptung nach die gespenstigen Reiter fortwährend in Bewegung sind und mit solch' unnatürlicher Schnelligkeit durch die Wüste streifen, daß sie der Untersuchung der menschlichen Blicke gleichsam spotten. Sie scheinen stets von einer unsichtbaren Hand angetrieben zu werden, während das Geisterroß, das sie trägt, jedes Hinderniß überspringt, wenn es auf seiner geheimnißvollen und scheinbar zwecklosen Bahn hineilt.

Es geht unter den Indianern eine Sage über den Ursprung dieser furchtbaren Erscheinung, welcher allgemeiner Glaube geschenkt wird. Es ist eine Geschichte von Liebe und Rache, von edlen Gefühlen, erzeugt durch schöne Handlungen und Paradiesesglück, zerstört durch unheilige Leidenschaft, von schwarzer Verrätherei und unbarmherziger Gewaltthätigkeit, welche auf diese Art der Strafe heimgefallen ist.

2.

Noch etwas aus Amerika.

(Aus „The Asiatic. Observer. Vol. I. Calcoutta 1823.)

Die äußere Ansicht der Gegend um die „Grüne Bay" herum, besonders in der Nähe der Flüsse, die derselbe aus der Bergkette, in welcher der Ontanagonfluß entspringt, auf-

nimmt, trägt ganz unverkennbare Kennzeichen, daß reiche Kupferminen in der Ecke zwischen dem Obern- und dem Michigansee sich befinden müssen. Ein glänzendes Muster von inländischem Kupfer, zehn oder zwölf Pfund im Gewicht, wurde vor einiger Zeit (im J. 1822) dem Hrn. Schoolcraft von einem Indianer gebracht, der — gefragt, wo er es her habe — auf die unbefangenste, naive Art folgende Erzählung zum Besten gab:

An dem Nachmittag eines schönen Sommertages sey er einmal in seinem Kahne über den Winnebagosee gefahren. Als nun die Sonne kaum noch über den Wipfeln der Bäume sichtbar und eine herrliche Stille über die ganze Oberfläche des Wassers verbreitet gewesen sey, habe er in einer guten Entfernung in dem See vor ihm eine sehr schöne im Wasser stehende Gestalt erspäht. Ihre Augen strahlten mit einem unerträglichen Glanz und in ihrer Hand hielt sie einen Klumpen schimmernden Goldes empor. Sogleich sey er dem anziehenden Gegenstand zugerudert, aber je näher er der Gestalt gekommen sey, desto deutlicher habe er bemerkt, wie sie nach und nach ihre Form und ihr Aussehen veränderte; ihre Augen erschienen nicht mehr glänzend, ihr Angesicht verlor die Lebensröthe, ihre Arme verschwanden unmerkbar; und als er zur Stelle gekommen, wo sie stand, habe er sie für ein steinernes Monument angesehen, das zwar ein menschliches Antlitz hatte, aber zugleich auch die Flossen und den Schwanz eines Fisches. Eine ziemliche Weile habe er, in Erstaunen versunken, dagesessen, ohne es zu wagen, den übermenschlichen Gegenstand entweder zu berühren, oder denselben wieder zu verlassen. Endlich habe er demselben das Opfer eines Tabakrauches dargebracht und die Gestalt als den Schutzengel seines Landes angeredet, darauf es gewagt, seine Hand an die vermeintliche Bildsäule zu legen und zuletzt sie in seinen Kahn gehoben. — Hierauf habe er sich an dem andern Ende des Kahns — mit seinem Rücken gegen die wunderbare Statue gekehrt — gesetzt und sey langsam dem Ufer zugerudert; aber, als er sich hernach umgewandt, habe er zu seinem Erstaunen nichts

gefunden, als einen großen Klumpen Kupfer, „den ich," fügte er hinzu, „Ihnen nun anbiete."

3.

Merkwürdige Gebetserhörung einer Mutter für ihr besessenes Kind.

(Aus den Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit v. J. 1834.)

Daß der Herr das anhaltende Gebet erhört, und daß Er sich an seinen Kindern öfters gerade ebenso verherrlicht, wie an jenem kanaanäischen Weibe, wenn sie im Gefühl ihrer Unwürdigkeit sich nicht von Ihm abweisen lassen, mag nachstehende wahre Geschichte beweisen.

Eine unglücklich verheirathete Frau eines ehemaligen Wasserbaumeisters in K., Namens Karoline Z., geborne W., mußte, da der Mann sie verlassen hatte, aus Noth im Jahr 1829 nach Berlin in Dienst gehen und ihre einzige zehnjährige Tochter andern Leuten in K. anvertrauen. In der großen Kälte des Januars 1830 wurde diese Tochter von sehr bösen Krämpfen heimgesucht. Hände und Füße erfroren ihr, weil sie, von Krämpfen überfallen, oft vor der Thür im Freien liegen blieb. Das Uebel wurde nach und nach immer heftiger; kein Tag verging, an dem sie nicht schreckliche Anfälle hatte und Niemand mochte sie um sich dulden. Um Pfingsten 1830 nahm die Mutter sie nach Berlin und brachte sie in Pflege zu einer Frau Namens K. — Die Krämpfe waren indeß so schrecklich, daß diese Frau die Mutter fast täglich bat, ihr das Kind wieder abzunehmen, weil sie das Elend nicht ansehen noch ertragen könne. Die Krämpfe hatten jetzt solche Gewalt, daß wer sie sah, nicht anders glauben konnte, als daß der böse Geist das Mädchen besäße. Gewaltsam wurde der Hals öfters so zugezogen, daß das Gesicht braun gefärbt und das Blut zum Munde hinausgedrängt wurde. Jeden Tag war die Mutter der Nachricht

gewärtig, daß ihr Kind den Krämpfen erlegen sey. Was sollte die Mutter in solcher Noth anfangen! Aerztliche Mittel wollten nicht helfen. Wohl ihr, daß sie Den kannte, der helfen kann, wo Menschenhülfe kein Nütze ist. Kummer und Gram in ihrem Ehestande hatten sie Jesum kennen gelehrt und der war jetzt der Stab, an dem sie sich immer wieder aufrichtete.

Eines Morgens — es war zwischen Johannis und Michaelis 1831 — erklärte die Frau, bei der das Kind in Pflege war, der Mutter, daß sie dasselbe nun nicht länger behalten könne, sondern es ihr morgen bestimmt bringen würde; sie möge nun selber sehen, wie sie fertig würde. Die Herrschaft, bei der die Mutter Kinderfrau war und die das Elend des Mädchens schon öfters gesehen hatte, wurde entrüstet, weil sie solches Kind nicht um sich dulden könne und wollte der Mutter sogleich den Dienst aufkündigen, sobald es nur in's Haus gebracht würde. Diese nun, halb todt vor Jammer, wußte nicht, was sie beginnen sollte. Nachdem sie die Frau überredet hatte, nur noch einige Tage Geduld zu haben, stürzte sie in den Garten und warf sich in der Angst, was nun in dieser Bedrängniß anfangen, vor dem allmächtigen Helfer nieder und tiefe Seufzer drangen aus dem gepreßten Herzen. „Herr Jesu," rief sie endlich, „Du bist ja der allmächtige Arzt, komm doch zu dieser Kranken! Du bist der allmächtige Gott, treib' doch den bösen Geist aus ihrem Körper!" Lebhaft vor ihre Seele trat jetzt die Geschichte des kananäischen Weibes. „Herr," schrie sie, „erbarme Dich doch, meine Tochter wird vom Teufel übel geplaget! — O Gott, mache doch mein Kind gesund, hilf uns doch aus unserm Elende. Würdig bin ich dessen nicht, aber Du kannst und mußt mich würdig machen. Ich lasse Dich nicht, Du erhöreſt mich denn. O Herr, thue es doch! Du kannst, Du mußt, Du willst helfen und hast Deine Hülfe allen Elenden theuer zugesagt u. s. w."

Also rang diese Christin gleich jener Heidin vor demselben Herrn und Meister, der unser Leid nicht ohne Mitleid sehen kann. Auf einmal, noch während des Gebets war es

ihr, als höre sie aus der Höhe die Worte: O Weib, dein Glaube ist groß, dir geschehe, wie du willst.

Gestärkt, wie von Neuem geboren, stand sie freudig auf und konnte dem Herrn für seine Gnade danken. In ihrem Herzen war jetzt die Gewißheit, deinem Kinde ist geholfen. Freudig erklärte sie ihrer Hausfrau: „Mit mir ist etwas vorgegangen; meine Tochter bekommt die Krämpfe nicht wieder!"

Den andern Tag kam die Frau mit dem Kinde nicht, ja, einige Tage vergingen, ohne Nachricht zu erhalten. Aus dem Mutterherzen strömten indeß nur Lob- und Dankgebete; der Kummer war fort. Am nächsten Sonntage (eher war es ihr als Kinderfrau nicht gestattet) konnte sie erst ausgehen. Am Nachmittage, ehe sie noch zu ihrem Kinde ging, mußte sie, innerlich gedrungen, erst die Predigt des Prediger Goßner hören und dann noch eine Erbauungsstunde besuchen. O wie war ihrem Herzen, als sie hier sagen hörte: „Wie Mancher mag weit hergekommen seyn, um dem Herrn seinen Dank zu bringen." — Ihr Herz wurde in der Kirche sowohl, wie auch in der Erbauungsstunde nur noch mehr zum Lobe Gottes gestimmt und nun erst eilte sie zu der Tochter.

O welche Freude! Seit jener Stunde harrte man vergeblich auf die Wiedererscheinung der Krankheit. Sie wird nicht ausbleiben, meinten Alle. „Nein, nein, rief die Mutter voll Glaubensmuthes, deine Krankheit, meine Tochter, wird nicht wiederkehren." Da die Leute weltlich waren, lachten sie — und wirklich, bis heute im März 1834 ist sie nicht wiedergekehrt; der Name des Herrn, der heute noch große Wunder thut, sey gelobet! — Das Mädchen wurde bald darauf in die Nähschule geschickt und dann in Kondition gegeben. Mitleidige Herzen nahmen sich desselben an, sie konnte 1833 von dem Prediger Goßner konfirmirt werden und man sorgte für ihr ferneres Fortkommen. Gegenwärtig dient sie, ist gesund, nur etwas langsam.

Noch heute weiß die Mutter zum Lob und Dank keine Worte zu finden und wünscht, daß diese Geschichte, zu deren

Bekanntmachung sie ausdrücklich aufgefordert worden, zur Verherrlichung seines Namens etwas beitragen und hauptsächlich auch die Behauptung der glaubenslosen Seelen, als ob der Herr heutzutage keine Wunder mehr thue, zu nichte machen möge. Geschrieben den 4. März 1834.

4.

Ein anderer Fall von Besessenheit in Frankreich.

Nachstehender Fall einer Besessenheit, dessen verschiedene öffentliche Blätter im J. 1838 erwähnten, bietet in so fern einen traurigen Gegensatz zur vorstehenden Erzählung, als man die Unkenntniß und die unglaubigen Vorurtheile bedauern muß, welche dem unglücklichen Individuum, das den Gegenstand der Erzählung bildet, bei seinen schweren Leiden nicht diejenige Hülfe zukommen ließ, die in solchen Fällen allein, wo nicht völlig hilft, mindestens das Leiden lindert und erträglich macht.

Der Unglaube rühme sich nur nicht seiner „Humanität," sonst erscheint die folgende Geschichte als „Satyre" auf dieselbe.

Im Sommer 1838 wurde ein gewisser Dominique Balas von Orbessan zu Auch unter Gewahrsam gehalten. Dieser Mann, damals 27 Jahre alt, diente bei einem Gutsherrn, der sehr mit ihm zufrieden war, bis ihn eine auszehrende Krankheit befiel und ihn zwang, zu seinem Vater zurückzukehren. Sein Uebel verringerte sich dort aber nicht allein nicht, sondern wurde noch ärger und dabei wurde er Jedermann aufsätzig und schlug zuweilen um sich. In Folge eines allgemeinen Spasmus verlor er die Sprache und seine Finger zogen sich krampfhaft zusammen, daß deren Spitzen sich fest in die innere Hand einkniffen. Trotz dieses Zustandes, der ihn hinderte, sich seiner Finger im Geringsten zu bedienen, erklomm Balas die höchsten Bäume und die Strohmeiler

wie eine Katze und brach dort zu bestimmten Stunden jedes Tages in ein furchtbares Geheul aus. Seine Nahrung bestand aus einer Kartoffel und sieben Bohnen täglich. Diese Sonderbarkeiten erfüllten bald die ganze Gemeinde mit Schrecken und ließ sie an den Einfluß des Bösen glauben. Dieß schien auch um so unbezweifelter zu seyn, als Balas bei jedem Zeichen der Religion in Wuth gerieth. Einige einfältige Gemüther gingen selbst so weit, zu glauben, daß das schlechte Wetter, das wir im letzten Monate gehabt, diesem Besessenen zuzuschreiben sey. Unter so bewandten Umständen wurde es denn nöthig, daß die Behörde einschritt und so wurde er in einer Irrenanstalt untergebracht. Dort angekommen, verweigerte er jegliche Nahrung und gab durch Zeichen zu verstehen, er könne nichts genießen, als in seinem väterlichen Hause. Balas hielt Wort und er aß und trank während 69 Tagen nicht. Von dem Zustande des Unglücklichen gerührt, ließ die Behörde ihn zu seinem Vater zurückführen, welchen Weg, zwei Lieues, er zu Fuß zurücklegte und dann mit dem größten Heißhunger über das ihm vorgesetzte Essen herfiel. Jetzt verhielt Balas sich mehrere Tage ruhig, dann verfiel er aber in seinen früheren Zustand und zwar in einem noch stärkeren Grade. Zu dem Despotismus, den er im Hause ausübte, zu dem Geheul, das er ausstieß, fügte er noch die Drohung hinzu, seinen Vater zu tödten. Im letztverwichenen Februar holte er mitten aus einer im Felde weidenden Heerde ein Schaf und trug es trotz der Bemühung des Hirten, ihn daran zu verhindern, in vollem Rennen nach Hause. Dort angekommen, erfaßte er den Hammel mit den Zähnen und trug ihn so durch ein Loch kriechend auf den Boden unter das Dach, wo er seine stete Wohnung genommen hatte. Hiernach ist er abermals, am 25. März, in das Irrenhaus gebracht worden, wo er sich noch jetzt (im Juli 1838) befindet, ebenfalls, wie das erste Mal, unter Verweigerung jeglicher Nahrung. Er geht umher, magert absichtlich ab und beantwortet jede Anrede durch das Zeichen, man solle

ihm den Kopf abschneiden. Dieser ist in einer steten Bewegung. Bei dem Zeichen des Kreuzes schneidet er furchtbare Grimassen, wenn man aber den Teufel nennt, so lacht er in einer gräulichen Weise und sagt durch Zeichen, er trüge ihn im Innern und er sey es auch, der ihn nähre und erhalte.

Soweit der Bericht von 1838. Was nachher aus diesem Unglücklichen geworden, das habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Aber wer kann von solchen Leiden lesen, ohne, tief ergriffen, zu wünschen, daß doch ein Mittel seyn möchte, auch daraus zu retten. — Nun, die vorangegangene Geschichte zeigt uns das einzig wahre und erfolgreiche Mittel, aber — der Glaube ist nicht Jedermanns Ding!

5.

Einige Fälle von Nachtwandlern.

a) Der nachtwandelnde Jäger.

Die in Philadelphia (Nordamerika) erscheinenden Journale erzählten im J. 1844 folgenden sonderbaren Fall des Somnambulismus. — George Williamson, der ein Landhaus in der Nähe der Stadt bewohnt, stand am 18. Februar früh gegen 4 Uhr in einer Anwandlung von Somnambulismus auf, nahm sein Gewehr, lud einen Lauf und ging querfeld ein. Auf der Brücke des Southwark-Canals blieb er plötzlich stehen, legte an, schoß und fiel rücklings zu Boden. Der Nachtwandler war natürlich durch den Knall erwacht und dergestalt erschrocken, daß er eine Zeitlang besinnungslos am Boden lag. So fand ihn ein Bauer, der mit seinem Karren zur Stadt fahren wollte, und brachte ihn in seine Wohnung. Endlich vermochte er sich soweit zu sammeln, daß er sich an Alles erinnerte, was während der sonderbaren Jagd in ihm vorgegangen war. Als er schoß, hatte er einen großen Raubvogel zu sehen geglaubt.

b) Wunderbare Erhaltung einer Nachtwandlerin.

Ein zu Nancy erscheinendes Blatt erzählte im Juli 1845 folgende wunderbare Erhaltung einer Nachtwandlerin: In der Nacht vom 6. auf den 7. Juli stand ein Mädchen von 17 Jahren in Charmes (Dept. Meurthe) in einem Anfalle von Somnambulismus aus dem Bette auf, öffnete das Kammerfenster und sprang 40 Fuß hoch auf das Straßenpflaster herab. Durch den Sturz der Magd geweckt, sprang der Hausherr hinzu, und da er das Mädchen, wenn nicht todt, so doch mindestens schwer verwundet glaubte, so schickte er in Eile zum Arzte. Als dieser auf der Stelle erschien, fand er die Somnambule auf den Füßen stehend, wie sie sich einige Blutstropfen an der Nase abwischte. Zugleich hatte sie eine kleine Schramme am Ohre; dieß war aber auch Alles. Da sie nicht begreifen konnte, wie sie hieher auf die Straße in Nachtkleidern gekommen, und durch des Hausherrn und des Arztes Gegenwart sich erschreckt fühlte, so ging sie eilends in's Haus, stieg die Treppe hinauf, legte sich in's Bett und schlief ohne Weiteres wieder ein.

6.

Ein erfüllter Traum mit großem Unglück im Gefolge (1845).

In der Nähe von D. in D.... träumten (zu Anfang des Jahres 1845) der Pflegetochter des dortigen Richters Nummern, und sie bat ihn, dieselben in irgend einer Grauer Collectur zu setzen. Der Richter that es, und das Mädchen gewann 1080 Gulden, worauf sie sich den Lotteriezettel vom Richter geben ließ und nach G. ging, um ihr Geld zu holen. Der Collectant rieth ihr, sich von einem Trabanten das Geleite geben zu lassen, es könnte ihr ein Unglück widerfahren. Nach langem Zureden befolgte sie den Rath und trat mit dem Heiducken ihren Rückweg an. Als sie zur D...Brücke kamen,

bezahlte das Mädchen ihren Begleiter für seine Mühe, da sie seiner nicht mehr bedürfe, indem sie nur ein Paar Büchsenschüsse weit von hier wohne. Der Heiduck kehrte um, war aber kaum einige hundert Schritte weit gegangen, als er von der Brücke her Weherufe hörte. Er eilte sofort zurück und fand das Mädchen bereits als Leiche unter der Brücke, neben ihr ein blutiges Messer. Der Unglücklichen war die Kehle durchschnitten und das Geld war fort. Der Trabant steckte das große Messer zu sich und eilte in das Haus des D... Richters, dessen Frau ihn ganz unbefangen aufnahm und ihm sagte, ihr Mann sei nicht zu Hause, könne aber nicht mehr lange ausbleiben; sie setzte dem Heiducken Brod und Wein vor, und suchte nach dem großen Messer, welches sie jedoch nicht fand. „Ich habe ein Messer bei mir," sagte voll Argwohn der Trabant und zog das gefundene hervor. Die Richterin erkannte es sofort als das ihrige, und der inzwischen heimgekehrte Richter vermochte den Mord nicht zu läugnen.

7.

Geisterspuk an mehreren Orten.

Oeffentliche Blätter erzählten in den jüngstverflossenen Jahren mehrere Fälle von Geisterspuk an verschiedenen Orten, worüber allerdings nähere und bestimmtere Auskunft zu wünschen wäre. Indessen bis etwa früher oder später wohlauthentisirte und bestimmte Nachrichten von einem oder dem andern Fall zu erhalten sein möchten, mag das Folgende als kurze Notiz von solchen Fällen einstweilen dienen, ohne für die Genauigkeit gewisse Bürgschaft leisten zu können.

So wurde zu Anfang des Jahres 1844 aus Rom geschrieben, daß es im Palast des verstorbenen Cardinals Fesch in Rom spuke. Jede Nacht ließe sich eine schwarze Gestalt sehen, die einmal den aufpassenden Castellan so kräftig geschüttelt habe, daß ihm acht Tage lang alle Glieder weh

thaten, und doch behauptet er steif und fest, daß er selbst jedes Mal in die Luft gegriffen habe, wenn er das Gespenst habe halten wollen. — Es sollen (wird hinzugefügt) noch werthvolle Sachen im Palaste stehen.

Am Schluß des Jahrs 1845 wurde aus dem Kanton Thurgau in der Schweiz Folgendes berichtet:

„Seit einigen Jahren sind die Behörden des Kantons Thurgau, sowie alle Einwohner, besonders diejenigen des Zuchthauses, mit der Untersuchung einer unerklärlichen Erscheinung beschäftigt. An jedem hohen Feste nämlich läßt sich zur Mitternachtstunde in der ehemaligen Johanniter-Kommenthurei Tobel, jetzt zur Strafanstalt umgewandelt, ein solch entsetzlicher Lärm, durch Poltern, Kettengerassel, Kugelschieben ꝛc. hervorgebracht, vernehmen, daß Niemand seines Lebens sicher zu seyn glaubt. Alle Nachforschungen haben bisher zu keinem Ergebnisse geführt. Auf nächsten Christtag sind nun neuerdings alle möglichen Anstalten zur Entdeckung der Ursache dieser Erscheinung getroffen, wahrscheinlich abermals vergeblich. Eine Verlegung der Strafanstalt wird unvermeidlich sein, wenn die Thurgauer Behörden nicht schlauer sind, als der sie zum Besten haltende Geist."

Nach späteren Nachrichten (im Schw. Merkur v. 9. Jan. 1846) sind die Anstalten auf den Christtag ꝛc. ohne allen Erfolg gewesen. Es ließ sich nichts sehen noch hören.

Aus Paris ward von Anfang Januars 1846 geschrieben: „Seit einigen Tagen spukt es in der Umgebung des Justizpalastes, der Conciergerie und der St. Chapelle. Jeden Abend hört man, von 6—7 Uhr an, mehrere Stunden lang ein dumpfes Geräusch, als würde unterirdisch gearbeitet. Vergeblich bemühte man sich bis jetzt, die Ursache zu entdecken. Man untersuchte, ob nicht etwa ein Gefangener durchzubrechen suche; es war Nichts. Vielleicht filtrirt sich von der Seine

her Wasser ein. Uebrigens ist die Sache so sonderbar, wie das Potsdamer Gespenst."

Wenn diese letztere Anspielung sich auf die mysteriöse Eröffnung beziehen sollte, die im Dezember 1845 dem König von Preußen von einem Unbekannten vermittelst eines gemeinen Soldaten zu Potsdam zugekommen, so läßt sich dieses mit der Pariser Spukgeschichte wenigstens nicht in eine Parallele setzen. Daß dieser Soldat von einem sehr geheimnißvollen Individuum den Auftrag bekommen habe, dem König wichtige Eröffnungen zu machen (die man allgemein glaubte, daß sie sich auf die nachher ausgebrochene polnische Verschwörung in Posen, Krakau u. s. w. bezogen haben), und daß der Soldat wirklich auch eine geheime Audienz bei Sr. Majestät dem Könige von Preußen gehabt habe, wird zwar mit aller Bestimmtheit versichert; doch waltet über dem Ganzen bis jetzt noch ein zu dichter Schleier des Geheimnisses, als daß es möglich wäre, über den unbekannten Eröffner dieser Botschaft Näheres zu muthmaßen oder erlaubt, etwas zu bestimmen als das: daß er kein Gespenst war.

Dagegen erzählte das „Elberfelder Kreisblatt" um die Mitte des jüngstverflossenen Jahres (1846) folgende nicht uninteressante Erscheinungsgeschichte.

„Vor einiger Zeit kam Einsender nach Valbert, einem evangelischen Kirchdorfe am Fuße des Ebbegebirges im Kreise Altena. Die ganze Gemeinde war in Aufregung wegen einer angeblich dort vorgekommenen Begebenheit, die ich, als zu den Seltenheiten unserer Zeit gehörig, hier so mittheile, wie sie mir von mehreren übereinstimmend erzählt wurde. Eine Magd des Pfarrers W. daselbst ist eines Tages in einem zur Pfarre gehörigen Busche in Arbeit. Sie bekommt Durst und trinkt aus einer nahe liegenden Quelle. In demselben Augenblicke steht vor ihr eine nackte (?) Frauengestalt, sie unter Darrei-

chung einer eiskalten Hand bittend, ihr zur Gnade zu verhelfen, indem sie wegen grober Sünden seit ihrem Absterben nun schon zwölf Jahre auf der Erde umherwandle, und zwei Kinder suche, die sie auf den rechten Weg führen müsse, bevor sie zur ewigen Ruhe eingehen könne. — Seit sie gestorben, habe sie täglich aus dieser Quelle getrunken, und in dem Umstande, daß die Magd ebenfalls daraus getrunken, das Wahrzeichen gefunden, daß diese zur Helferin bestimmt sey. — Eines andern Tages erscheint diese Gestalt den beiden Mägden des Pfarrers auf derselben Stelle, und wird von ihnen als eine namhafte, vor zwölf Jahren verstorbene alte Frau erkannt. Sie, die Todte, verabredet sodann mit der einen — ersten — Magd die Ausführung ihres Erlösungswerkes, und bestimmt, daß sie in einer der folgenden Nächte, durch das offen zu lassende Fenster ins Pfarrhaus komme, sie, die Magd, abrufen und gemeinschaftlich mit ihr zum Gottesacker gehen wolle, woselbst sie das Nähere erfahren werde. — Dann verschwindet sie unter einem donnerähnlichen Knalle, und an ihrer Stelle steht eine Erscheinung, so fürchterlich, daß beide Mägde die Flucht ergreifen. Der Pfarrer, der Kenntniß von dieser Sache genommen hat, läßt sein Haus mit Wache umstellen. Nichts destoweniger holt die Todte die Magd in der Nacht ab, führt sie durch die Kirche, deren Thüren sich von selbst öffnen, zum Gottesacker, auf dem bei brennenden Kerzen eine in Trauer gehüllte Menschenmasse und das geöffnete Grab sich zeigt, in das sie nun mit den gefundenen Seelen der beiden Kinder unter gewissen Feierlichkeiten niedersteigt, sich in den dort befindlichen Sarg legt und ihn über sich zumachen läßt. Nächstdem geht die beherzte Magd nach erhaltener Anweisung durch die Kirche wieder zurück in's Pfarrhaus und ins Bett. Die das Haus umgebende Wache aber hat von dem ganzen Auftritt nichts vernommen, als ein wenig Geräusch und Fenstergeklirr. — So weit die Erzählung. — Was soll man dazu sagen? (fragt der obige Berichterstatter) — die Sache ist zur Volkssache

geworden, und von allen Seiten erwartet man Aufschluß durch den Pf. W., den die Geschichte so nahe berührt, und der dem Spuke schon nachspüren wird." —

Auch uns würde ein gewissenhafter und genauer Aufschluß über diese Begebenheit, die natürlich im Munde des Volks mancherlei Verunstaltung angenommen haben möchte, willkommen sein, wiewohl diese ganze Geschichte schon zum voraus sehr mährchenhaft klingt.

8.

Sonderbare Muttermäler.

Aus dem Jahre 1828 findet sich in der Zeitschrift „Hesperus" Folgendes: — Das Mädchen mit dem „Napoleon Empereur" im Auge, wird in unsern Tagen angestaunt. Zu Amsterdam im Jahr 1699 im Monat März, war ein gleiches Wunder zu sehen. Ein Knabe von fünf Jahren, von Leuwarden, ließ in seinem rechten Auge die Worte: „Deus meus" und im Linken „אלהים" (Elohim) im Cirkel um den Augapfel sehen. Seine Mutter soll wegen der Schmerzen bei der Geburt dieses Kindes jene Worte oft gerufen haben. Viele tausend Menschen überzeugten sich, daß hier kein Betrug habe obwalten können. —

(S. Relationes curiosæ oder Denkwürdigkeiten der Welt. 1708. S. 204.)

Noch will ich hier aus einem eben erhaltenen Schreiben eines Freundes aus R. einen jüngst vorgekommenen merkwürdigen Traum einer erst kürzlich verschiedenen und begrabenen Jungfrau erzählen, wobei ich übrigens noch nicht ermächtigt bin, Namen der Personen und des Ortes zu erwähnen.

Eine Tochter eines ansehnlichen Geistlichen in einer bedeutenden Stadt Württembergs wurde vor Kurzem auf eine sehr eindrückliche und rührende Art begraben. Einige Wochen, ehe sie erkrankte, waren einige von ihren Freundinnen

bei ihr und erzählten einander im Gespräch auch von ihren Träumen. Als diese ihre Träume erzählt hätten, so sagte Obige, es habe ihr auch geträumt, aber sie erzähle ihren Traum nicht. — Als die Freundinnen fort waren, sagte ihre Mutter, nun S—, so erzählst du doch mir deinen Traum. — Ja, sagte sie, dir will ich ihn erzählen, und erzählte: es habe ihr vor einigen Tagen geträumt, sie befinde sich in einem Kornfelde; nun wurde dasselbe abgemäht; statt der Aehren aber waren es auf einmal Menschen, und unter diesen sei auch sie gewesen. Diese wurden nun in Garben gebunden, als bald eine Gestalt sich ihr mit aufgehobenem Finger näherte und zu ihr sagte: „S....., bedenke das Heil deiner Seele!" worauf sie erwachte. Bald nach diesem Traum ging sie am ersten Advent (1846) zu Gottes Tisch, wo sie unter Thränen noch lange in der Kirche verweilte; als sie nach Hause kam, spielte sie auf dem Klavier einen Choral; jedoch nach wenigen Tagen wurde sie etwas leidend, und mußte auch bald das Bett hüten; endlich erklärten die Aerzte, es sei das Schleimfieber. Als man es ihr sagte, erwiederte sie: „an dieser Krankheit sterbe ich;" und ob sie gleichwohl nicht gefährlich schien, sagte sie dennoch zu ihrem Bruder, er möchte sie auch auf den Gottesacker begleiten; ebenso zu ihrer Magd. — Nun wurde es aber immer schlimmer, indem sich noch eine Unterleibsentzündung einstellte, wo sie noch einige schmerzvolle Tage hatte, und woran sie dann auch — nach dreiwöchentlichem Kranksein, im fünfundzwanzigsten Jahre ihres Lebensalters, verschied. Sie war allgemein geachtet und geliebt. — Als sie ihrer Mutter auf Weihnachten einen Lichtschirm stickte, so traf es sich, daß das Bild auf demselben, wie ihre Mutter sagte, ihrer S— so ähnlich sehe, als sie noch ein Kind von vier Jahren gewesen sei, daß ihr dabei der Gedanke aufgestiegen sei, als sie erkrankte, dieß werde wohl ihre letzte Arbeit sein. —

Mohamedanischer Aberglaube.

Die menschliche Vernunft wandelt von Natur wie in einem Nebel, hinter welchem die Heere der Finsterniß theils von fern und unsichtbar auf das empfängliche Gemüth einzuwirken suchen, und ihm gern allerlei Wahngebilde vorgaukeln, theils daraus hervortreten, sich und ihre Macht näher bekunden durch wesentliche Aeußerungen, Erscheinungen, Besitzungen, Bündnisse u. dgl., und am liebsten Wahrheit und Lüge, Wesentliches und Unwesentliches, durcheinandermischen, um dem Menschen zu berücken, oder zu verwirren und zu ängstigen. Lüge und Betrug ist der Hauptcharakter ihrer Thätigkeit; aber es ist nicht Alles Unwahrheit und selbstgeschaffener Wahn, was man Aberglauben nennt. Jene Werke des Teufels zu zerstören, ist Christus erschienen, und sie finden sich daher am häufigsten, wo entweder der christliche Glaube eine falsche, unpraktische Richtung nimmt, oder in nichtchristlichen Ländern, wie die Missionsberichte zeigen. Hier wüthet das Reich des Bösen auf eine oder die andere Art mit fast ungebundener Gewalt. Nachstehend ein Bruchstück über die Mohamedaner in Africa.

Der evangelische Missionär Ferd. Christ. Ewald schreibt aus Tunis unterm 27. Juni 1834: „Die Unwissenheit des gemeinen Volks ist bedauernswürdig — — deßhalb sind sie auch in den lächerlichsten und schrecklichsten Aberglauben eingehüllt. Es wimmelt von Wahrsagern, Schwarzkünstlern, Geisterbannern und Amuletenschreibern. Die erstern sind größtentheils Frauen, die in den Straßen herumgehen und rufen: Dagasi! Dagasi! = Wahrsagerin! Die Leichtgläubigen lassen diese ins Haus kommen und vernehmen dann ihr Glück. Fast in jedem Hause ist ein Poltergeist; oft kann dieser nicht gebannt werden, und in diesem Falle verlassen die Bewohner insgesammt das Haus, und Niemand würde in dasselbe ziehen,

wenn man ihm ein Kaiserreich geben möchte. Das Haus bleibt also leer und fällt in Ruinen, und ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß auf diese Weise der sechste Theil von Tunis zur Ruine geworden ist. Ich sah ganze Straßen, in welchen die Häuser eingefallen sind, und nie wieder aufgebaut werden, weil böse Geister daselbst hausen. Es ist ein sonderbarer Widerspruch unter dem geblendeten Volke. Alle glauben an die Kraft der Amulete, nageln sie deßhalb an die Thüren, tragen eine Menge derselben am Leibe, behaupten, wo solche seyen, da können keine böse Geister sich aufhalten, und dennoch werden sie von ihnen geplagt. — Die Wahnsinnigen werden auch hier für heilige Personen gehalten, und deren gibt es eine Menge hier, theils wirkliche, theils verstellte. Es gibt männliche und weibliche Heilige. In dem sonderbarsten Anzuge durchziehen sie die Stadt, oft halb, oft ganz nackt. Jeder gibt ihnen Geld und Speise, jeder rechnet es sich für ein Glück, von solchen berührt zu werden. Nach ihrem Tode errichtet man über ihrem Grab Kapellen, und diese sind dann Zufluchtsörter für Verbrecher; einmal in diesem eingebildeten Heiligthume, ist jeder, auch der größte Verbrecher, sicher, und nicht einmal der Bey kann einen solchen herausnehmen. Der Verbrecher wird in diesen Kapellen ernährt, bis er entweder begnadigt wird oder stirbt. Doch wenn ein Mörder sich dahin flüchtet, so hat der Bey das Recht, ihn in der Kapelle einmauern zu lassen. In Tunis gibt es eine große Anzahl solcher Zufluchtsörter. Eine Straße ist völlig damit angefüllt, und wird deßhalb die heilige Straße genannt. Doch der berühmteste Zufluchtsort dieser Art ist 12 englische Meilen von hier, Sidi Buset genannt, erbaut auf einem der drei Hügel, auf welchem ehemals zum Theil Karthago erbaut war. Wer dahin fliehen kann, ist aller Verfolgung überhoben. Zuweilen ziehen diese vermeintlichen Heiligen mit Fahnen, Trommeln und Pfeifen durch die Stadt, und dieses ist ein gräßlicher, schaudererregender Anblick. Während die einen trommeln, tanzen die andern, wobei sie die Augen und

Glieder verdrehen, und die scheußlichsten Geberden machen; mir kamen die Bacchusfeste der Alten in Sinn. — Weder Juden noch Christen dürfen ihnen in den Weg kommen, und bei ihrer Ankunft verbergen sich die Juden, und die Christen gehen aus dem Wege. Ich stand einmal grade an dem Laden eines Mauren im obern Theil der Stadt, als ein solcher Zug sich näherte. Die Juden flohen, die Mauren sagten auch zu mir, ich sollte mich verbergen, und in der That war mir nicht recht wohl bei dieser Sache; da ergriff mich der Maure, nahm mich in seinen Laden und sagte: „Setze Dich hieher zu mir; ich that es und der Zug ging vorüber. Auf meine Frage, warum diese Leute sich so seltsam geberden? erhielt ich zur Antwort: Es sind Heilige. Ich hatte dann eine lange Unterredung mit diesem Mauren über den Unsinn dieser Menschen und über vernünftigen Gottesdienst." —

Ohne Zweifel sind nicht alle Poltergeister von Tunis leere Phantasie; es mögen unter andern der unruhigen Seelen dort genug umgehen, und daß die Amulete der Mohamedaner, wenn sie auch kein Betrug sind, sie nur selten entfernen oder beruhigen können, ist begreiflich. Ebenso scheinen sich unter den wahnsinnigen „Heiligen," bei deren Verehrung die himmlische Begeisterung mit der Verrücktheit (Furor divinus mit insania) verwechselt wird, wirkliche Besessene zu befinden. Nur das Christenthum kann da aufräumen; aber nicht das rationalistische. Denn die Rationalisten wissen weder von Poltergeistern und Gespenstern, noch von Besessenen, wenn gleich beides und noch mehr hinter ihrem Rücken sich die Freiheit nimmt, vorhanden zu seyn.

— y —

Ein schöner Traum.

Von Mosengeil.

In einer bekannten Stadt Thüringens lebte vor geraumer Zeit ein erfahrener, frommer Arzt, dessen ausgebreiteter Ruf ihm große Ehre und reichliches Einkommen erwarb, aber auch zugleich so viel Arbeit und Gemüthsbewegung zuzog, daß er zuweilen fast darunter erliegen zu müssen fürchtete. Väterlich und brüderlich theilte er die Leiden seiner Kranken und redete ihnen dabei in Stunden der Gefahr so erbaulich und eindringlich an's Herz, daß sie in diesem leiblichen Arzte auch zugleich den geistlichen fanden.

Traten Zeiten ein, wo ansteckende Krankheiten herrschten, und wo gleichsam der Tod mit aller Macht an dem großen Lebensbaume schüttelte, so, daß die Menschen in Menge, gleich reifen Früchten und gelbem Herbstlaub, in's Grab herabrieselten: dann war die Mühe des Arztes eben so groß, als seine Gefahr, und sein Testament lag daher immer bereit.

Sehr oft wurde er dann mitten in der Nacht herausgerufen, und mußte sich den süßen Schlaf aus den müden Augen wischen, um vielleicht durch Regenstürme und Schneegestöber zu Neuerkrankten hinzueilen. So mühvoll und lange nicht genug gewürdigt ist das Amt eines guten, pflichtgetreuen Arztes.

Einst als sich der Doktor von seinen vielen Besuchen ganz ermattet zur Ruhe begeben hatte, sank er augenblicklich in einen tiefen Schlaf, der ihm ein wunderbares Bild vor die Seele stellte, als sollte Körper und Geist zugleich erquickt — für die kommende Arbeit gestärkt, und für die vergangene belohnt werden.

Sein Traum führte ihn in einen Lustgarten, dessen Pracht Alles übertraf, was er bis jetzt von anmuthigen Gartenanlagen

jemals gesehen. Das Schönste aus dem Pflanzenreiche, wie sich's in allen Erdtheilen zerstreut findet, war hier vereinigt; der Doktor, ein geübter Kenner, kam fast außer sich vor Entzücken, als er große Prachtblüthen und edle Baumarten, wie sie nur unter Indien's Himmel gedeihen, und wie er sie bis jetzt blos aus Bildern und Beschreibungen kannte, lebendig in allerhöchster Vollkommenheit erblickte. Wie ein Kind, dem der heilige Christ beschert hat, eilte er von einem Gegenstande des Erstaunens zum andern fort. Ein erquickender Wohlgeruch duftete aus den schattenkühlen Büschen; der Rasen glich einem großen Kunstgewebe, in welches auf goldgrünem Grunde hellgelbe und violenfarbige Blümlein in den zierlichsten Gestalten gestickt waren. Hier und da murmelten Kühlung hauchende Quellen, erhoben sich krystallhelle Wasserstrahlen, und fielen mehr klingend, als plätschernd, in große dunkelblaue Becken herab. Ueber denselben schwebten Vögel mit buntschimmerndem Gefieder, wie sie nur durch Afrika's Wälder ziehen, und schauten aus ihrer klaren Höhe mit den schillernden Pfauenhälsen hernieder, als bewunderten sie selbst ihre große Schönheit, die sich tief unter ihnen im Wasserspiegel mit zitternden, zerfließenden Farbenflammen malte.

Anfangs merkte der Doktor in seinem Entzücken nicht, daß er ganz allein war; dann aber, als er eine Weile hierhin und dorthin seinen Lauf durch die hohen Laubengänge richtete, und ein neues Naturwunder immer das vorige überbot, fiel es ihm auf, daß dieser herrliche Garten leer von Bewohnern sey, und sein Herz sehnte sich nach einer mitfühlenden Brust, an die er zärtlich fallen und rufen könnte: Ach, Bruder! Wie schön ist es hier! Und wie groß ist der Schöpfer!

Indem er dieses bei sich dachte, sah er einen Mann aus der Ferne heranschreiten; je mehr er sich näherte, desto mehr wuchs des Doktors Freude; denn immer deutlicher erkannte er seinen geliebten Vater.

Mit dem lauten Freudenruf des Wiedersehens wollte er ihm um den Hals fallen; doch jener machte eine abwehrende

Bewegung, ob er ihm gleich mit einer ganz verklärten Freundlichkeit und Liebe zulächelte.

O, mein Vater, rief der Betrübte, warum wehrest du es denn, mich, deinen getreuen Sohn, an's Herz zu schließen, wo ich doch so lange nicht geruht habe? Da hob jener mit sanfter Stimme zu sprechen an: Ich liebe dich, wie immer; und seit ich von der Erde geschieden bin, habe ich dich wohl öfter im Geiste gesehen, als du mich.

Da stand der Sohn, in Gedanken vertieft; denn er konnte sich durchaus nicht darauf besinnen, daß sein Vater jemals durch den Tod von ihm getrennt worden sey.

Nun ich deiner Liebe gewiß bin, erwiederte er endlich, so bin ich auch wieder zufrieden, und es fehlet mir gar nichts mehr zu meinem Glück, da ich in diesem unvergleichlichen Lusthain gerade den Freund gefunden habe, nach welchem meine Seele am meisten Verlangen trug.

Darauf sprach sein Vater: Dir ist ein großes Heil widerfahren, welches selten einem Sterblichen zu Theil wird. Denn wisse! Du bist an einem Orte, welchem du noch nicht angehörst. Verlangst du den Beweis, so brich nur eine jener Rosen, die hier neben dir blühen.

Der Sohn langte hin, eine der königlichen Blumen dankbar zu pflücken, doch kaum berührte er sie, als das zarte Gebilde wie ein Nebeldunst zerrann. Blick' her! sprach der Vater, knickte eine der schönsten, rothen Kronen ab und steckte sie an seine Brust, und es war, als ob sie dort noch höher glühe und würziger dufte.

Da fragte der Sohn mit Trauer: Was muß ich denn thun, mein Vater, daß ich würdig werde, hier zu wohnen, und daß die Blumen dieses Gartens nicht vor mir Armen erschrecken und zerfallen?

Arbeiten, beten, dienen, vergeben und geben in der Furcht des Herrn, wie du es bisher gethan; antwortete der Vater. Der Sohn fragte noch Vieles, worauf er Bescheid erhielt. Vieles hingegen blieb ihm verborgen. An Manches auch wußte

er wachend sich niemals mehr deutlich zu erinnern. Eines hatte er behalten: daß die Erde mit ihrer Schönheit nur ein schwaches Vorbild sey von der Herrlichkeit ihrer Sonne, und diese nur der Schatten größerer Wunder jener großen Sonnen, um die sich ganze Weltgebäude drehen.

Indem sie so mit einander sprachen, ging erst in großer Ferne, dann immer näher und durchdringender ein Ton durch den Garten, den der Doktor nachher nur mit dem Accorde einer großen Orgel vergleichen konnte, der stark und herzergreifend strömte, und doch dabei so sanft blieb, wie das Säuseln der Harfensaiten, wenn der leise West sie anhaucht.

Dieß ist das Zeichen, sprach der Vater, daß die Bewohner dieser Gegend sich zur Anbetung des ewigen Vaters versammeln. Darum, so lebe nun wohl auf kurze Zeit, bis wir uns wiedersehen!

Noch ein einzig Wörtlein! flehte der Sohn; o, sage mir, ehe du scheidest, was bedeutet das unaussprechlich schöne Rosenlicht, das dort am Horizont heraufflammt, als wollte eine neue Sonne aufgehen, noch schöner, als das klare Licht, welches jetzt durch die zitternden Palmzweige niederglänzt? Niemals habe ich noch eine Aurora mitten im Tage gesehen!

Die Werke des Allmächtigen sind unendlich und unergründlich, war des Vaters Antwort; wir alle, die wir hier wohnen, wissen uns jenes entzückende Licht nicht zu deuten, sondern wir sehnen uns dorthin, so wie ihr auf Erden euch nach dem Himmel sehnt. Denn ohne Sehnsucht lebet keine Seele, weder auf Erden noch im Himmel.

Dann breitete der Vater segnend seine Hände aus zum Scheidegruß. In diesem schmerzlichen Augenblick kam eine andre Gestalt den Sprechenden näher, und der Doktor erkannte in ihr seine geliebte Schwester, die Gattin eines werthen Freundes, in dessen Hause er seine frohesten Stunden genoß.

Vater und Tochter sanken sich mit unaussprechlicher Wonne in die Arme. Dann erst wendete sie sich erstaunt zum Bruder hin.

O, darum, rief sie, ihm entgegenfliegend, darum mußte ich dort vergebens auf dich warten!

Doch ehe er noch mit seinen Armen sie umschlingen konnte, war es ihm plötzlich, als sinke er durch unermeßliche Räume nieder. Der erste Laut, dessen er sich bewußt wurde, war ein lauter Ruf seines Namens.

O, lieber Herr! erscholl es vor der verschlossenen Thür; so öffnet mir und ermuntert euch doch aus eurem tiefen Schlafe, denn gewiß es hat große Gefahr!

Nun ward es ihm klar, daß er bisher im Paradies des Traumes gewandelt hatte, und daß jetzt wieder die wirkliche Welt ihre Ansprüche an ihn erneure. Er kleidete sich hastig an.

Wer ist's denn, der nach mir verlangt? rief er dem harrenden Boten vor der Thüre zu.

Es ist eure liebe Schwester! erscholl's zur Antwort; sie ist plötzlich erkrankt, und schon eine gute Weile habe ich euch umsonst zu erwecken gesucht.

Der Arzt eilt erschrocken hinab, er durchläuft mit immer steigender Angst die Straßen bis zum befreundeten Haus und tritt hastig ein; da fällt ihm der Gatte schluchzend um den Hals.

Zu spät! seufzte er, kaum des Wortes mächtig; unsre Freundin ist schon bei Gott! Ein Nervenschlag hat plötzlich mit ihr geendet.

Da faltete der Doktor seine Hände hoch empor, und konnte nicht weinen; auch nicht sprechen. Es währte lange, ehe er seinem Freunde den wunderbaren Traum erzählen, und ehe dieser recht darauf achten konnte.

Amputation eines Fußes im magnetischen Schlafe.

Am 22. November 1842 verlas ein Herr Topham, der den Kranken magnetisirt hatte, in der Londoner medicinisch-chirurgischen Gesellschaft folgenden Bericht.

Jakob Wombell, ein Arbeitsmann, 42 Jahre alt, von ruhiger Gemüthsbeschaffenheit, hatte seit etwa 5 Jahren an einem sehr schmerzhaften Knieschaden gelitten. Am zweiten Junius wurde er in das Bezirksspital zu Wellow bei Ollerton in der Grafschaft Nottingham gebracht. Er war nicht länger im Stande zu arbeiten, und litt außerordentlich. Bald stellte sich heraus, daß man ihm das Bein über dem Kniegelenke werde abnehmen müssen, und die Aerzte kamen überein, daß dieses wo möglich geschehen sollte, während der Kranke im magnetischen Schlafe lag.

Ich sah Wombell zum ersten Mal am 9. September. Er saß auf seinem Bette, liegen oder gar stehen war ihm unerträglich. Er klagte über peinigenden Schmerz, war aufgeregt und reizbar, und weil ihm der Schlaf fehlte, sehr von Kräften gekommen. Während der letzten drei Wochen hatte er in je 70 Stunden immer nur 2 Stunden geschlafen. Ich versuchte jetzt ihn in magnetischen Schlaf zu versetzen und gebrauchte dazu 35 Minuten; doch schloß er nun die Augenlider unter jenem Zittern und Zucken, welches dem magnetischen Schlafe eigenthümlich ist. Obwohl er wach war und sprach, konnte er sie doch erst nach Verlauf von anderthalb Minuten wieder öffnen.

Am folgenden Tag gelang mein Versuch schon besser, und schon nach zwanzig Minuten war er in Schlaf versunken. Nun magnetisirte ich ihn Tag für Tag, mit alleiniger Ausnahme des 18., bis zum 24. Sept., und seine Empfänglichkeit stieg allmälig, so daß am 23. der Schlaf schon nach $4^1/_2$ Minuten eintrat. Die Dauer desselben war verschieden, und betrug zuweilen eine Stunde, manchmal auch eine halbe mehr. Er erwachte jedesmal durch den Schmerz am Knie, der in unbestimmten Zwischenräumen sich heftig einstellte.

Als ich ihn das dritte Mal sah, fühlte er sich sehr schwach, und war so bekümmert und betrübt, daß er weinte. Ich strich ihm der Länge nach über das Knie, und nach etwa 5 Minuten fühlte er sich erleichtert, und als ich fortfuhr mit

meinem Magnetisiren, schlief er wie ein Kind. Nun wurden seine Arme und sein Knie gekniffen, ohne daß er Empfindung davon hatte, und doch war das kranke Glied, wenn er wachte, dermaßen empfindlich, daß er auch nicht die leichteste Bedeckung auf demselben vertragen konnte. In jener Nacht schlief er sieben Stunden ohne Unterbrechung. Nachdem ich ihn nun 12 Tage hinter einander magnetisirt, ging in seinem Aeußern eine sichtbare Veränderung vor. Er bekam wieder eine gesunde Farbe, seine Heiterkeit kehrte zurück, er fühlte sich kräftiger, schlief gut und hatte Eßlust. Am 22. Sept. wurde ihm gesagt, daß in nächster Zeit das Bein abgenommen werden solle. Diese Mittheilung schien ihm unerwartet zu kommen und griff ihn sehr an. Ich versuchte an demselben Tage, ihn gegen seinen Willen zu magnetisiren. Während ich es that, sah er von Zeit zu Zeit die Umstehenden an; nach 12 Minuten schlief er. An den drei vorhergehenden Tagen war die Sache in sechs Minuten gethan. Später sagte er mir, er habe sich wiederholt daran erinnert, daß man ihm sein Bein abnehmen wolle, und an den Schmerz gedacht, den er werde aushalten müssen; aber der magnetische Einfluß war überwiegend und er verlor bald das Bewußtseyn. Die Furcht vor dem Verlust des Beins aber verhinderte in jener Nacht seinen *natürlichen* Schlaf. Am andern Morgen fand ich ihn reizbar und geschwächt; nach 4½ Minuten aber brachte ich ihn in Schlaf.

Topham erzählt nun, daß er den Kranken noch mehrmals versuchsweise magnetisirte, um sich zu überzeugen, daß die Operation verrichtet werden könnte, während Wombell schlief. Dann fährt er fort: Als der festgesetzte Tag da war, gingen wir in sein Zimmer, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Da der Kranke bei jeder Berührung von entsetzlichen Schmerzen gequält wurde, so mußten wir davon abstehen, ihn auf einen Tisch zu legen. Sein niedriges Bett wurde daher auf ein Gerüst gehoben. Nachdem ich ihn zehn Minuten lang magnetisirt, zogen wir ihn auf seinem Betttuche nach unten hin. Die Bewegung aber, welche dabei unvermeidlich war, verur-

sachte ihm dieselben Schmerzen, die ihn so oftmals gepeinigt hatten. Das Knie war außerordentlich empfindlich; wenn er im magnetischen Schlaf lag, hatte ich ihn an den vorhergehenden Tagen oberhalb und unterhalb desselben stark geprickelt, ohne daß er das Mindeste gespürt hätte. Wir legten ihn nun in die geeignete Lage, und bald nachher bemerkte er uns, sein Schmerz habe aufgehört. Binnen 4 Minuten schlief er, und nach Verlauf einer Viertelstunde sagte ich dem Wundarzt, Herrn Ward, er könne nun seine Operation beginnen. Jetzt brachte ich zwei Finger jeder Hand in sanfte Berührung mit Wombells geschlossenen Augenlidern und ließ sie längere Zeit dort, um den Schlaf noch tiefer zu machen. Der Wundarzt warf einen ernsten, bedächtigen Blick auf den Mann, schnitt langsam mit seinem Messer in die Mitte der äußern Seite des Schenkels bis auf den Knochen und machte dann einen zweiten Schnitt rings um den Schenkel. Wir alle standen athemlos da und nur das Athmen des Kranken war hörbar. Als der Wundarzt den zweiten Schnitt machte, ergab sich, daß die Lage des Beines unbequemer war, als wir angenommen hatten und Hr. Ward fühlte sich dadurch etwas behindert. Nach dem zweiten Schnitte winselte der Kranke und das Winseln kehrte bis zur Vollendung der Operation in Zwischenräumen wieder. Ich meine, Wombell hat geträumt, denn sein Schlaf war fest wie zuvor. Der ruhige Ausdruck seines Gesichtes veränderte sich nicht im Mindesten, sein ganzer Körper blieb liegen, wo er lag, kein Muskel, kein Nerv zuckte. Bis zum Ende der Operation, auch während der Knochen abgesägt wurde, Hr. Ward die Pulsadern unterband und die Bandagen anlegte, also während einer Zeit von etwa zwanzig Minuten, lag er da wie eine Bildsäule. Bald nach der Abnahme des Gliedes schlugen seine Pulse in Folge des Blutverlustes schwächer; man goß ihm etwas Branntwein mit Wasser vermischt in den Mund, das er unwillkürlich hinunterschluckte. Als der letzte Verband angelegt wurde, machte ich einen der Wundärzte und einen andern anwesenden

Herrn auf das eigenthümliche, schon erwähnte Zucken der Augenlider aufmerksam. Da nun alles fertig war und Wombell weggenommen werden sollte, brachte Hr. Ward ihn durch ein Salz zum Wachen.

Er war ganz ruhig. Anfangs sagte er kein Wort, er schien erstaunt oder verwirrt; dann sah er um sich und rief: Gott im Himmel sey gelobt, es ist alles vorüber! Darauf schaffte man ihn in ein anderes Zimmer, wo ich ihn sogleich, in Gegenwart Aller, welche bei der Operation zugegen gewesen, aufforderte, zu sagen, was mit ihm vorgegangen sey, nachdem der magnetische Schlaf eingetreten. Er antwortete: „Ich wußte von nichts mehr und Schmerzen habe ich nicht gefühlt; einmal war es mir, als hörte ich ein Krachen oder Knacken." Auf die Frage, ob das schmerzhaft gewesen sey, entgegnete er: „Nicht im Geringsten; Schmerzen habe ich nicht gespürt und wußte von nichts, als bis ich durch das starke Zeug (er meinte das Salz) aufgeweckt wurde." Das „Knacken" hörte er wohl, als ihm der Knochen durchsägt wurde.

Wir verließen ihn mit der besten Hoffnung; Abends 9 Uhr fand ich ihn in sehr befriedigendem Zustande und magnetisirte ihn; nach kaum 2 Minuten schlummerte er und schlief anderthalb Stunden. — Als der erste Verband abgenommen wurde, hatte ich ihn eingeschläfert; von dieser gewöhnlich so schmerzhaften Abnahme merkte er gar nichts; er hatte auch nicht gewußt, daß sie vorgenommen werden sollte und hatte auch später keine Ahnung von dem, was geschehen war.

Der genannte Wundarzt hat alle diese Aussagen bestätigt und weiter bezeugt, daß gerade 3 Wochen nach der Operation Wombell aufstand, um mit gesundem Appetite sein Mittagsmahl einzunehmen. Er war längst außer aller Gefahr; Nervenzufälle, wie sie in Folge schmerzhafter Operationen so häufig vorkommen, hat er gar nicht gehabt.

Ueber die Wirkungen in Distanz beim Phänomen im Gefängnisse zu Weinsberg im Jahr 1836.

Schon im Anfange dieses Heftes kam ich auf die Phänomene im hiesigen Oberamtsgerichtsgefängnisse zurück, die sich im Jahre 1836 während der Inhaftirung eines Weibes zeigten und die in der bekannten Schrift verzeichnet sind.

Ich übergehe all die vielen Zeugnisse, die für dieß besondere Phänomen im Gefängnisse selbst sprechen und will nur diejenigen wieder den Lesern ins Gedächtniß zurückrufen, die davon zeugen, daß sich dieses Phänomen auch in Distanz äußerte, und daß, wenn diesem Weibe auch möglich gewesen wäre, im Gefängnißraum derlei durch Betrug, dem sie allerdings sehr unterworfen ist, hervorzubringen, es ihr doch nicht möglich gewesen wäre, durch Betrug in solche Distanzen hinzuwirken. S. 159 jener Schrift findet man das Zeugniß vom Oberamtsgerichtsbeisitzer Theurer. S. 161 das Zeugniß des Lehrers Neuffer. S. 132 von Referendär Bürger. S. 166. vom hiesigen Bürger Kümmel und seinem Sohne. S. 171 von Herrn Maler Dörr. S. 175 von Herrn Professor Kapf. Nach allen diesen nüchternen und bewährten Zeugen erschien dieses Phänomen mehr oder weniger auf die gleiche Weise in der Nacht (bei den Herren Kapf, Dörr und Duttenhofer sogar zu Heilbronn, eine Stunde von Weinsberg entfernt). Es stellte sich mit Tönen ein wie vom Gehen auf Socken, Werfen wie mit Sand, selbst Tönen wie von einem Schusse, besonders aber in Tönen, wie wenn man kleine dürre Reiser zerbricht, oder in Tönen wie beim Herausziehen elektrischer Funken aus Flaschen. Herr Neuffer bezeichnet es als einen langen, knisternden, knallenden Ton, als reibe man ein sich entzündendes chemisches Schwefelhölzchen.

Dem Gesichtssinn erschien es nach diesen Zeugnissen oft wie eine schwefelgelbe Beleuchtung. Herr Bürger sagte: Diese Beleuchtung dauerte einige Minuten, worauf es gerade

war, als rollte man eine Tapete die Wand entlang und als führe diese mit der Beleuchtung zum Fenster hinaus.

Dem Geruchssinne wurde es nach diesen Zeugnissen oft als wie ein Leichengeruch offenbar, dem Gefühlssinn aber durch kaltes Anblasen u. s. w.

Wer all diese Zeugnisse mit Unpartheilichkeit liest und vergleicht, der muß finden, daß wenn auch jenes Weib sonst betrogen und gelogen haben mag, in diesen Anregungen in Distanz von ihr kein Betrug gespielt werden konnte und daß solchen, wenn auch nichts Gespenstiges, doch Geistiges unterlag. Mir aber kommen solche Einwirkungen wie dämonische vor, welchen dieses Weib allerdings nahe steht und wie solche auch schon öfters in andern und frühern Geschichten Idiosomnambüler, hauptsächlich aber Kakodämonischmagnetischer, beobachtet wurden.

Ein Zeugniß kann ich nicht umhin noch wörtlich ins Gedächtniß zurückzurufen, es ist das von Herrn Professor Kupferstecher Duttenhofer, einem durch Ernst und klaren Verstand bekannt gewesenen Manne, wie er dasselbe in den Blättern aus Prevorst 9te Sammlung S. 86. in Form eines Schreibens an mich abdrucken ließ.

„Zuerst muß ich Ihnen bezeugen, daß ich bei Durchlesung des Buches (Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur ꝛc.) sehr befriedigt wurde, sowohl wegen der treuen und unverfälschten Darstellung aller der verschiedenen Thatsachen und Nebenumstände, so viel sie mir theils aus eigener Erfahrung, theils von andern glaubwürdigen Leuten bekannt geworden sind und dann überhaupt über die Anordnung des ganzen Inhalts. Auch mir war eine Veroffenbarung, oder wie Sie das nennen wollen, in meiner Wohnung in der Nacht vom 29. bis zum 30. Dezember v. J. geworden. (Es war also dieß die gleiche Nacht, wo das Phantom auch zu Herrn Maler Dörr nach Heilbronn kam. S. S. 172 der Schrift.) Da ich aber Morgens früh nach Oehringen reiste, so hatte ich Niemand etwas davon erzählt.

Nach meiner Zurückkunft am 2. Januar erfuhr ich nun sogleich, mit welchem gewaltigen Geschrei über die Phänomene, die Herr Dörr beobachtet hatte, die Stadt erfüllt war, wie Vergrößerungen und boshafte Mißdeutungen stattfanden, und wie überhaupt über dem Geschrei der Menge zu keinem vernünftigen Worte zu kommen war, daher ich das mir Begegnete nur einigen Freunden mittheilte, indem ich glaubte, jetzt schweigen zu müssen, da solche Beobachtungen zu wichtig sind und auf einem andern Gebiete besprochen werden müssen, als hier der Fall ist.

Es kam daznmal jenes Phänomen, als ich ganz wach im Bette lag, zu mir, nicht nur mit jenen Tönen, von denen ich früher und auch Herr Dörr und Andere zeugten, sondern es lief in meinem Zimmer, in dem sich außer mir kein Mensch befand, wie mit Schlurgen (an den Füßen los angelegten Schuhen) auf und ab, und als ich ihm zurief: „Laß dich noch besser hören!" that es zu meinem Erstaunen vor mir (im Zimmer) einen völligen Schuß. Nach diesem Schusse aber schwieg es auf einmal stille, es war als wie verschwunden. Fürs Auge, oder sonst für ein Schauen stellte sich mir nichts dar.

Es ist sehr natürlich, daß solche Behauptungen und erlebte Thatsachen, gibt man sie der Menge preis, sogleich alle Stände und Alter beschäftigen, und da einerseits diejenigen, die seit fünfzig Jahren das eingetrichtert haben, was wir alle wissen, nicht gestört seyn wollen, und andererseits diejenigen, welchen eingetrichtert worden ist, das erworbene liebe Gut der Erkenntniß sich auch nicht rauben lassen wollen, so ist mir recht gut erklärlich, woher diese leidenschaftliche Wuth gegen solche Beobachtungen kommt.

Mich u. s. w.

Heilbronn, den 27. Sept. 1836.

Duttenhofer.